

Gilles Marchand, Angela Merkel, Matthias Glarner, Good News aus Afrika

DIE WELTWOCH

Nummer 27 – 6. Juli 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Liebeserklärung an Italien

Eleganz und Ewigkeit



Kindat Pandaw

18 Tage ab Fr. **6495.-**
inkl. An-/Rückreise, Vollpension an Bord und Ausflüge

Neue Route 2018
Rabatt
Fr. 700.-
pro Person



Inklusive
Ausflüge und
Getränke
an Bord

Flussreise Myanmar Irrawaddy und Chindwin

Faszinierendes Mandalay
Tempelstadt Bagan
Alte Kulturen am Chindwin
Boutique-Schiff im Kolonialstil

Eine Reise entlang zweier Lebensadern Myanmars. Es erwarten Sie die Königsstadt Mandalay und Bagans Tempelmeer am grossen Irrawaddy, gefolgt von der Flussfahrt auf dem ursprünglichen Chindwin entlang atemberaubend schöner Landschaft.

Route 1 Mandalay–Homalin

- Tag 1 Flug Schweiz–Bangkok.**
- Tag 2 Bangkok–Mandalay.** Transfer zur Kindat Pandaw (A).
- Tag 3 Mandalay–Amarapura.** City Tour und Fahrt nach Amarapura zur längsten Teakholzbrücke der Welt (FMA).
- Tag 4 Pakokku–Tan-Chi-Taung.** Mit dem Tuk-Tuk besuchen Sie den bunten Markt (FMA).
- Tag 5 Sale–Pakhnange.** Das Kloster Youk-soun Kyaung ist bekannt für Teakholzschnitzereien (FMA).
- Tag 6 Flussfahrt auf dem Irrawaddy.**
- Tag 7 Bagan.** Bestaunen Sie mehr als 3000 antike Stupas und Tempel (FMA).
- Tag 8 An Bord.** Sie verlassen den Irrawaddy und fahren den Chindwin hinauf (FMA).
- Tag 9 Monywa.** In Monywa besichtigen Sie den Thandboodi Tempel (FMA).
- Tag 10 Phowin Taung.** Bestaunen Sie die Wandmalereien in den Phowin Taung Höhlen (FMA).
- Tag 11 Flussfahrt auf dem Chindwin.**
- Tag 12 Mingkin.** Erkunden Sie das Luang Prabang des Chindwin (FMA).
- Tag 13 Mawlaik.** Mawlaik kann nur per Boot erreicht werden (FMA).

- Tag 14 Sitthaung.**
- Tag 15 Toungdoot.** Die alte Shan Enklave hatte früher einen eigenen Hofstaat (FMA).
- Tag 16 Homalin–Yangon.** Flug nach Yangon. Stadtbesichtigung. Übernachtung im Hotel (FA).
- Tag 17 Flug Yangon–Bangkok.** Flug via Bangkok nach Zürich (F).
- Tag 18 Flug Bangkok–Zürich.**

Route 2 Homalin–Mandalay

Reise in umgekehrter Richtung.



Die **Kindat Pandaw** erstrahlt im Glanz der alten Kolonialzeiten. Die Aussenkabinen (16 m²) auf dem Haupt- und Oberdeck verfügen über 2 getrennte Betten, individuell regulierbare Klimaanlage, Dusche/WC. Sie sind komfortabel und geschmackvoll eingerichtet und haben Glastüren mit direkten Zugang auf das Promenadendeck mit privater Sitzgelegenheit.

Reisedaten 2018

Route 1, Mandalay–Homalin, 14.09.18–01.10.18
Route 2, Homalin–Mandalay, 27.09.18–14.10.18

Preise pro Person

| Kabinentyp | Katalogpreis | Sofortpreis |
|-------------------------|--------------|---------------|
| Hauptdeck | | |
| 2-Bett | 7195.- | 6495.- |
| 2-Bett, Alleinbenützung | 8295.- | 7595.- |
| Oberdeck | | |
| 2-Bett | 7695.- | 6995.- |
| 2-Bett, Alleinbenützung | 8695.- | 7995.- |

Sofortpreis mit beschränkter Verfügbarkeit

Zuschläge

- Visum Myanmar **110.-**
- Business Class **auf Anfrage**

Unsere Leistungen

- Flüge mit Thai Airways Zürich–Mandalay, Yangon–Zürich via Bangkok, v.v.
- Inlandflüge Homalin–Yangon, v.v.
- Transfers gemäss Programm
- Flussreise mit Vollpension an Bord
- 1 Übernachtung im Erstklass-Hotel in Yangon
- Alle Mahlzeiten laut Programm (F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen)
- Lokale Getränke an Bord (Softdrinks und Bier)
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Erfahrene Mittelthurgau-Reiseleitung ab 20 Gästen

Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.- (entfällt bei Buchung über www.mittelthurgau.ch)
- Persönliche Auslagen
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung auf Anfrage
- Zuschlag Business Class

Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Bürger benötigen einen Reisepass, der mindestens 6 Monate über das Rückreisdatum gültig sein muss, sowie ein Visum für Myanmar.

Niedrigwasser

Der Wasserstand des Chindwin sinkt in den Wintermonaten sehr schnell. Trotz des geringen Tiefgangs der Kindat Pandaw kann nicht garantiert werden, dass die Strecke bis Homalin zu jeder Zeit befahrbar ist. Sollte dies der Fall sein, wird das Programm der Situation entsprechend angepasst.

Internet Buchungscode

www.mittelthurgau.ch fkipman1/fkiphom1

Gratis-Buchungstelefon

Online buchen

0800 86 26 85 · www.mittelthurgau.ch

**reisebüro
mittelthurgau**
Die Schiffsreisenmacher



Liebe Leserin, lieber Leser

Diese Ausgabe ist eine besondere: Wir entführen Sie sanft in den Sommer – mit zwanzig Seiten Extra zu Italien und der italienischen Lebenskunst. Historiker Volker Reinhardt präsentiert die schönsten Orte unseres südlichen Nachbarn, bekannte wie unbekannt. Wir berichten über die Wunder der Mariengrotte im Wald Zaro auf Ischia, geben Stiltipps mit Patricia Gucci und Enrico Cinzano und erkunden den Beitrag Italiens zur automobilen Zivilisation. Peter Keller schreibt über das «Geschenk der Sinnlichkeit», das wir den Italienern verdanken. Bei allen Ewigkeitswerten sind sie immer auch für Überraschungen gut: in diesem Fall in der Politik, in der Silvio Berlusconi ein unerwartetes Comeback feiert. **Seite 16–35**

Roger de Weck ist abgetaucht. Sein Nachfolger Gilles Marchand, der im Oktober auf dem Generaldirektorenstuhl der SRG Platz nehmen wird, ist noch nicht wirklich aufgetaucht. Der studierte Soziologe, der via Ringier Romandie zum Westschweizer Fernsehen kam, ist jenseits des Röstigrabens eine bekannte Figur, in deutschsprachigen Ländern aber ein unbeschriebenes Blatt. Der kantige Genfer Journalist Pascal Décaillet, während siebzehn Jahren vielbeachtete Stimme bei Radio Suisse Romande und seit 2006 freischaffender Medienmann, kennt Marchand bestens. Für die *Weltwoche* hat er eine tiefenscharfe soziologische Studie zum künftigen starken Mann der SRG zu Papier gebracht. Man werde sich vor dem neuen Patron viel mehr hüten müssen als vor Roger de Weck, prognostiziert Décaillet. **Seite 38**

Nun wird man sie wieder feiern als Führerin der freien Welt, wenn sie die G-20-Welt zu Gast hat in Hamburg. Im Herbst ist ihre Wiederwahl so gut wie sicher: Angela Merkel, die Alternativlose, die Unvermeidliche, die Ewige. Wie hat sie das geschafft? Indem sie auf Prinzipien verzichte, schreibt Josef Schlarmann. Das frühere Mitglied im CDU-Vorstand hat Merkel aus nächster Nähe erlebt und ist einer ihrer unerbittlichsten Kritiker. Mit Deutschlands und Merkels Dominanz in Europa befasst sich der belgische Historiker David Engels. Seine These: Die Deutschen haben den Kontinent stets mit veralteten Ideologien in die Katastrophe geführt. Auch diesmal? **Seite 50**

Seit vierzig Jahren besucht Ueli Frey jedes Jahr das Montreux Jazz Festival. Erst als Fan, dann als Fotograf und Journalist. Im Verlauf der Zeit lernte er Festivalgründer Claude Nobs und viele Musiker persönlich kennen. Er hat legendäre Konzerte erlebt, Abstürze und ausufernde Partys. Zurzeit ist das Festival am



Legendäre Konzerte: Montreux-Festivalgründer Nobs.

Genfersee wieder in vollem Gange. Ueli Frey präsentiert in einem zwölfseitigen Fotoessay exklusiv seine besten Bilder dieses weltweit einmaligen Musikanlasses. **Seite 78–89**

In eigener Sache: Der Stanford-Professor und *Weltwoche*-Autor Hans Ulrich Gumbrecht erhält den Ehrendokortitel der Leuphana-Universität Lüneburg. Er gelte als «einer der prägenden deutschsprachigen Intellektuellen der Jahrtausendwende», heisst es in einer Mitteilung vom Dienstag. In dieser Ausgabe schreibt Gumbrecht darüber, ob man heute noch Geisteswissenschaften studieren soll und, falls ja, was dabei zu beachten ist. Wir gratulieren dem inspirierenden Kollegen von Herzen! **Seite 70**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



WIR MACHEN IHREN
BODEN ZUR HEIZUNG

In Zusammenarbeit mit
Ihrem Installateur

Planen Sie einen Umbau? Mit dem JK-System bietet Ihnen die Naef GROUP eine revolutionäre Einfräsmethode für die nachträgliche Installation einer Fussbodenheizung – staubfrei und ohne Verlust der Raumhöhe.

Lassen Sie sich jetzt von unseren Fachleuten beraten:
www.naef-group.com oder auf der **Gratis-Infoline: 0800 48 00 48**

 **Naef**
JK-SYSTEM

G-20-Komplex

Bundesrat Maurers überflüssiger Trip nach Hamburg; Schneider-Ammann bei Ivanka Trump; Menschenrechte; Einreiseperrre. Von Roger Köppel

Keine Schweizer Zeitung sieht es kritisch, dass Finanzminister Ueli Maurer mit Staatssekretär Jörg Gasser dieses Wochenende offiziell am G-20-Gipfel der Industriestaaten in Hamburg teilnimmt. Es ist der erste Auftritt eines Schweizer Regierungsmitglieds an einer solchen Veranstaltung. Zuvor waren unsere Leute nur im Vorprogramm eingeladen, was in den höheren Etagen unseres Staates derartige Minderwertigkeitskomplexe und Gefühle akuter Vernachlässigung hervorrief, auf dass sie nun durch die maurersche Expedition verschleudert werden sollen. Ich frage mich hingegen, was Maurer und Gasser in Hamburg zu suchen haben. Nichts. Die G-20 sind ein demokratisch nicht legitimierter Verbund von Staaten, die informell wie eine Art Weltregierung ohne rechtsstaatliche Verfahrensregeln Weisungen von nebulöser Verbindlichkeit erlassen. Die Grossen piesacken dabei die Kleinen, zum Beispiel die Schweiz. Am G-20-Gipfel in London 2009 musste sich die Eidgenossenschaft auf eine «graue Liste» angeblich anrüchiger Finanzplätze stellen lassen, wobei es ironischerweise die USA mit ihren halbseidenen Steuerparadiesen Delaware und Florida waren, die unter anderen der Schweiz heuchlerisch die Leviten lasen. In Hamburg sollen 6500 Delegierte und 4000 Journalisten in einer festungsmässig von 20 000 Polizisten und sogar mit einem Flugzeugträger bewachten Stadt anreisen. Wieso halten sie das Treffen nicht gleich auf dem Flugzeugträger ab? Das wäre billiger und effizienter. Das dekadente Stelldichein kostet nach Schätzungen deutscher Medien mindestens 130 Millionen Euro. Bundesrat Maurer wird an einem Abendessen der Finanzminister mit konsumieren. Schön für ihn. Aber was bringt es der Schweiz? Schweizer Bundesräte, vor allem jene der heimatverbundenen SVP, sollten nicht ins Ausland an grosse Konferenzen pilgern, wo sie genauso vereinnahmt, in Mithaftung genommen oder über den Tisch gezogen werden wie andere Bundesräte vor und nach ihnen. Im besten Fall bringt Maurers Auftritt gar nichts. Im schlechteren, wahrscheinlicheren Fall aber hängt er in irgendeinem jener absurden G-20-Beschlüsse mit, den die Schweiz dann irgendwie auch noch ausbaden muss. Früher hatten unsere Bundesräte noch die Kraft, sich selber rar und die Schweiz durch ihre Abwesenheit interessant zu machen.



Eine Art Heiligenschein: Sommaruga, Burkhalter.

Ich gehöre nicht zu jenen Journalisten, die es sich zum Hobby gemacht haben, ihre Schuhe dauernd an Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) abzuputzen, dieser dankbarsten Zielscheibe mittelmässiger Medienpointen unter den Kuppeln des Bundeshauses. Ich bin froh, dass wir wenigstens einen Mann im Bundesrat haben, der ein privates Unternehmen geführt und eine Zeitlang wirklich von innen gesehen hat. Mag ja sein, dass er manchmal verbraucht und etwas müde wirkt, für mich ist das auch Understatement und ein Stück kokettierender bernischer Behäbigkeit. Anscheinend plant er jetzt eine grössere Weltreise zum Wohl der Schweiz. Dabei will er Mitte Juli auch in Washington Station machen, auf Einladung der Präsidententochter Ivanka Trump, 35, der unser Wirtschaftsminister, 65, höchstselbst die Vorzüge unseres dualen Bildungssystems erläutern wird. Ich drohe mich zu wiederholen: Was soll es bringen, wenn ein Bundesrat die Tochter

eines auswärtigen Staatsoberhaupt trifft, um ihr ohne fassbare Gegenleistung ein Erfolgsrezept der Schweiz ins Haus zu liefern, sozusagen franko und gratis? Würde Ivankas Vater Donald Trump bei den Söhnen und Töchtern unserer Regierungsmitglieder antraben, um sie wie eine Art staatlicher Staubsaugerverkäufer über Vorzüge und Sonderangebote aus den Vereinigten Staaten ins Bild zu setzen? Kaum. Wieder beschleicht mich das ungute Gefühl, dass diese ganze bundesrätliche Reisediplomatie weniger der Schweiz als den Egos und den Fotoalben der betreffenden Bundesräte dient. Aufhören.

Eine interessante Geschichte hat diese Woche die *Basler Zeitung* publik gemacht. Sie verdient, dass man sich eingehender damit auseinandersetzt. Der Bundesrat will auf Antrag von Didier Burkhalter und Simonetta Sommaruga ein Gesetz für eine «Nationale Menschenrechtsorganisation» schaffen. Das neue Büro soll jährlich sage und schreibe eine Million Franken aus der Bundeskasse erhalten. Hinter dem Projekt stehen Nichtregierungsorganisationen und politische Lobbyisten, die sich und ihren Anliegen gerne eine Art Heiligenschein und damit einen Vorteil im politischen Kampf verschaffen möchten. Mit Verlaub: Die Schweiz zahlt jetzt schon Millionen für die Einhaltung von Menschenrechten weltweit – darunter so verdienstvolle Projekte wie die Entwicklung einer «Politik des Alterns in Bosnien und Herzegowina» oder die dortige «Schulung für sexuelle und reproduktive Gesundheit in Notfällen». Das Letzte, was die Schweiz braucht, ist eine weitere staatlich finanzierte Menschenrechtsorganisation, die unter dem Deckmantel der Menschenrechte «eine gewichtige Stimme in der Öffentlichkeit» sein möchte für «gezielte Interventionen zu aktuellen Themen». Die neue angebliche Menschenrechtsanstalt von Burkhalter und Sommaruga ist nichts anderes als ein Propagandainstrument für politische Anliegen links der Mitte. Nichts gegen diese Anliegen, aber nicht im Namen der Menschenrechte und schon gar nicht auf Kosten der Steuerzahler.

Interessant am Entscheid des obersten amerikanischen Gerichtshofs, Teile von Trumps umstrittener Einreiseperrre wieder in Kraft zu setzen, ist vor allem dies: Die höchsten US-Richter massregeln, ja ohrfeigen geradezu die unteren Richter, die sich angemast hatten, Trump auf juristischem Weg auszubremsen, obschon der Präsident das verfassungsmässige Recht hat, die Landesgrenzen verschärft zu sichern. Ich will damit nicht für die Einrichtung eines Verfassungsgerichts plädieren, aber man sieht an diesem Beispiel, dass es eben auch in den USA immer mehr politisierte Richter und Gerichte gibt, die in zentralen Fragen nach der Macht im Staat greifen. Interessant, dass die oberste Instanz diese schrecklichen Juristen jetzt so scharf zurückpfeift.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

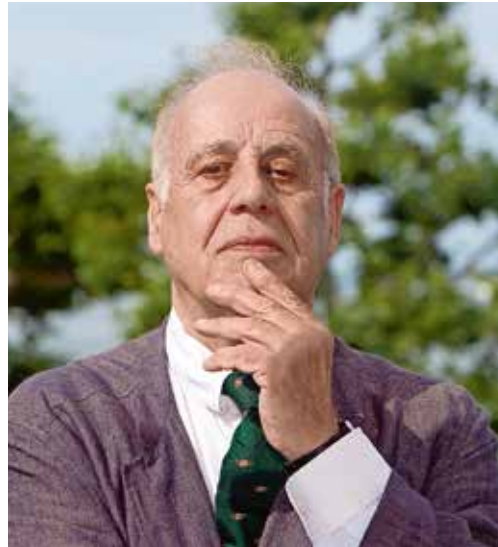
Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Viel riskiert: Schwingerkönig Glarner. Seite 12



Gang durch die Geschichte: Autor Ziegler. Seite 66



«Das Leben geniessen,
offen sein für seine
Schönheit.»

Fiat-Chefin Maria Grazia Davino: Seite 35

Titelgeschichte

- 16 **Italien** Silvio Berlusconi
- 18 **Politik** «Werde den Wahlkampf selbst führen»
- 21 **Migration** Die Bahamas-Flüchtlinge
- 22 **Lebensart** Perfekte Symbiose
- 24 **Architektur** Ein Haus wie ich
- 26 **Kultur** Wucht und Erhabenheit
- 30 **Erinnerungen** Mein Apulien
- 32 **Phänomene** Wenn Maria spricht

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial** G-20-Komplex
- 9 **Kommentar** Gefälligkeitspolitik
- 9 **Im Auge** Paolo Gentiloni
- 10 **Personenkontrolle**
- 11 **Nachruf** Chris Roberts
- 14 **Mörgeli** Berliner Botschafts-Blödeleien
- 14 **Bodenmann** Schluss mit Pataya Beach
- 15 **Medien** Notlage für die Nibelungen
- 15 **Die Deutschen** Herr im Hohen Haus

Interviews

- 19 **Marco Bucci, Bürgermeister von Genua** «Wir müssen besser sein als Barcelona»
- 29 **Patricia Gucci** «Stilmittel der Überraschung»
- 34 **Enrico Cinzano** «Imprägniert von der Geschichte»
- 35 **Maria Grazia Davino, Chefin Fiat Schweiz** «In der Not sind wir kreativ»
- 58 **Kurt Schiltknecht** EU-Finanzminister als kleineres Übel

Inland

- 12 **Schwinger im Höhenrausch** Matthias Glarner
- 37 **Asylreform** Sand im Getriebe
- 38 **Der maskierte Strategie** Gilles Marchand
- 40 **Leuthards Populismus** Fussball und Service public
- 41 **Arbeitsmarkt** Berner Lobgesänge
- 42 **Das 12-Milliarden-Problem** Umstrittene Hochseeflotte
- 43 **Fall Sperisen** Geheimdeal um lebenslänglich
- 44 **Sommaruga als Spekulationsobjekt** Unruhe im Departement
- 46 **Was die Tessiner wollen** Bloss die Elite begreift es nicht
- 47 **Offener Brief** ... an FDP-Präsidentin Petra Gössli
- 48 **Die AHV-Vorlage einfach erklärt** Gegen die Jungen

Ausland

- 50 **Merkels persönliche Präsidentschaft** Unberechenbare Kanzlerin
- 52 **Verspäteter Hegemon** Deutschland und Europa
- 54 **Good News aus Afrika** Potenzial eines Kontinents
- 56 **Gegen die Zauderer des Westens** Starkes Osteuropa
- 57 **Politik** Der Osten freut sich auf Trump
- 63 **Brief aus Berlin** Wie flüssig ist das Recht?

Kultur & Gesellschaft

- 45 **Küche** Ehrenrettung der Fritteuse
- 49 **Erziehung** Hilfe, meine Tochter will sich tätowieren lassen!
- 60 **Unterwegs zum Regenbogen** Matthias Matussek über die Ehe für alle
- 61 **Lebensentwürfe** Ehe für wirklich alle
- 66 **Jean Zieglers Memoiren** Das kubanische Blut in seinen Adern
- 70 **Denken** Würde ich noch einmal Geisteswissenschaften studieren?
- 78 **Montreux Jazz Festival in Bildern**
- 81 «Dann sass ich mit Jane Birkin im Auto» Fotograf Ueli Frey
- 89 **Als wir jung waren** Erinnerungen an ein grosses Festival

Rubriken

- 64 **Ikone der Woche** Lionel Messi
- 66 **Die Bibel** Die Kindheit – eine Lebensphase
- 72 **Kino** Mit unbrennbarem Karacho
- 73 **Jazz** The Old Master of Groove Is Back
- 74 **Thiel** Polygamie für alle
- 74 **Namen** Die Wogen sind geglättet
- 74 **Fast verliebt** Perfekte Männer
- 75 **Unten durch** Allerwelts-Sonne
- 76 **Wein** Je leerer die Flasche...
- 77 **Auto** Mercedes E 400 4Matic Coupé
- 90 **Darf man das? / Leserbriefe**

SUMMER DEAL



ABOVE & BEYOND



JETZT BIS ZU CHF 7'000.- SOMMERBONUS AUF LAGERFAHRZEUGE.

Wie sieht Ihre Sommerliebe aus? Ausgezeichneter Stil, nach oben offener Fahrspass, vielseitige Dynamik oder elegante Performance? Wie auch immer Sie sich entscheiden, profitieren Sie dabei vom einmalig attraktiven Sommerbonus auf Lagerfahrzeuge der Modelle Discovery Sport (CHF 5'000.-), Range Rover Evoque (CHF 5'500.-), Evoque Convertible (CHF 6'000.-) oder Range Rover Sport (CHF 7'000.-).

Starten Sie jetzt zu einer Probefahrt beim teilnehmenden Land Rover Fachmann in Ihrer Nähe.

landrover.ch

Angebot gültig bis 31. Juli 2017 (Immatrikulationsdatum) für alle erwähnten Modelle. Nicht kumulierbar mit dem 0.9% Summer Deal Leasing. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte.



Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brüttsellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.bellesterrasses.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachenbülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8603 **Schwerzenbach**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.3cosyhomes.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



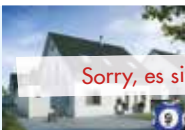
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch



6 ½ Zi. Einfamilienhaus
in 8102 **Zweidlen Station**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.terraverde-zweidlen.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciacasa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

LerchPartner.ch/angebote



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Gefälligkeitspolitik

Von Beat Gygi — Die Rentenvorlage von Bundesrat Berset läuft darauf hinaus, die jüngeren Generationen auf möglichst raffinierte Weise zur Kasse zu bitten.



«Es gibt nur drei Möglichkeiten»: Alain Berset.

Bundesrat Alain Berset, Gewerkschaften und Sozialdemokraten verschiedener Parteien verteidigen mit grossem Aufwand die sogenannte Rentenreform «Altersvorsorge 2020», die am 24. September zur Abstimmung kommt. Es ist allerdings nicht so einfach, beschönigende und verzerrende Darstellungen im Zusammenhang mit AHV und beruflicher Vorsorge konsequent und 24 Stunden pro Tag durchzuziehen. In einem Interview im *Blick* vom Dienstag wird Berset mit einer Wendung zitiert, die in ihrer Klarheit von den üblichen Beschwörungen und Beschönigungen abweicht. Auf die Frage, ob man denn immer älter werden könne, ohne länger zu arbeiten, sagt er: «Es gibt keine Wunder! Es gibt nur drei Möglichkeiten: mehr bezahlen, länger arbeiten oder eine tiefere Rente akzeptieren.»

Krasse Umschichtung

Tiefere Renten, so Berset, seien vom Stimmvolk schon mehrfach abgelehnt worden, des Weiteren müsse man sehen, dass viele Leute nicht über 65 hinaus arbeiten könnten und dass der Arbeitsmarkt zurzeit kein Rentenalter 67 erlaube. Aus dieser Sicht bleibt für die «Rentenreform» also nur die Variante, mehr zu bezahlen. Das ist tatsächlich der Weg, den der Bundesrat und das linke Lager eingeschlagen haben – nur sollen es die Leute möglichst

nicht merken. Deshalb ist die «Rentenreform» darauf ausgerichtet, die Mittel zur Stützung der Vorsorgewerke dort einzutreiben, wo es nicht so auffällt oder wo die Beraubten nicht laut aufschreien.

Da passt es ins Bild, dass die AHV, die seit drei Jahren mehr Abflüsse als Zuflüsse hat, in der Vorlage primär durch einen Jahr für Jahr fälligen milliardenschweren Zuschuss aus der Mehrwertsteuer «stabilisiert» werden soll. Das Kalkül ist, dass eine Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,6 Prozent und eine Umleitung weiterer Mittel aus der Bundeskasse zur AHV dem Volk nicht gross auffallen. Eine leichte echte Stabilisierung ergibt sich aus der geplanten, viel deutlicher spürbaren Erhöhung des Rentenalters der Frauen von 64 auf 65 Jahre. Überdies sollen die Beiträge der arbeitenden Bevölkerung steigen, was die jüngeren Altersgruppen stärker trifft. Seit langem werden gewaltige Mittel von Jung zu Alt umverteilt, ohne dass grosse Proteste aufkommen.

Bei der beruflichen Vorsorge mit den Pensionskassen ist die Umschichtung besonders krass, die Spielregeln der zweiten Säule sind immer noch auf die Zeit von 1985 ausgerichtet, obwohl die Lebenserwartung seither gestiegen ist. Seit langem werden im obligatorischen Teil Renten ausbezahlt, die weit über dem liegen, was die betreffenden Bezüger vorher einbezahlt haben – dies auf Kosten der «Vorräte», welche die Jüngeren in den Pensionskassen liegen haben. Nun will man aber doch den Neupensionären die Rentenauszahlungen pro Jahr künftig leicht nach unten korrigieren.

Halt, nein, die Leute mucken auf, sofort kompensieren! Nach diesem Muster reagierte das Parlament und versprach dieser Gruppe als Zückerchen siebzig Franken mehr AHV pro Person. Es ist ein wirres Muster: Da suchen die Politiker erst die AHV, aus der zu viel abfließt, durch Mehrwertsteuerzuschuss behelfsmässig zu stützen, dann machen sie erste nötige Korrekturen an der zweiten Säule, verlieren aber sogleich den Mut, eilen zurück zur AHV, um da den Abfluss wieder um siebzig Franken pro Person aufzudrehen. Die Gefälligkeitspolitik ist ihnen wichtiger als eine wirkliche Reparatur der ersten und der zweiten Säule. Stützt man Bersets Vorlage, werden noch sehr viele Leute sehr viel dafür bezahlen müssen, dass die länger werdende Lebenszeit zu bezahlten Ferien wird.

Mehr zum Thema: Seite 48

Der Nichtleser



Paolo Gentiloni, Regierungschef Italiens.

Welches Buch haben Sie zuletzt gelesen? Eine Steilvorlage für jeden Politiker zur Bespiegelung seines Bildungshorizonts. Aber Paolo Gentiloni, 62, der 45. Ministerpräsident der Nachkriegszeit, antwortete bemerkenswert ehrlich in einem lesefaulen Land wie Italien: Für Belletristik habe er «keine Zeit». Er hätte «natürlich bluffen können, denn ich kenne die angesagte Literatur». Unter seinen Vorgängern schaute Berlusconi hauptsächlich Fernsehen, der mafiaverdächtige Giulio Andreotti entspannte sich mit Krimis, Bettino Craxi verschlang alles über Garibaldi. Der Staatspräsident Giuseppe Saragat zitierte einst Faust auf Deutsch. Der derzeitige Regierungschef ist selber ein Geschichtsbuch, Kind der uralten Adelsfamilie Gentiloni Silveri, Grafen von Filottrano, Cingoli und Macerata. Aufgewachsen in einem Palast unweit des Quirinale, der Präsidentenresidenz, doch als junger Student flüchtete er zu den Maoisten, wandelte sich zum proletarischen Kommunisten, dann zum Hellgrünen und wurde Journalist bei einer Umweltpostille. Dort entdeckte ihn Roms aufstrebender Bürgermeister Francesco Rutelli und nahm ihn mit aufs Sprungbrett einer neuen Bewegung, der längst wieder verblühten «Margherita».

Im rotierenden Transformismus der italienischen Politik erwischte der «graue Mandarin» (*Il Foglio*) stets die richtige linke Welle. Unter Romano Prodi wurde Gentiloni Informationsminister und versuchte vergeblich, das Staatsfernsehen Rai den Parteibonzen zu entziehen. Ebenso scheiterte er 2012 als Bürgermeisterkandidat in Rom. Dem sozialdemokratischen «Verschrotter» Matteo Renzi diente er als Aussenminister, als Ersatz für die nach Brüssel berufene Vorzeigefrau Federica Mogherini. Am 11. Dezember 2016 sprang er für den demissionierenden Renzi als Premier in die Lücke. Aber das Land interessiert sich kaum noch für die realitätsfremde Politik. Offen bleibt Gentilonis Verfalldatum, das ihm wieder Zeit zum Lesen eröffnet.

Peter Hartmann

Personenkontrolle

**Sommaruga, Guldemann,
Dorer, Gähwiler, Borer,
Schraner Burgener, Schoch,
Schneider-Schneiter,
Burkhalter, Dell’Ambrogio
Cassis, Rutishauser,
Nadj Abonji, Becker u.a.**

Simonetta Sommaruga (SP), Frauenrechtlerin, will die «patriarchalen Strukturen in der Schweizer Politik» zerschlagen. Zum Beispiel mit der Vorlage zur Lohngleichheit zwischen Mann und Frau. Seit 2013 bastelt Sommaruga daran. Zuerst wollte sie eine Lohnpolizei, scheiterte damit aber im Bundesrat. Stattdessen sollten dann Unternehmen mit mehr als fünfzig Mitarbeitern alle vier Jahre Lohnanalysen durchführen – sie lief auch damit im Bundesrat auf. Am Mittwoch hat sie dem Bundesrat eine weitere, sanft modifizierte Vorlage unterbreitet. Nun steht zu befürchten, dass auch dieses Werk spätestens im Parlament den patriarchalen Strukturen zum Opfer fallen wird. (*hmo*)

Tim Guldemann, Liebling des Linksboulevards, kam im *Sonntagsblick* gross raus. Auf einer Doppelseite durfte der SP-Nationalrat seine Ansichten zur Gleichstellung darlegen («Männer haben Angst vor dem Machtverlust»). Die Bilder zum Artikel stammten von der 150-Jahr-Feier der Schweizer Botschaft in Berlin. Diesem Ereignis war im selben Blatt eine weitere Doppelseite gewidmet, auf der sich Ringier selbst feierte. Ein Foto zeigt Chefredaktor **Christian Dorer** mit Ringier-Verwaltungsrat **Lukas Gähwiler**. Das ist insofern pikant, als der Verlag mit **Thomas Borer**, einem der Vorgänger von Botschafterin **Christine Schraner Burgener**, einen teuren Rechtshandel ausgefochten hat. Zu den Gästen zählte auch der Landrat **Philipp Schoch** (Grüne BL). Nicht eingeladen waren gestandene Aussenpolitiker wie die Vizepräsidentin der Aussenpolitischen Kommission (APK) des Nationalrats, **Elisabeth Schneider-Schneiter** (BL). Diese Einladungspolitik des Aussendepartements (EDA) von Bundesrat **Didier Burkhalter**, welcher der Feier kurzfristig fernblieb, sorgt in Bern für Ärger. «Ich erwarte, dass das EDA ein formelles Protokoll für solche Einladungen hat», sagt Schneider-Schneiter. Auf Anfrage der *Weltwoche* schreibt das Departement, es gehe um die «Beziehungspflege» zwischen Deutschland und der Schweiz, und deshalb seien insbesondere Personen ausgewählt worden, «die bilateral bereits eng miteinander verknüpft sind». (*gut*)



Grosser Auftritt: SP-Nationalrat Guldemann.



Kleiner Haken: Beat Flach, Grünliberale.

Ruth Humbel, desorientierte Orientierungsläuferin, peilt ein Ja zur «Altersreform 2020» an. Die Aargauer CVP-Nationalrätin ist Co-Präsidentin des bürgerlichen Pro-Komitees, das der Linken helfen soll, bürgerliche Stimmen zu gewinnen. Humbel frohlockte, nachdem die Zeitung *Schweiz am Wochenende* auf ihrer Titelseite grossflächig vermeldet hatte: «60 Prozent für Renten-Reform». Die Schlagzeile basierte auf einer Umfrage, die von einem «renommierten Meinungsforschungsinstitut» erstellt worden sei. Um welches Institut es sich handelt, verriet die journalistischen Vernebelungskünstler nicht. Nur so viel Orientierungshilfe leisteten sie: Der Auftraggeber der Erhebung, der anonym bleiben wolle, stamme «aus dem Umfeld der bürgerlichen Befürworter der Rentenreform». Ruth Humbel ist trotzdem begeistert. Sie habe die anonymisierte Umfrage selber bestellt, hören wir munkeln. Wer uns das verraten hat, verraten wir nicht. (*rz*)

Mauro Dell’Ambrogio, Mustertessiner, verfolgt das freisinnige Duell zwischen Fraktionschef **Ignazio Cassis** und alt Regierungsrätin **Laura Sadis** um die Burkhalter-Nachfolge gelassen. Als Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation kennt er das Sprichwort vom lachenden Dritten. Wie man zu prestigeträchtigen Jobs kommt, weiss niemand besser als der 63-jährige Rechtsanwalt, der schon mehr Ämter bekleidete, als das Sonnensystem Planeten hat, wie Ex-Lega-Präsident **Giuliano Bignasca** einst ätzte. Dell’Ambrogio war Bezirksrichter, Kommandant der Tessiner Kantonspolizei, Generalsekretär der Università della Svizzera italiana, Direktor der



Gelassen: FDP-Mann Dell’Ambrogio.



Diskriminierungsoffer: Autorin Nadj Abonji.

Fachhochschule Supsi, Direktor der Privatklinik Ars Medica, Sindaco der Gemeinde Giubiasco, FDP-Fraktionschef im Grossen Rat und Präsident der Tessiner Elektrizitätsgesellschaft AET. Und ein weiterer triftiger Grund prädestiniert ihn für das Amt eines Bundesrats: Als Vater von sieben Kindern weiss er, wie man sich an einem Tisch Gehör verschafft. (*ogi*)

Bis jetzt hielt die Wirtschaftsredaktion des *Tages-Anzeigers* im Sika-Übernahmestreit die verbrieften Eigentumsrechte der Gründerfamilie Burkard hoch, dies im Gegensatz zur Schwesterpublikation *Sonntagszeitung*, die mit allen erdenklichen Mitteln Stimmung gegen den Verkauf der Firma macht. Nun stösst jedoch aus der Zentralschweiz **Ernst Meier**, 37, zum *Tagi*. Meier, PR-mässig auch für den Schwingklub Baden-Brugg tätig, hat sich, als Sprachrohr des Sika-Managements, ganz dem Kampf gegen die Übernahme des Unternehmens durch Saint-Gobain verschrieben. Damit sind die Anti-Burkard-Reihen unter Chefredaktor **Arthur Rutishauser** geschlossen. (*WW*)

Beat Flach, Visionär, wird nicht neuer Präsident der Grünliberalen. Aber der Aargauer Nationalrat hat bei der Nachfolgeregelung für Gründungsvater **Martin Bäumle** im Hintergrund die Fäden gezogen. Seine Idee, die Hierarchien zu verflachen, wird halbwegs umgesetzt. Der Berner Oberländer **Jürg Grossen** soll als Primus inter Pares amten, Vizepräsidentin **Kathrin Bertschy** und Fraktionschefin **Tiana Angelina Moser** werden ihn offensiv flankieren. Dem *Tages-Anzeiger* hat Beat Flach verraten, was seine eigentliche Vision war: Nicht ein Grünliberaler allein geht in die Elefantenrunde des Fernsehens, sondern mehrere Personen eines Führungsgremiums machen das abwechslungsweise. Der kleine Haken: Zu den televisionären Elefantenrunden werden die Spitzen der Bundesratsparteien eingeladen, nicht aber grünliberale Elefanten. (rz)

Melinda Nadj Abonji, Schweizerin, hatte letzte Woche ihren grossen Auftritt in der SRF-«Arena» zum Thema Rassismus. Die Schriftstellerin serbisch-ungarischen Ursprungs stellte sich als Diskriminierungsopfer in einer von Rassismus durchseuchten Schweiz dar. Das Ausmass der Ausgrenzung ist bei ihr enorm: Sie erhielt von Stadt und Kanton Zürich sowie der Pro Helvetia schon mehrfach grosszügige Werkbeiträge, wurde unter anderem mit dem Schweizer Literaturpreis ausgezeichnet. Kurz: Sie gehört zu den bestgeförderten Künstlerinnen des Landes. Um sich selbst abzusondern, redete sie während der Sendung als Einzige konsequent Hochdeutsch, obschon sie privat waschechtes Züritütsch spricht. Man könnte die affektierte Leidenspose der privilegierten Autorin als Kunstperformance sehen. Oder als Hohn für alle, die tatsächlich aufgrund ihrer Herkunft Nachteile erfahren. (rb)

Boris Becker, Aufschlagspezialist, muss einen Matchball abwehren. Auf den Courts von Wimbledon wird derzeit ein neuer (oder alter) Rasenkönig gesucht. Becker, der Champion von 1985 und jüngster Sieger des Turniers, kommentiert das Geschehen fachkundig und pointiert für die BBC. Auf wirtschaftlichem Parkett befindet sich der Deutsche im Argumentationsnotstand. Noch vor ein paar Tagen versicherte der von einem Londoner Gericht für bankrott erklärte Becker, er werde allen Forderungen nachkommen. Nun nimmt ihn sein früherer Geschäftspartner **Hans-Dieter Cleven** beim Wort. In einem Mediencommuniqué fordert er von Becker die Rückzahlung von «anerkannten Forderungen» in der Höhe von 40 Millionen Franken. Der nun eingeschlagene Weg stütze sich auf (Beckers) Aussagen, dass der frühere Tennisstar alle Schulden begleichen werde, schreibt Cleven. Für Becker könnte das bald bedeuten: Game, Set and Match – aber kaum zum eigenen Vorteil. (tre)

Nachruf



Deutsches Kulturgut: Sänger Roberts.

Chris Roberts (1944–2017) — Einen wirklich guten Schlager erkennt man daran, dass allein die Nennung des Titels einen Ohrwurm ins Hirn pflanzt. Beispiel gefällig? Wie wär's mit «Ich bin verliebt in die Liebe». Es hat funktioniert, nicht wahr? Das Gleiche gilt für «Die Maschen der Mädchen», «Hab ich dir heute schon gesagt, dass ich dich liebe» und vor allem für «Du kannst nicht immer siebzehn sein».

Das sind nur einige der Songs, mit denen Chris Roberts in den siebziger Jahren

zuverlässig die deutschen Charts stürmte und reihenweise Frauenherzen zum Schmelzen brachte. Ältere Damen schmelzen dem Vernehmen nach übrigens noch heute, wenn sie seine Hits hören.

Wenn man den Schlager als authentisch deutsches, nun ja, Kulturgut bezeichnen kann, war Roberts sein unbestrittener Meister. Elf Millionen Platten verkaufte er, in Dieter Thomas Hecks legendärer ZDF-Hitparade hatte er in zwölf Jahren 65 Auftritte und belegte dreizehnmal den ersten Platz. Keine cineastischen Höhenflüge, aber ebenfalls sehr populär waren die Filme, in denen er mitwirkte – mit Titeln wie «Tante Trude aus Buxtehude».

Viel mehr Deutsch geht nicht. Umso erstaunlicher ist, dass der Sohn einer Deutschen und eines Jugoslawen mit dem für eine Showkarriere eher unglücklichen Geburtsnamen Klusacek erst vor drei Monaten Deutscher wurde. Sein ganzes Leben lang war er staatenlos, weil die Nazis seinerzeit Ehen mit Balkan-Ausländern nicht anerkannten.

Obwohl es seit Mitte der achtziger Jahre still um ihn wurde und er lange gegen seinen Lungenkrebs ankämpfte, trat Roberts nach wie vor in kleinerem Rahmen auf. Das letzte Mal stand er im Mai auf der Bühne. Ende Juli sollte er eine Auszeichnung für sein Lebenswerk erhalten, als «erfolgreichster Schlagersänger aller Zeiten». Doch das wird er in den Herzen der – älteren – Mädchen sowieso immer bleiben. *Wolfgang Koydl*



«Eine selbstbestimmte Zukunft beginnt schon in der Gegenwart.»

Guido Bürgin
Leiter Anlage-
lösungen und
Hypotheken
*zum längeren,
selbstbestimmten
Leben*



SwissLife

Schwinger im Höhenrausch

Von René Zeller — Matthias Glarner, König der Schwinger, hat bei der Vermarktung seiner selbst zu viel riskiert. Der Nationalsport steckt in der Kommerzffalle.



Kein Leichtsinns Matthias Glarner Minuten vor dem Absturz auf dem Dach der Gondelbahn Twing-Käserstatt auf dem Hasliberg BE. Deutlich ist seine korrekte Sicherung zu erkennen.

Vor dem Sturz: Matthias Glarner auf dem Dach einer Gondel, 27. Juni 2017.

Die Königskrone wiegt schwer. Das hat der amtierende Regent des freundeidgenössischen Hosenlupfs am Dienstag letzter Woche auf tragische Weise erfahren müssen. Matthias Glarner war frühmorgens aufs Dach einer Gondel der Hasliberger Seilbahn Twing-Käserstatt gestiegen. Er liess sich talwärts befördern, beobachtet von einem Reporterteam der *Schweizer Illustrierten* (SI). Der kühne Ritt des Spitzenschwingers, der in einem Teilzeitpensum als Personalbetreuer bei den Bergbahnen Meiringen-Hasliberg angestellt ist, endete fatal. Er stürzte von der Gondel zwölf Meter in die Tiefe,

prallte auf abschüssigem Wiesengrund auf und musste mit dem Rettungshelikopter ins Berner Inselspital geflogen werden. Der Unfallhergang ist noch nicht geklärt. Die Ermittlungen der Berner Kantonspolizei sind im Gang.

Der erste Sieg

Der Verunfallte ist inzwischen am Sprunggelenk des linken Beins operiert worden, das malträtierte Becken wurde mit einer Platte und Schrauben stabilisiert. Am Samstag meldete sich Matthias Glarner via Facebook aus dem Spitalbett: «Ich schaue den kommenden Tagen

und Wochen sehr positiv entgegen.» Das ist frohe Kunde.

Ich kenne Matthias Glarner nicht persönlich. Seine Karriere verfolge ich aber seit langem aufmerksam. Am Mittelländischen Schwingfest 2005 im bernischen Wattenwil bodigte die damals 19-jährige Nachwuchshoffnung im Schlussgang den hünenhaften Reto Maurer in der neunten Minute mit Kreuzgriff. Es war der erste Sieg des bulligen Berner Oberländers bei den Arrivierten.

Da wachse ein Spitzenschwinger heran, urteilten meine Gürbetaler Nachbarsleute fachmännisch. Ich wohnte damals in Toffen, einen Katzensprung von Wattenwil entfernt, umzingelt von Landwirten, Landmaschinenmechanikern, Handwerkern. Der Exploit des jungen Berner Oberländers nährte unter meinen lokalpatriotischen Schwingerfreunden Hoffnungen. Sie lagen nicht falsch, auch wenn der krönende Erfolg erdauert werden musste. 2016, am Eidgenössischen in Estavayer-le-Lac, legte der inzwischen 30-jährige «Mätthel» Glarner im Schlussgang den aufstrebenden Bündner Armon Orlik vor meinen und mehreren zehntausend weiteren Augen auf den Rücken. Seither ist der 114-Kilogramm-Brocken eine nationale Heldenfigur.

Glarners Sturz, der tödlich hätte enden können, ist eine persönliche Tragödie. Aber nicht nur das. Er dokumentiert auf fatale Weise die kommerziellen Kräfte, die unerbittlich auf den bodenständigen Schwingsport einwirken. Die Massenmedien spielen mit. Und sie überschreiten Grenzen. Wie um Himmels willen kam die Redaktion der *Schweizer Illustrierten* auf die Idee, ein derart risikobehaftetes Foto-Shooting zu inszenieren? Und weshalb liess sich der Schwingerkönig auf diese Übungsanlage ein?

«So war es wirklich»

Am Ursprung des Unfalls steht Sensationslust. Nicht nur das Medienhaus Ringier hat längst erkannt, dass sich bärenstarke Schwinger publizistisch vermarkten lassen. Geschichten über Stucki, Sempach, Wenger, Wicki, Orlik werden gern gelesen. Diese Athleten sind die eidgenössischen Nachfahren römischer Gladiatoren. «Citius, altius, fortius» – schneller, höher, stärker. Und attraktiver. Der 19-jährige Thurgauer Senkrechtstarter Samuel Giger hat neben beeindruckenden Erfolgen im Sägemehrling bereits auch den Titel des schönsten Ostschweizer Schwingers eingeheimst. Sein smarter Berner Antipode Remo Käser tanzte unlängst mit

Kunstturnerin Giulia Steingruber in einer Tanzshow des Schweizer Fernsehens. Flugs fragte die *Schweizer Illustrierte*: «Knistert da was?»

Nach dem schlimmen Sturz Matthias Glarner steht die auf *good news* spezialisierte Hochglanzzeitschrift mit dem Rücken zur Wand. Stefan Regez, Co-Chefredaktor mit Wurzeln im Berner Oberland, ist mit Matthias Glarner und dessen Entourage bestens vertraut. Im Editorial der jüngsten Ausgabe zeigt er sich betroffen, gleichzeitig lässt er sich aber einen Persilschein ausstellen. Er zitiert Hanspeter Wenger, Inhaber der Bergbahnen Meiringen-Hasliberg und damit Glarner Arbeitgeber. Dieser meinte zur Frage, ob die *Illustrierte* zu weit gegangen sei: «Nein, überhaupt nicht! Euer Team konnte gar nichts falsch machen.»

Es irritiert, dass sich der Schriftleiter der *Schweizer Illustrierten* hinter dieser gewagten Einschätzung versteckt. Rückblickend müsste er zur Einsicht gelangen, dass die Idee mit dem Gondel-Shooting falsch war. Gleichzeitig hätte Regez auf der Titelseite seines Blatts keinesfalls marktschreierisch ankündigen dürfen: «Horrorsturz des Schwingerkönigs – so war es wirklich». In Tat und Wahrheit verschweigen die am Unfallort anwesenden Redaktionsmitglieder beharrlich, wie es wirklich war. Sarah Meier, einstige Eisprinzessin und heutige Ringier-Redaktorin, war Augenzeugin. Sie sagt nichts. Der beteiligte Fotograf sagt nichts. Fragen der *Weltwoche* beantwortet Redaktionsleiter Regez nicht. Die Ringier-Medienstelle richtet schmallippig aus: «Wir haben uns redaktionsintern entschieden, keine weiteren Angaben zu machen.»

Publiziert hat die Zeitschrift ein einziges Bild, das Matthias Glarner auf dem Gondeldach zeigt, gesichert mit einem Seil, ein Funkgerät in der Hand, ohne Helm. Gibt es Aufnahmen, die den Unfall dokumentieren? Die Ringier-Pressestelle verneint. Es würden auch keine weiteren Aufnahmen vom Shooting veröffentlicht. Das

allerdings hat die im Hause Ringier produzierten Titel – *Blick*, *Blick am Abend*, *Blick online*, *Sonntagsblick* – nicht daran gehindert, den Unfall des Schwingerkönigs tagelang journalistisch weiterzudrehen.

Image des Hosenlupfs

Was hat der Schwingerkönig falsch gemacht? Er hat überzogene mediale Ansprüche akzeptiert. Er war allzu konzessionsbereit. Dabei wäre er frei gewesen, die Idee vom Gondel-Shooting abzulehnen. Doch es hat sich herumgesprochen, dass böse Schwinger starke Werbeträger sind. Glarner wollte nicht abseitsstehen. Der gelernte Polymechaniker und Sportlehrer war bereits vor dem Eidgenössischen Schwingfest 2016 für die *Jungfrau-Zeitung* auf eine 25 Meter hohe Seilbahnstütze gestiegen, mit Fettpresse und Schraubenschlüssel bewehrt. Zum Bild schrieb der Berichterstatte: «Zugegeben, mitgenommen hat er das Werkzeug auf die Seilbahnstütze bei der Mägisalp ob Hasliberg nur fürs Foto.»

Seit seiner Krönung zum bösesten Schwinger des Landes ist Matthias Glarner zum wichtigsten Botschafter der Ferienregion Meiringen-Hasliberg aufgestiegen. Das Konterfei des Sommersportlers sei auch zur Winterzeit omnipräsent, konstatierte die *Schweizer Illustrierte* im Januar 2017. Bergbahn-Eigner Hanspeter

Der Co-Chefredaktor zeigt sich betroffen, gleichzeitig lässt er sich aber einen Persilschein ausstellen.

Wenger belobigte sein touristisches Reich wie folgt: «Wir sind eine Destination für alle: wahrhaftig, bodenständig, gepflegt.» So wie sein illustrier Werbeträger Matthias Glarner eben.

Lupenreiner Amateurimus, Ehrenamtlichkeit, Bescheidenheit: Das war einmal. Die traditionelle *lutte suisse* hat das Image des als

ewiggestrig belächelten Hosenlupfs längst abgestreift. Der Toggenburger Jörg Aberhalden war vorangegangen, indem er das von Verbandsfunktionären verteidigte Werbeverbot offensiv in Frage stellte. 2010 brach der Damm. Seither dürfen Schwinger Trainingsjacken und Dächlikappen mit Werbebannern schmücken. Das Prozedere ist allerdings streng reglementiert. Die erlaubte Fläche für persönliche Sponsoren auf Sportkleidern (inklusive Rucksack) beträgt 90 Quadratzentimeter, auf Kopfdeckungen darf eine Fläche von maximal 30 Quadratzentimetern genutzt werden.

Glarner ist Spitzensportler aus Leidenschaft, gewiss nicht aus Gewinnsucht. Stefan Regez, einstiger Chefredaktor der *Jungfrau-Zeitung*, überschüttete seinen Oberländer Bekannten nach dessen Königsweihe mit Attributen: bodenständig, intelligent, hilfsbereit, stoisch ruhig, mitunter gar zu defensiv, zu zögerlich. Die Kunst, den Königstitel in klingende Münze umzusetzen, hat Glarner offensiv angepackt.

Profiteure reihum

Viele Hände sorgen für den pekuniären Höhenrausch unserer Spitzenschwinger. Glarner Manager Beni Knecht (BKSM Sportmanagement) sorgt dafür, dass die Logos der Werbekunden auf jedem Pressebild sichtbar sind, er arrangiert Werbespots, bucht Auftritte auf Litfassäulen. Glarner Arbeitgeber Hanspeter Wenger ist an gewinnbringenden Bildern aus der Ferienregion Hasliberg interessiert. Der Berner Oberländer Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* neigt zu publizistischem Spektakel. Alle Beteiligten profitieren.

Nur die Schwinger selber können die nach oben führende Spirale der Kommerzialisierung stoppen, mithin der Vereinnahmung ihrer grundehrlichen Sportart entgegenwirken. Es wäre Glück im Unglück, wenn Matthias Glarner Unfall läuternd wirken würde. ○

**Kalt gepresst
– vom Feld
ins Dorf.**

Landwirt und Gemeindepräsident Andreas Gass ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Rapsöl macht er von A bis Z selber: vom Ernten übers Kaltpressen bis hin zum Abfüllen und Etikettieren. Es ist im Volg Oltingen (BL) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

© ANNEBETH (BMT/2017)

Berliner Botschafts-Blödeleien

Von Christoph Mörgeli

Seit 150 Jahren gibt es in der deutschen Hauptstadt eine Schweizer Botschaft. Das musste gefeiert werden. Nicht mit 150 Gästen. Sondern mit 1500 Gästen. Und auch gleich mit beiden Schweizer Staatskomikern: Viktor Giacobbo und Moritz Leuenberger. Letzterer zeigte sich grimassierend, vollverhüllt im Regenmantel. Die Gästeliste umfasste «Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft». Nicht einen Staatsakt wollte unsere in Berlin residierende Botschafterin Christine Schraner Burgener feiern, sondern eine «Party».

Präziser: Eine Party auf Kosten der Steuerzahler. Statt der Steuerzahler waren allerdings von der Botschafterin persönlich handverlesene Gäste geladen. Als Vertreter der Kultur posierten Regisseur Markus Imboden («Tatort») und *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer; das Verlagshaus Ringier pflegt bekanntlich seit Thomas Borers Zeiten besonders intime Beziehungen zur Schweizer Botschaft in Berlin. Auch die Politik stellte die erste Sahne ihrer Party-Löwen: Filippo Lombardi (CVP), Christian Wasserfallen (FDP) und Tim Guldemann (SP).

Selbstverständlich kam an der Berliner Party auch der offizielle Teil nicht zu kurz. Viktor Giacobbo hielt eine «satirisch-bilaterale Rede» auf den «Grossen Kanton». Brüller. SRG-Generaldirektor Roger de Weck hielt eine «Lesung». Gähnen. Doch auf kulturellem Gebiet vermochte die Kunst des Wortes der Bildenden Kunst nicht die Waage halten: Botschafterin Christine Schraner Burgener präsentierte dem *Sonntagsblick* ihre sorgfältig lackierten Fingernägel. An den Nägeln ihrer rechten Hand prangte fünfmal das deutsche Schwarz-Rot-Gold, an der linken Hand fünfmal ein Schweizerkreuz.

Bevor die 1500 Gäste gingen, tat die so geschmückte Botschafterin das, was wir Schweizer am besten können: Sie verteilte Geschenke an alle. Mit dieser Gesandten können wir Schweizer ruhig schlafen. Nur sollten wir bestmöglich dafür sorgen, dass sie nichts Schlimmeres als ihre Partys anstellt. Als erster Botschafter wirkte in Berlin 1867 übrigens der Glarner Landammann Joachim Heer. Kaum angekommen, zog es ihn aus Heimweh wieder nach Hause. War er wirklich eine «Fehlbesetzung», wie das Aussendepartement heute urteilt? Sicher nicht. Joachim Heer war der effizienteste, kostengünstigste und unpeinlichste Botschafter, denn die Schweiz in Berlin je hatte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schluss mit Pataya Beach

Von Peter Bodenmann — Albert Rösti mag der kommenden SVP-Generation in Thailand keine 70 Fränkli mehr pro Monat gönnen.



Petra Gössi will den im Ausland lebenden Rentnern nicht «den Ruhestand vergolden».

Eine halbwegs anständige AHV-Rente bekommt nur, wer lange genug in der Schweiz gearbeitet und entsprechend Beiträge einbezahlt hat.

Unter diesen AHV-Rentnern gibt es Schweizerinnen und Schweizer mit Schweizer Pass. Und *svizzeri* ohne Schweizer Pass, die aber während Jahrzehnten in der Schweiz gearbeitet haben. Und so ihren Anteil zum Reichtum dieses Landes beigetragen haben. Und nächstens gibt es auch nicht minder fleissige Call-Center-Jugos mit helvetischen Undercover-Namen.

Viele Schweizer mit Schweizer Pass verbringen ihren Lebensabend in Thailand. Weil sie sich in Pataya mit ihren nicht immer gar so üppigen Renten etwas mehr leisten können als in der Schweiz. Und dies auf mehr als einem Gebiet.

Zu viele dieser vorab männlichen Auslandsschweizer sympathisieren leider mit der SVP. Und ausgerechnet diesen künftigen Pataya-Beach-Schweizern will die SVP 70 Franken mehr AHV-Rente pro Monat verweigern. Das wird in Thailand gar nicht gut ankommen.

Dass die SVP gegen alle AHV-Rentner hetzt, die ihren Lebensabend im Ausland verbringen, ist grundsätzlich nicht logisch.

Denn für die SVP hat es in der Schweiz, obwohl die Zuwanderung etwas ins Stocken geraten ist, zu viele Einwohner. Jeder AHV-Rentner, der auswandert, weil es anderswo schöner

und schön viel billiger ist, senkt die Nettozuwanderung.

In unseren zwei letzten Lebensjahren beanspruchen wir alle immer mehr Untersuchungen, Operationen, Pillen und Pflege. Je mehr im Ausland versicherte Alte auch in der Fremde sterben, desto weniger schnell steigen die Krankenkassenprämien in der Schweiz an. Und auch steuerfinanzierte Ergänzungsleistungen und Sozialhilfen für die Fahnenflüchtigen fallen weg. Selbst in Oberwil-Lieli.

Arbeiten in der Schweiz, sterben im Ausland – was will die SVP mehr?

Im Sommerloch versucht die FDP-Präsidentin Petra Gössi, die SVP rechts zu überholen. O-Ton gegen den braven 70-Fränkli-Kompromiss: Die AHV-Rentner im Ausland «zahlen weder Steuern, noch konsumieren sie hier... Ihnen vergolden wir den Ruhestand auf Kosten der nächsten Generation».

Fremdenhass ist eine ansteckende Kopfkrankheit. Die einst liberale und offene FDP müsste ihre Präsidentin in die Kur schicken. Am besten nach Pataya Beach. Um abzuklären, ob es sinnvoll ist, wenn unsere in Thailand lebenden und angeblich vergoldeten Landsleute mittels gezielter Rentenkürzungen zur Rückkehr in den Kanton Schwyz mit seinen zu hohen Mieten gezwungen werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Notlage für die Nibelungen

Von Kurt W. Zimmermann — Der Verlust der Champions League ist ein Bruch für die SRG. Sie ist das Ende des heutigen Service public.

Nachdem das Spiel um die Champions League verloren war, blieb dem unterlegenen Team nur der Trotz.

«Für mich gehört auch Spitzenfussball zum Service public», maulte etwa CVP-Nationalrat Martin Candinas. Candinas ist der treueste unter all den SRG-Nibelungen in der Politik.

Candinas betete nach, was der oberste der SRG-Nibelungen des Landes stets gefürchtet hatte: Nur «die heftigsten Gegner» seiner Institution, so warnte Generaldirektor Roger de Weck stets, möchten «für Spiele der Champions League die Zuschauer separat bezahlen lassen».

Nun ist die Katastrophe eingetreten. Die Rechte an der Fussball-Champions-League gehen an den Pay-TV-Sender Teleclub, eine Tochter der Swisscom. Die Zuschauer haben für die Spiele nun separat zu bezahlen.

Teleclub zahlte für die Champions League 35 Millionen Franken und erwarb damit die Rechte für drei Jahre. Die Gebührenmilliardärin SRG hätte diese Summe zwar locker überbieten können. Aber die SRG traute sich nicht.

Und damit sind wir beim zentralen Punkt dieses Champions-Deals: Es ist der bisher grösste Erfolg der SRG-Kritiker. Erstmals gab die SRG öffentlich zu, dass ihre bisherige Definition des Service public ein Humbug war.

Bisher galt beim Service public die SRG-Doktrin, dass via TV-Grundversorgung der Zusammenhalt der Sprachregionen gesichert werde. Es war somit für die Einheit der Nation von höchster Bedeutung, dass die Zuschauer im Centovalli wie im Haslital das Champions-League-Spiel zwischen dem spanischen FC Sevilla und dem kroatischen Dinamo Zagreb gratis zu sehen bekamen. Ohne die TV-Schaltung von Sevilla gegen Zagreb wäre die Schweiz sofort auseinandergebrochen.

Mit ihrem Verzicht auf die Champions League ist nun diese SRG-Argumentation auseinandergebrochen. Wäre der Fussball wirklich so entscheidend für das vereinte Vaterland gewesen, dann hätte die SRG für deren Rechte gern ein paar Millionen mehr bezahlt. Man tat es nicht, weil man den Vorwurf des Gebührenmissbrauchs fürchtete. Man fürchtete ihn zu Recht.

Damit ist der Vorwand des Service public auch für andere Sendegefässe hinfällig geworden. Es gibt keinen Grund mehr, dass das Schweizer Fernsehen, wie bisher, private Anbieter bei den Rechten für andere Sportübertragungen überbietet. Es gibt keinen Grund



«Spitzenfussball»: CVP-Nationalrat Candinas.

mehr, warum die SRG, wie bisher, bei Show- und Serienformaten die privaten Sender überbietet.

Die Lösung für ein künftiges Nebeneinander von SRG und privaten Sendern ist nun kein Problem mehr. Es braucht eine einfache Grundregel.

Die einfache Grundregel lautet: Wenn mindestens zwei private TV-Anbieter für eine Sendelizenz bieten, dann darf die gebührenfinanzierte SRG nicht mitbieten. Dann funktioniert auch sonst der Wettbewerb.

Wenn künftig mindestens zwei private TV-Sender für die Sportrechte an Champions League oder Formel 1 bieten, dann darf das Schweizer Fernsehen nicht mitbieten. Wenn mindestens zwei private TV-Sender für die Show-Rechte von «The Voice of Switzerland» oder «Die grössten Schweizer Talente» bieten, dann darf das Schweizer Fernsehen nicht mitbieten. Wenn mindestens zwei private TV-Sender für die Serien-Rechte an «Grey's Anatomy» oder «House of Cards» bieten, dann darf das Schweizer Fernsehen nicht mitbieten.

Und was ist nun, wenn zwei private TV-Sender für die «Tagesschau» bieten?

Genau das wird nicht passieren. TV-Information wie die «Tagesschau» ist zu teuer für private Sender. Das wird weiterhin allein die SRG machen. Denn dafür bekommt sie ihre Gebühren.

Herr im Hohen Haus

Von Henryk M. Broder — Tiefpunkt an Arroganz.

Erika Steinbach, 1943 in Westpreussen geboren, trat 1974 der CDU bei und war 27 Jahre, von 1990 bis zum Ende der laufenden Legislaturperiode in wenigen Wochen, Abgeordnete im Deutschen



Bundestag. Am 15. Januar dieses Jahres gab sie ihren Austritt bekannt, sowohl aus der Partei wie aus der Fraktion. Sie sei nicht mehr in der Lage, erklärte sie, die Politik der Kanzlerin mitzutragen; diese entscheide über die Köpfe der Abgeordneten hinweg, «notfalls auch unter Ausserachtlassung von Recht und Gesetz» und aufgrund einer «diffusen Gesinnung». Steinbach blieb fraktionslose Abgeordnete und wurde von ihren ehemaligen Parteifreunden fortan wie eine Aussätzige behandelt.

Letzten Freitag, am selben Tag, an dem der Bundestag das Gesetz über die «Ehe für alle» mit grosser Mehrheit verabschiedete, nahm auch Erika Steinbach Abschied von ihren Kollegen. In einer knapp vier Minuten langen Rede vor dem Hohen Haus übte sie Kritik an der «Ehe für alle»-Regelung. Ehe und Familie stünden unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung, die Ehe sei eine der Verbindung von Mann und Frau vorbehaltene Institution. Vom neuen Bundestag, so Steinbach, erhoffe sie sich, «dass er seine Kontrollfunktion gegenüber der Bundesregierung verantwortungsvoller wahrnimmt, als es in den letzten Jahren geschehen ist». Keine Hand im Hohen Haus rührte sich. Eisige Stille füllte den Raum. Da ergriff der Präsident des Bundestages, Norbert Lammert, das Wort. «Frau Kollegin, ich möchte eine Bemerkung in Ihrer Rede zum Anlass für eine Klarstellung nehmen.» Steinbach, schon auf dem Weg zu ihrem Platz im Plenum, drehte sich intuitiv um und machte ein paar Schritte auf das Rednerpult zu. Worauf der Bundestagspräsident die Contenance verlor.

«Sie haben jetzt nicht noch mal das Wort. Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen eine Debatte zu führen.» Steinbach blieb wie versteinert stehen. Einige Abgeordnete lachten schadenfroh, und Präsident Lammert fuhr mit seiner Belehrung fort. Laut Verfassung «entscheidet jeder einzelne Abgeordnete, wie er sich zu welchem beliebigen Punkt auf der Tagesordnung des Bundestages verhält...» Das war keine Sternstunde des Bundestages, es war ein bis dahin nie erlebter Tiefpunkt an Arroganz. Für Steinbach ein kurzer peinlicher Moment, für Lammert eine Selbstentlebung.

Er ist wieder da

Von *Nicholas Farrell* — Strotzend vor Selbstbewusstsein, kehrt Silvio Berlusconi auf die Politbühne zurück. Zusammen mit rechten Parteien hat seine Forza Italia bei den jüngsten Wahlen triumphiert. Eine Begutachtung des vielfach Totgesagten.



«Ich bin der geborene Verführer»: Silvio Berlusconi.

Silvio Berlusconi, genannt «il Cavaliere», in meinen Augen noch immer «Silvio il Magnifico», erinnert mich an Rodrigo Díaz de Vivar, den legendären kastilischen Ritter El Cid, der im 11. Jahrhundert die Mauren aus Spanien vertrieb. Zumindest erinnert er mich an den Historienfilm «El Cid» von 1961 mit Charlton Heston und Sophia Loren in den Hauptrollen. El Cid (Heston) wird in einem entscheidenden Moment der Schlacht um Valencia tödlich verwundet und stirbt wenig später, nachdem er seiner Frau Jimena (Loren) ewige Liebe geschworen hat. Mit dem Tod von El Cid scheint alles verloren – Valencia, das katholische Spanien, das Christentum.

Seine treuesten Gefährten stecken den Leichnam also wieder in eine Rüstung und binden ihn auf sein Pferd, das hinausreitet, dem Feind entgegen. Alle glauben, dass El Cid wie durch ein Wunder von den Toten auferstanden ist. Seine Männer, gute Katholiken, jubeln und starten mutig einen neuen Angriff. Die Mauren aber, gute Muslime, ergreifen panisch die Flucht.

Berlusconi ist gewissermassen wiederauferstanden von den Toten, und die Mauren in Italien, die linksliberale Elite, sind, wenn nicht in blinder Panik, so doch spürbar nervös.

Anders als El Cid ist der Cavaliere, inzwischen achtzig Jahre alt, natürlich nicht gestorben, auch wenn er sich im Juni letzten Jahres in Mailand einer Herzoperation unterziehen musste. 2006 war ihm bereits ein Herzschrittmacher eingesetzt worden, der 2015 ausgetauscht werden musste. Berlusconi hat Prostatakrebs überstanden, der 1997 diagnostiziert, aber drei Jahre geheim gehalten worden war. Und die moderne Form der mittelalterlichen Rüstung ist ihm keineswegs fremd: Er hat sich das Gesicht liften lassen, trägt ein Haarimplantat, legt Make-up auf und färbt sich die Haare.

Rote Bastionen erobert

Doch politisch gesehen ist der Medienmogul und viermalige italienische Ministerpräsident tatsächlich von den Toten auferstanden. Bei den jüngsten Kommunalwahlen hat seine Partei Forza Italia zusammen mit den rechtspopulistischen Parteien Lega Nord und Fratelli d'Italia in Dutzenden italienischen Städten und Ortschaften einen überzeugenden Sieg errungen. (Bis Mai nächsten Jahres müssen in Italien wichtige Parlamentswahlen abgehalten werden.) Selbst die Mainstream-Medien – die, wie überall in Europa und Amerika, von den urbanen Linksliberalen dominiert werden – mussten einräumen, dass das Ergebnis nicht mit den lokalen, sondern mit den gesamtitalienischen Verhältnissen zu erklären ist.

Es war eine krachende Niederlage für den postkommunistischen Partito Democratico (PD) des ehemaligen Ministerpräsidenten

Matteo Renzi und für die populistische Protestbewegung Movimento 5 Stelle (M5S), die der Komödiant Beppe Grillo 2009 gegründet hat, ein Mann, der alles ablehnt (illegale Migranten, den Euro, das Parlament, die Banken) und einzig Windenergieparks gelten lässt.

Berlusconi's Koalition eroberte rote Bastionen wie Genua, die seit dem Zweiten Weltkrieg praktisch ununterbrochen von den Kommunisten und ihren Erben regiert werden, oder Sesto San Giovanni, ein Städtchen unweit von Mailand, das «italienische Stalingrad», das seit der Abschaffung der Monarchie 1946 durchweg kommunistisch regiert wurde.

Das ist ein bemerkenswertes Wiedererstarben der italienischen Rechten, die zerstritten ist, seit Berlusconi (der insgesamt neun Jahre italienischer Ministerpräsident war, länger als

Er ist der einzige Politiker, der mit seinem Charisma die Rechte einen und zum Sieg führen könnte.

jeder andere Premier seit der italienischen Einigung im Jahr 1871, ausgenommen Benito Mussolini und Giovanni Giolitti) im November 2011 nach einer von Brüssel, Berlin und Paris orchestrierten Palastrevolte zum Rücktritt gezwungen wurde.

2008 war er mit der grössten Mehrheit gewählt worden, die je einer der rund sechzig italienischen Ministerpräsidenten seit 1946 erzielt hatte. Aber schon ein Jahr später wirkten sich die brutalen Schockwellen der globalen Finanzkrise aus (eine Folge war die massive Differenz zwischen italienischen und deutschen Staatsanleihen), der Bunga-Bunga-Skandal bot allen moralinsauren Sittenaposteln die Chance, Berlusconi zum Gespött der Weltöffentlichkeit zu machen, und am Ende wurde er aus dem Amt gejagt.

Italien hat seitdem vier nicht gewählte Ministerpräsidenten gehabt, da keine Partei oder Koalition bei den Wahlen 2013 eine funktionierende Mehrheit erringen konnte. Renzi war nicht einmal Abgeordneter, als er im Februar 2014 Ministerpräsident wurde.

Ein Jahr gemeinnützige Arbeit

Bis spätestens Mai 2018 müssen nun Parlamentswahlen stattfinden, aber das Parlament muss sich zuvor auf eine Wahlreform einigen, die einen Sieger hervorbringen könnte, was nach dem gegenwärtigen, unglaublich komplexen Wahlrecht nicht möglich ist. Mehrere Reformansätze sind schon gescheitert.

Renzi's PD und Grillo's M5S führen laut Meinungsumfragen mit jeweils etwa 28 Prozent, aber der PD ist gespalten, weil Renzi – der immer grossartige Reformen ankündigte – und sein Nachfolger Paolo Gentiloni es nicht geschafft haben, die Wirtschaft aus der mehr

oder weniger permanenten Krise herauszuführen.

Forza Italia (FI) kommt in den jüngsten Umfragen auf etwa 13 Prozent, ebenso die Lega Nord, deren Chef Matteo Salvini ein Referendum über den Euro anstrebt und die Flüchtlingskrise notfalls mit Gewalt lösen will. Immerhin ist seit 2014 etwa eine halbe Million hauptsächlich Schwarzafrikaner (von denen nur 20 Prozent echte Flüchtlinge sind) von italienischen und anderen europäischen Kriegsschiffen und einer immer grösseren Flottille von privaten Organisationen aus dem Mittelmeer gefischt und nach Italien gebracht worden. Gemäss Umfragen könnte Berlusconi's Koalition, sofern sie einig bleibt, den PD oder den M5S bei den nächsten Wahlen schlagen.

Renzi's Rücktritt im letzten Dezember, nachdem er ein Referendum zur Verfassungsreform verloren hatte, veränderte die politische Landschaft. Bis dahin war eine Koalition zwischen der Forza Italia und ihren beiden traditionellen Verbündeten nicht vorstellbar, weil (von allem anderen abgesehen) Berlusconi Renzi gestärkt hatte, der ihm weniger gefährlich schien als der gefürchtete Demagoge Grillo. Zu Renzi, der sich gern als italienischer Tony Blair sah, bemerkte er, dass dieser, anders als die übrigen führenden Köpfe des PD, nicht wie ein Kommunist auf ihn wirke.

Die Rückkehr des Cavaliere auf die politische Bühne ist umso erstaunlicher, als er aufgrund seiner Verurteilung wegen Steuerbetrugs 2013 keine öffentlichen Ämter bekleiden kann. Aus Altersgründen und weil ihm dank eines von einer linken Regierung eingeführten Gesetzes drei seiner vier Jahre Haft automatisch erlassen wurden, musste er nicht ins Gefängnis. Stattdessen leistete er ein Jahr lang gemeinnützige Arbeit in einem katholischen Pflegeheim für Alzheimer-Patienten.

Bei den nächsten Wahlen kann er also nicht als Abgeordneter oder Senator kandidieren, geschweige denn Ministerpräsident werden. Gegen diese Sperre hat Berlusconi Beschwerde beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte eingelegt, dessen Urteil erst nach Mai 2018 ergehen wird. Berlusconi ist jedoch der einzige Politiker, der mit seinem Charisma und Flair die Rechte einen und zum Sieg führen könnte – selbst wenn er nur eine Galionsfigur ist und keine politische Macht ausübt.

Vergleiche mit Trump

Die Italiener haben ihn mehrmals gewählt, weil sie, genau wie die Amerikaner im Fall Donald Trumps, genug hatten von den Berufspolitikern. Hier war der fünftreichste Mann Italiens, ein Milliardär mit einem flotten Mundwerk, dessen Witze ständig Anstoss erregten, weil sie politisch nicht korrekt waren. Seine Gegner warfen ihm vor, ein Faschist zu sein, ein Mafioso, ein Clown, ein Betrüger und ein frauenfeindlicher Macho. >>>

«Werde den Wahlkampf selbst führen»

Nach dem Erfolg der Rechten bei den Gemeindewahlen kehrt Silvio Berlusconi in die Politik zurück. Nun hat er dem *Corriere della Sera* ein Interview gegeben, aus dem wir Auszüge drucken.

Wie beurteilen Sie die Wahlen in Genua?

Ich glaube, dass die Wähler von Genua, wie ich es ihnen vorgeschlagen habe, einen tüchtigen Bürgermeister, einen politisch erprobten Manager, gewählt haben: Marco Bucci. Sie haben über die Linke und über das Geschwätz der politischen Klasse ein strenges Urteil gefällt. Wir haben in vielen Regionen ausgezeichnete Resultate erreicht, vom Norden bis in den Süden, vor allem in einer wichtigen Region wie der Lombardei.

Um Ihre Führungsstellung im rechten Zentrum zu markieren, haben Sie ein Programm angekündigt, das von Ihnen selbst geschrieben werden soll.

Wir haben einen wunderschönen Baum der Freiheit vorbereitet, eine grafische Darstellung eines Programms, das revolutionär sein wird. Die Wurzeln werden unsere christlichen Werte und unsere liberalen Prinzipien sein, die Äste stellen die verschiedenen Probleme des Landes dar, und die Früchte sind unsere Vorschläge zu deren Überwindung und um Italien flottzumachen. Ich erwähne zwei: die Pauschalsteuer, eine auf tiefstmöglichem Niveau erhobene Steuer, die für alle gleich ist. Und die Wiederherstellung der Würde: Wegen der dramatischen Zahlen über die Armut in Italien soll im Rahmen einer komplexen Reform der Sozialhilfe allen ein Minimalinkommen gesichert werden.

Glauben Sie, dass dies genügen wird, um die beiden Formationen des rechten Zentrums, wie sie sich in letzter Zeit gebildet haben, zusammenzuhalten?

Mir ist nicht bewusst, dass es zwei Zentren gibt. Ich sehe nur eines, nämlich jenes, das ich vor 23 Jahren gegründet habe und mit dem wir viele Wahlen auf allen Ebenen gewonnen haben. Ein geeintes, pluralistisches, siegreiches rechtes Zentrum. Eine auf den Werten des liberalen Westens basierende Koalition, in deren Schoss Personen und Ideen der demokratischen Rechten einen Raum und eine Rolle gefunden haben. Was wäre die Alternative? Jene der Signora Le Pen, die in Frankreich den Sieg der Linken ermöglichte?

Fürchten Sie, dass Sie angesichts der Fristen des Europäischen Gerichtshofs nicht wieder kandidieren können?

Wenn Sie nicht kandidieren können, wäre es nicht opportun, wenn Sie als Gründer des rechten Zentrums einen eigenen Kandidaten lancierten?

Thronfolger gibt es in der Monarchie, und es ist ihnen nicht immer gelungen, auf den Thron zu steigen. Was mich betrifft, werde ich bei den Wahlen dabei sein. Auch wenn der Strassburger Gerichtshof sein Urteil nicht in passender Frist abgibt, werde ich ins Feld ziehen, um den Wahlkampf zu führen. Gewiss, es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit für eine Million Italiener, wenn sie nicht für ihren Leader stimmen könnten.

Europa und die Märkte schauen auf Italien: Ist es im Interesse des Landes vernünftig, Wahlen abzuhalten, ohne ein Stabilitätsgesetz verabschiedet zu haben?

Wahlen in einer Demokratie sind keine Pathologie, sie sind die normale Ausübung der Volkssouveränität. Wenn das Stabilitätsgesetz von der einen Regierung vorgelegt und von einer anderen verabschiedet würde, geschähe nichts Traumatisches.

In der ersten Republik schlossen sich starke Parteien zusammen, um zu regieren, und Italien ist zu einer wirtschaftlichen Weltmacht geworden. Wieso nicht heute?

Auch damals gab es Koalitionen und Koalitionen. Es gab den Zentrismus, der das Wirtschaftswunder schaffte und ein vom Krieg verwüstetes Land in eine Wirtschaftsgrossmacht verwandelte. Das linke Zentrum machte wichtige Dinge, aber kompromittierte durch eine übertriebene Ausweitung der öffentlichen Ausgaben das Wachstum. Dann gab es die unglückselige Zeit des historischen Kompromisses. Das Fünfparteiensystem bahnte trotz zahlreichen Fehlern die Modernisierung des Landes an. Koalitionen funktionieren, wenn sie in ihrem Innern kohärent sind.

Was ist Ihre Meinung zu Matteo Renzi?

Man kann Renzi zwei Fehler vorwerfen: Er hat einen Zickzackkurs gefahren, wie auch wir es getan haben. Und er war wegen der politischen Kultur des linken Zentrums nicht in der Lage, eine wahre Modernisierung der Linken, wie sie für Italien nützlich wäre, zu realisieren. Aber man muss zugeben, dass er dynamisch ist.

Gekürzt und übersetzt von Hanspeter Born

Er war ein Populist, bevor das Wort zum Schmähbegriff wurde. 1994 trat er in die Politik ein, «um Italien vor den Kommunisten zu retten». Als er 2001 sagte, der Westen sei dem Islam «überlegen», heulte die linke Elite auf, doch die schweigende Mehrheit pflichtete ihm bei. Wie Trump schläft er bloss wenige Stunden pro Nacht, er sagt, die Ähnlichkeiten mit dem US-Präsidenten seien überhaupt «offensichtlich». Beide lieben schöne Frauen und bringen Feministinnen auf die Palme. Wie Trump kommt er, trotz Frauengeschichten, mit der Kirche gut aus. Wie sein ehemaliger Leibarzt, Umberto Scapagnini, ihm 2004 bescheinigte, sei er «technisch fast unsterblich», ein «physisch und intellektuell überlegenes menschliches Wesen», das «sechs Mal die Woche Sex haben» könne. Nach seinem Wahlsieg letzte Woche zeigte sich Berlusconi im Fernsehen mit altbekanntem Elan und strotzend vor Selbstbewusstsein. Über Trump sagte er: «Was ich an ihm mag, ist Melania wegen ihrer *bellezza*, ihres *stile* und auch wegen ihres *fascino*.»

In den letzten Jahren war es stiller geworden um den Cavaliere. Man beschuldigte ihn, als Eigentümer von drei der sieben italienischen Fernsehsender in einem gefährlichen Interessenkonflikt zu stehen, der die Demo-

«Was ich an Trump mag, ist Melania wegen ihrer *bellezza*, ihres *stile* und auch wegen ihres *fascino*.»

kratie bedrohe, wo die Medien doch von ebendiesen Leuten kontrolliert werden. Die italienischen Richter, wie jede Gruppe in Italien politisch organisiert, brachten ihn wiederholt vor Gericht – ohne Erfolg.

2010 wurde er schliesslich angeklagt, für Sex mit einer Minderjährigen, einer marokkanischen Tänzerin namens Ruby, bezahlt zu haben – auch wenn er und sie alles bestritten und es keine Zeugen gab. Genau das (und nicht der Altersunterschied) brachte die italienische Öffentlichkeit gegen ihn auf. Und 2015 wurde er natürlich freigesprochen.

Berlusconi, zweimal geschieden, hat seit 2011 eine Freundin, die jung genug ist, seine Enkelin zu sein: Francesca Pascale, 31 Jahre alt, aus Neapel stammend, eine regionale FI-Politikerin mit einer Schwäche für Harley-Davidson-Maschinen. Nach eigener Aussage schwärmte sie schon als Teenager für ihn.

Der Cavaliere hat einmal gesagt: «Ich bin der geborene Verführer. Und ich bin nicht nur ein grosser Verführer, sondern selbst schon oft verführt worden.» Seit zwanzig Jahren verführt er die Italiener. Mich würde es nicht überraschen, wenn er sie abermals gelänge, auch wenn es ihm den nächsten Parlamentswahlen 81 sein wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Wir müssen besser sein als Barcelona»

Sie nennen ihn «l'americano»: Der parteilose Marco Bucci hat der Linken erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg die Kontrolle über Genua entrissen. Nun will er die italienische Hafenstadt zur Metropole des Mittelmeers machen. *Von Nicholas Farrell*



«Jeder EU-Staat muss die gleichen Rechte haben»: Bürgermeister Bucci.

Niemand symbolisiert den bemerkenswerten Wiederaufstieg von Silvio Berlusconi rechter Koalition besser als Marco Bucci, der jüngst zum Bürgermeister der norditalienischen Hafenstadt Genua gewählt worden ist, einer Stadt, die seit dem Zweiten Weltkrieg nahezu ununterbrochen von den Linken regiert wurde. Der 58-Jährige, gebürtiger Genuese, Pfadfinderführer und studierter Chemiker, hatte zweiundzwanzig Jahre lang in den Vereinigten Staaten als Manager in der Pharmabranche gearbeitet, bevor er 2015 wieder in die Heimat zurückkehrte. Auf Bucci, der zwei erwachsene Töchter hat, gläubiger Katholik und ein leidenschaftlicher Segler ist, entfielen bei der Stichwahl 55 Prozent der Stimmen. Genua ist übrigens auch die Heimat des Ex-Komikers Beppe Grillo, der den populistischen Movimento 5 Stelle gründete. Doch bei der Bürger-

meisterwahl fiel der Kandidat der Fünf-Sterne-Bewegung bereits im ersten Wahlgang durch.

Bucci, der politisch bislang nicht politisch aktiv gewesen war und keiner Partei angehört, möchte Genua zur führenden Hafenstadt des gesamten Mittelmeers machen. Dies hat ihm den Spitznamen «l'americano» eingebracht.

«Wer eine andere Meinung hat als die Linke, wird unablässig dämonisiert.»

Die grössten Probleme in der Stadt, in der einst Kolumbus geboren wurde, sind (wie in ganz Italien) die seit der Finanzkrise von 2008 darniederliegende Wirtschaft und die nicht enden wollende Migrantenkrise. Nicht Berlusconi forderte Bucci zur Kandidatur auf,

sondern die Lega Nord von Matteo Salvini, die illegale Einwanderer abschieben und verhindern will, dass Rettungsschiffe immer mehr Flüchtlinge ins Land bringen. Marco Bucci wurde als «Salvinis Kandidat» bezeichnet, was er von sich weist. Dass die Lega nun über mehr Sitze im Stadtrat verfügt als jede andere Partei (neun statt wie bisher einen einzigen), zeigt, woher der Wind in Genua weht. Und wie Salvini sagte: «Wenn wir Genua befreien, befreien wir Italien.»

Sie gehören keiner politischen Partei an. Warum unterstützen Sie die Rechte und nicht die Linke oder Grillo?

Ich glaube an die Freiheit. Ich glaube an den Freihandel. Die Welt funktioniert am besten im Kapitalismus, also in einem freien Kapitalismus, wo man sich nicht mit hohen Steuern herumschlagen muss.

Glaubt die Linke also nicht an Freiheit?

Nein, weder im Denken noch im Verhalten. Wer eine andere Meinung hat als die Linke, wird unablässig dämonisiert.

Wie wirkt sich die Migrantenkrise auf die Stadt Genua aus?

Das ist ein Riesenproblem, wie überall in Italien. Wir haben ein Gesetz, das jede Kommune dazu verpflichtet, einer bestimmten Anzahl von Migranten zwei Jahre lang Verpflegung und Unterkunft zu bieten. Einwanderung kann aber nur funktionieren, wenn sich die Betroffenen in die Gesellschaft integrieren, und genau das passiert nicht. In diesen zwei Jahren muss es einen Integrationspakt geben, der die Migranten dazu verpflichtet, sich zu integrieren. Und dafür werde ich sorgen. Jeder Migrant muss Italienisch lernen, eine Berufsausbildung machen, die kulturellen Traditionen kennenlernen und sich mit unserer Lebensart vertraut machen. Nur wenn sie das tun, ist Integration möglich.

Bei legalen Einwanderern mag das funktionieren – aber was ist mit denen, die illegal über das Meer nach Italien kommen? Im letzten Jahr sind 180 000 – eine Rekordzahl – aus Libyen gekommen, dieses Jahr sind es jetzt schon 70 000.

Auch für diese Leute gilt: Wer in Italien bleiben will, muss sich integrieren. Andernfalls haben sie hier nichts zu suchen.

Einverstanden, aber es gibt 200 000 Migranten in den italienischen Aufnahmезentren, die dort nicht festgehalten werden. Sie können sich mehr oder weniger frei bewegen. Irgendwann tauchen sie also unter.

Nun ja, sie werden bleiben müssen. Sie können hier nicht so leben wie in Afrika.

Sollte den Rettungsschiffen – seien diese italienische, europäische oder solche von Hilfsorganisationen –, die die genannten Migranten im Mittelmeer an Bord nehmen, das Anlegen in einem italienischen Hafen verweigert werden?

Ich finde, wir sollten mit Libyen und den afrikanischen Ländern Abkommen schliessen, um die Zahl der Migranten zu begrenzen und dafür zu sorgen, dass nur solche Leute nach Italien kommen, die hier leben wollen.

Aber alle sind sich einig, dass es sich bei diesen Leuten um Wirtschaftsmigranten handelt, überwiegend aus Schwarzafrika, und nicht um Flüchtlinge. Und die meisten wollen auch gar nicht in Italien bleiben, sondern weiterreisen in andere europäische Länder im Norden, wo sie mehr staatliche Gelder erwarten können, Sozialhilfe und so weiter, während es in Italien nicht einmal Arbeitslosenunterstützung gibt ...

Gut, dann sollten wir sie einfach weiter-schicken in Richtung Norden ...

Aber laut Seerecht müssen Personen, die aus dem Meer gerettet werden, in den nächsten sicheren Hafen gebracht werden, in diesem Fall also Tunesien oder Malta. Warum werden sie nach Italien gebracht?

Weil wir zu allen Leuten so nett sind. Das ist die Realität.

«So, wie der Euro momentan organisiert ist, kann man ihn vergessen.»

Aber selbst die linke Regierung droht nun damit, den Rettungsschiffen – zumindest denjenigen, die Hilfsorganisationen gehören – das Anlegen in italienischen Häfen zu verweigern. Sollte Italien das tun?

Ja, und wir sollten nur diejenigen Migranten ins Land lassen, die integrationswillig sind.

Wie wollen Sie das denn feststellen?

Indem man die Leute überprüft, bevor sie nach Italien kommen. Und all jene, die es nach Italien schaffen, sollten wir einfach nach Frankreich schicken.

Warum hat der Movimento 5 Stelle in Grillos Heimatstadt eigentlich so schlecht abgeschnitten?

Alle haben gesagt: «Die Linke hat Genua zugrunde gerichtet, wir müssen hier aufräumen. Grillo will nicht in die Infrastruktur investieren, in den Strassenbau, er wiederholt einfach sein Mantra <decrescita felice> [Für eine Wachstumswende].» Ich habe ge-

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Nordseeküste

Min Li Marti, Nationalrätin

Ich mag Meer, ich mag Inseln, ich mag Strandkörbe und Fischbrötchen. Und ich mag es nicht, wenn es zu heiss ist. Darum gefällt es mir an der Nordseeküste, am plattdeutschen Strand. Die Weite des Wattenmeers, die Leuchttürme. Wie in der Jever-Bier-Werbung – auch wenn mir das Bier zu bitter ist. Als Zürcherin findet man nicht einmal Sylt besonders teuer. Ausserdem spricht man Deutsch. Und wie schon Die Ärzte sangen: «Es ist zwar etwas teurer, dafür ist man unter sich. Und ich weiss, jeder Zweite hier ist genauso blöd wie ich.»



sagt, dass ich Genua zur wichtigsten Hafenstadt des Mittelmeers machen will. Barcelona wächst wie verrückt, wir müssen noch besser sein.

Berlusconi bezeichnet Sie als einen «Manager, der auf Zeit in die Politik gegangen ist», mit vielen Erfahrungen aus Amerika, die Sie auf Genua übertragen wollen. Wie soll das in der Praxis aussehen?

Ich möchte öffentliche Bauvorhaben mit Privatkapital finanzieren. Ich werde dafür sorgen, dass Investitionen hier sehr lukrativ sind. Die Arbeitskosten sind hier um 50 Prozent geringer als in Mailand, 30 Prozent geringer als in Paris und 60 Prozent geringer als in Deutschland. Die Lebensqualität ist ausgezeichnet, und das wirkt sich unmittelbar auf die Produktivität aus. Ich werde dafür sorgen, dass Unternehmen, die Arbeitsplätze schaffen, weniger kommunale Abgaben zahlen müssen. Als ich den europäischen Sitz meiner amerikanischen Firma in Genua gründete, konnte ich meine Bosse in drei Stunden davon überzeugen, dass das eine gute Wahl war.

Warum hat die Linke das nicht geschafft?

Den Linken ist unternehmerisches Denken fremd. Für sie ist die Privatwirtschaft etwas Schlechtes, so dass sie nicht an Privatunternehmer herantreten – sofern sie diese nicht als Geldgeber für die eigene Partei gewinnen können.

Berlusconi ist für die EU, will aber neben dem Euro auch die Lira als Zweitwährung haben. Salvini ist gegen die EU und für einen Austritt aus der Euro-Zone. Wie ist Ihre Meinung dazu?

Als jemand, der in Amerika gelebt hat, weiss ich, wie wichtig eine föderale Staatenunion ist. Die Vereinigten Staaten sind ein gutfunktionierendes Modell. Ich möchte, dass die Europäische Union genauso gut funktioniert.

Aber Amerika war jungfräuliches Territorium, Europa ist eine alte Vettel.

Die Europäische Union funktioniert nicht, weil Deutschland auf Kosten aller anderen Staaten seine Hegemonie ausübt.

Und der Euro?

Der Euro ist sinnvoll, aber so, wie er momentan organisiert ist, kann man ihn vergessen.

Die Lösung?

Jeder EU-Staat muss die gleichen Rechte haben. Es kann nicht sein, dass ein oder zwei Länder sich die Rosinen rauspicken und alle anderen das Nachsehen haben. Italien profitiert nicht vom Euro, nur Deutschland. Ohne den Euro könnte Deutschland kein einziges Auto mehr exportieren. Das ist das Problem.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Die Bahamas-Flüchtlinge

Von Wolfgang Koydl — Europas ehrgeiziges Migrantenverteilprogramm entpuppt sich als Farce: Es gibt nicht genügend Flüchtlinge, und sie kommen aus den falschen Ländern.



Von «Rettern» ins Land gebracht: Migranten in Salerno.

Bella Italia sagt *basta!* An immer mehr Orten bietet Italien kein schönes Bild, nicht im Süden, in den Häfen Siziliens, Apuliens und Kalabriens, wo Tag für Tag Hunderte, ja Tausende von Afrikanern ausgeschifft werden. Und nicht im Norden, in Städten wie Como, wo Migranten in öffentlichen Parkanlagen campieren und auf eine Schleppergelegenheit durch die Schweiz nach Deutschland oder Schweden warten.

Genug ist genug. Künftig werde Italien Schiffe von «Rettungsorganisationen» mit Migranten an Bord verbieten, seine Häfen anzulaufen, verkündete Regierungschef Paolo Gentiloni, falls die EU dem Land nicht endlich unter die Arme greife. Brüssel reagierte prompt: Mit unverbindlichen Worten und vagen Geldversprechen. Im Kern blieb man hart: Italien liege nun mal der libyschen Küste direkt gegenüber. Pech gehabt. Geografie kann grausam sein.

Aber was ist mit dem Programm zur gerechten Verteilung von Migranten auf alle EU-Mitglieder, das die Kommission vor gut zwei Jahren beschlossen hat und das zum Grundsatzzstreit mit Polen, Ungarn, Tschechen und Slowaken eskaliert ist, die sich ihm verweigern? Sie werde «nicht aufhören, darüber zu sprechen», versicherte die deutsche Kanzlerin Angela Merkel erst kürzlich wieder. Die Kommission droht den renitenten Osteuropäern mit dem Verlust finanzieller Zuwendungen.

Doch dieses Programm ist eine reine Farce, wie *Weltwoche*-Recherchen ergaben. Es gibt noch nicht einmal genügend Menschen, die sich dafür nach den EU-Regeln qualifizieren. Wer in den Genuss der Massnahme käme, stammt oft aus überraschenden Ländern: die Karibikinseln der Bahamas gehören laut aktueller Liste dazu, das Himalaja-Königreich Bhutan oder die schwerreichen Golfstaaten Katar, Bahrain und die Vereinigten Arabischen Emirate.

33 000 potenziell Berechtigte

Zur Erinnerung: Insgesamt 160 000 Personen hatte die EU-Kommission Anfang 2015 identifiziert, die in Notlagern in Griechenland und Italien gestrandet waren und die nun quer über die ganze Union verteilt werden sollten. Diese Zahl war freihändig aus der Luft gegriffen, wie die Kommission längst selbst eingesehen hat. Zweimal wurde sie seither nach unten korrigiert, derzeit auf 33 000 potenziell Berechtigte. Selbst das ist übertrieben: Derzeit erfüllen lediglich 11 300 Migranten die Bedingungen.

Berechtigt sind Flüchtlinge, deren Asyl-Anerkennungsquote in einem EU-Staat bei über 75 Prozent liegt und die nach dem 24. März 2015 griechisches oder italienisches Territorium erreicht haben. Die Statistikbehörde Eurostat aktualisiert alle drei Monate eine entsprechende Länderliste. Auf ihr befinden sich derzeit die erwähnten Staaten sowie Eritrea, Syrien und Jemen. Vorher standen da schon Bermuda, Guatemala, Grenada und britische Überseegebiete wie die Falklandinseln. Länder mit hohen Migrationszahlen – Afghanistan, Irak, Bangladesch und vor allem westafrikanische Nationen – befinden sich nicht darunter.

Italien ist daher mit dem Programm gar nicht gedient: Denn es sind überwiegend Schwarzafrikaner, die von «Rettern» ins Land gebracht werden. Sie aber sollen – so ein Sprecher der Kommission – «zurückgeführt» werden. Einen Lichtblick, wenn man so will, sieht er in der hohen Zahl von Eritreern in Italien. Doch obwohl sie ein Anrecht auf Umverteilung hätten, liess sich nur die Hälfte für das Programm registrieren. Noch weniger hätten einen Antrag auf ein anderes Land gestellt, teilte der Sprecher mit einem Unterton der Verwunderung mit.

Bei der Gegenfrage, ob es denkbar sei, dass Eritreer wegen ihrer historischen, kulturellen und sprachlichen Verbindung zu Italien lieber in diesem Land blieben, stutzte der EU-Repräsentant. «Oh», sagt er schliesslich. «So habe ich das überhaupt noch nicht gesehen.»



Ihr nächster Urlaub in der Maremma, Toskana

Country Inn Casa Mazzoni liegt auf halber Strecke zwischen Siena und Grosseto und bietet ein wunderbares Panorama. Weit weg vom Chaos der Städte, eingebettet ins Grüne inmitten eines Privatbesitzes von 150 ha in der herrlichen Maremma mit Blick, der bis zum Meer und zur Insel Giglio reicht, ist es vor allem zu dieser Jahreszeit ein idealer Ort, um Körper und Geist zu regenerieren.

Juli, August, September und Oktober sind die besten Monate, um die Schönheit der Farben und Düfte des Landes voll und ganz zu erleben. Das Landhaus steht auch unseren vierbeinigen Freunden offen und ist mit allen Annehmlichkeiten ausgestattet, vom Wifi bis zur Minibar, von der typisch toskanischen Küche bis zum Frühstücksbuffet.

Ps. Wir sprechen Deutsch!

Casa Mazzoni

Tel.: +39 05 64 56 74 88

E-Mail: info@casamazzonei.it

www.casamazzonei.it



Perfekte Symbiose

Von Peter Keller — Kein Land hat die Welt kulturell so durchdrungen wie Italien: von der Architektur bis zum morgendlichen Cappuccino. Das grösste Geschenk der Italiener an die Menschheit ist ihre Sinnlichkeit. Ohne sie wäre unser Leben grau und fad.

Wir sind alle Italiener. Ob wir es wollen oder nicht. Kein Land in Europa hat den Kontinent und mit ihm die Welt dermassen kulturell durchdrungen wie diese ins Mittelmeer ragende, wie ein Stiefel gekerbte Halbinsel. Das Rechtswesen, die römisch-katholische Kirche und der Beton; die Universität, der moderne Kapitalismus und die Pizza Margherita; der Sinn für Mode, das Fortissimo in der Musik und der morgendliche Cappuccino: In uns allen steckt ein Stück Italien.

Alle Wege führen nach Rom und von Rom wieder zurück in die ganze Welt. Es mag angesichts des chronischen Chaos, mit dem wir das heutige Italien verbinden, erstaunen, dass die wohl wichtigste Hinterlassenschaft dieser Kulturnation eine ordnende Kraft ist: der *Corpus Iuris Civilis*, die vom oströmischen Kaiser Justinian veranlasste Sammlung von Gesetzeswerken, die bis heute unser Rechtsempfinden anleitet. Das uns immer wieder fordernde «in dubio pro reo», die Unschuldsumutung, bleibt das Fundament einer aufgeklärten Rechtsprechung wie die bereits im Satz «Ubi iudicat, qui accusat, vis, non lex valet» angedachte Gewaltenteilung: Wo der Ankläger zugleich richtet, gilt Gewalt, nicht das Gesetz.

Kulturelle Schichtung

Oder lassen wir uns treiben von den Worten, und wenn gerade vom Fundament die Rede war, dann ist darin das lateinische *fundare*, «den Grund legen», enthalten und das davon abgeleitete *fundamentum* für «Unterbau, Grundlage». Italien ist nicht nur unsere kulturelle Heimstatt – selbst das Wort Kultur für «Anbau, Pflege» stammt aus dem Lateinischen –, sondern bildet ganz wörtlich unser Fundament, unsere Grundlage: Man wird es mit Blick auf das Italien der Schlaglöcher kaum für möglich halten, aber die Architekten der Antike haben die Zutaten der modernen Baukunst erfunden, als man hierzulande noch in fensterlosen (Fenster von lat. *fenestra*) Lehmhütten hauste.

Man braucht dafür nur in Rom zu sein. Die Stadt liegt da, wie von historisch interessierten Anatomen zergliedert. Hinter dem Kapitoll, wo dazumal den Hauptgöttern Jupiter und Juno gehuldigt wurde und heute das Rathaus mitsamt dem Sitz des Bürgermeisters steht, öffnet sich das Forum Romanum, ein steinernes Gewirr von Säulen und verfallenen Palästen, von Triumphbögen und überwachsenen

Tempeln, als ob jemand fein säuberlich die Eingeweide der Ewigen Stadt freigelegt hätte. Wie die Tasten eines Instruments lugen die behauenen Säulenstümpfe der Basilica Julia empor, und etwas zurückversetzt sind die Überreste der Konstantinsbasilika zu sehen. Ihre Anordnung, Hauptschiff und je ein Seitenschiff, gehört zu den klassischen Formen der Kirchenarchitektur, die jeder innerlich bewusst oder unbewusst abgespeichert hat.

Diese kolossalen Schönheiten muss man erst bauen können. Wer je im Pantheon stand und hinaufschaute in das wabenartige Rundgewölbe mit dem Loch in der Mitte, wird sich unweigerlich an das triste Grau von Tiefgaragen erinnern. Was aussieht wie Beton, ist Beton, diese so simple wie geniale Mischung aus Kies, Sand, Wasser und Zement, ohne die auch heute keine Autobahnbrücke und kein Hochhaus entstehen würde. Auf 43 Meter kommt der Durchmesser der Pantheonkuppel, und sie



Italien-Spezial

- 24 **Ein Haus wie ich**
Die Casa Malaparte auf Capri
- 26 **Wucht und Erhabenheit**
Was man in Italien gesehen haben muss
- 29 **«Stilmittel der Überraschung»**
Patricia Gucci über Eleganz
- 30 **Mein Apulien**
Erinnerungen an das Land meines Vaters
- 32 **Wenn Maria spricht**
Erscheinungen auf Ischia
- 34 **«Imprägniert von der Geschichte»**
Enrico Cinzano über seinen Stil
- 35 **«In der Not sind wir sehr kreativ»**
Die Fiat-Chrysler-Chefin im Interview

blieb bis ins 19. Jahrhundert in dieser Art und Dimension unübertroffen, weil die Technik des Betongusses nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches weit über ein Jahrtausend lang in Vergessenheit geriet. In Rom lässt sich die kulturelle Schichtung Europas wie sonst nirgendwo mit allen Sinnen erfassen und nachvollziehen.

Liebe geht durch die Küche

Wir sind alle Kulturitaliener, ohne es immer zu wissen. Der Sinn für klassische Formen und Linien hat sich uns eingepreßt über die römische Architektur, später über die rationalen Linien der Renaissance (erfunden von den Italienern) bis hin zu den verspielten Formen des Barocks (ebenfalls in Italien entstanden: «Wucht und Erhabenheit», s. Seite 32). Das Flair der Italiener für Design und Mode ist sprichwörtlich, irgendein Stück Gucci, Prada, Armani hat jeder im Schrank (oder den Fiat Cinquecento in der Garage), um *bella figura* zu machen. Kein anderes Volk feiert Schönheit an sich mit solcher Hingabe wie die Italiener.

Das Herz der Italiener ist so gross, dass es auch den Magen umfasst. Die Liebe spaziert gewissermassen durch die Küche. Es ist die *cucina*, die das Land zusammenhält, und darin die *mamma*, weiblich aus der Form geraten, die im Sugo rührt und ihren *bambini* bis weit über die Volljährigkeit hinaus ihre Liebesspeisen kocht. Die italienische Küche ist erstaunlich modern. Sie ist schnell, und was zählt, sind die Zutaten. «The product is the king», sagt jeweils mein Freund Antonello in seinem rollenden Englisch. Etwas Tomatensauce, Mozzarella, Basilikum, alles auf einen ausgerollten Teig legen und ein paar Minuten in den Holzofen. Fertig. Wir sind alle Pizza. Keine Küche ist so international wie die italienische und in fast jedem Haushalt präsent.

Wer sich schon mal gefragt hat, worüber Italiener eigentlich die ganze Zeit und endlos quasseln – hier die Lösung: Sie reden besonders gerne über das Essen. Reden und essen ist die perfekte Symbiose. Beides geht durch den Mund. Der Opernkomponist und Feinschmecker Gioachino Antonio Rossini (1792–1868) meinte einmal, es gebe keine bessere Beschäftigung als das Essen. «Der Appetit ist für den Magen, was die Liebe für das Herz ist. Der Magen ist der Dirigent, der das grosse Orchester unserer Leidenschaften leitet.» Da erstaunt es wenig, dass Rossini nicht nur grandiose Ouvertüren wie jene zur Oper «Wilhelm Tell»



Es ist die «cucina», die das Land zusammenhält: Sophia Loren, 1953.

hinterlassen hat, sondern auch Rezepte. Am bekanntesten ist das Tournedos Rossini, ein Rindsfiletstück, belegt mit Foie gras.

Italien ist orangeroter Campari

Müsste man Italien auf eine Farbe reduzieren, wäre es Rot. Italien ist orangeroter Campari, Tomatenrot auf fast jeder Pizza, das bittere Rot alter Steintreppen im Süden und das *rosso corsa* von Ferrari, Maserati und Alfa Romeo. Die Vespa ist rot und toskanische Fliesen auf hiesigen Terrassen, rot sind Opersessel in der ganzen Welt und der Fleischsaft in florentinischen Steaks. Die Papstschuhe sind rot, das Herz der *misericordia* auch, vom «rosso relativo» sang Tiziano Ferro in einem seiner grössten Hits.

Gewaltige Kunstwerke, die wir lieben, sind voller Rot. Hektische rötliche Flecken finden sich auf den Wangen von Caravaggios Figuren,

in «Il deserto rosso» («Rote Wüste»), Michelangelo Antonionis erstem Farbfilm von 1964, verfällt Monica Vitti in einer trüben Industrielandschaft voll roter Rohre und Tonnen in eine depressive Neurose. Im Roman «Der Teufel auf den Hügeln» (1948) schrieb Cesare Pavese von der roten Erde Italiens; Italiens berühmtestes Haus, die Casa Malaparte auf Capri, ist oxsenblutrot («Ein Haus wie ich», s. Seite 24).

Dann noch die Mode: Italienische Männer tragen weinrote Hosen (Schweizer Männer gelegentlich auch, vor allem im Sommer), Frauen Dolce-&-Gabbana-Rosen auf schwarzem Grund. Kurz, Italien ist knallig rot. Das Magische daran ist nicht nur, dass all diese Schattierungen Teil unseres Alltages sind, sozusagen heimgeholte Verdichtungen der südlicheren Sonne, sondern dass zusammen mit ihnen ganze innere Kontexte entstehen, die wir aus Italien kennen und zu Hause wiederauferstehen las-

sen wollen. Zusammen mit dem Rot wollen wir essen wie irgendwo in Sizilien, schwimmen wie in Rimini, chic ausgehen wie auf der Via Venezia in Rom, schnell und rasend fahren wie Boccioni, wie Marinetti und überhaupt alle Futuristen. Wir bereiten Campari-Drinks für Gäste und tragen Armani-Düfte, die nach rötlicher Erde riechen. Das gelingt nicht immer. Wir sind alle Italiener, und oft genug scheitern wir daran, wenn wir etwa spätabends noch einen Cappuccino bestellen, den man nur morgens stehend an der Bar trinkt.

Doch am Ende sorgt gerade unser Streben nach Italianità für jene Sinnlichkeit, die uns erst zu menschlichen Wesen macht. Ja, die Sinnlichkeit ist das grösste Geschenk der Italiener an uns alle. Schmecken, riechen, schauen, lachen, trauern und lieben: Von alledem gibt es ein Übermass in diesem Sehnsuchtsland, wo die Zitronen blühen. *Grazie*.

Ein Haus wie ich

Von Sarah Pines — Curzio Malaparte war Diplomat, Schriftsteller, Freund Mussolinis und Kommunist. Er baute das schönste Haus der Welt, die nach ihm benannte Casa Malaparte auf Capri. Der Bau ist wie ihr Schöpfer: roh, einsam und männlich.

Die Villa ist länglich und oxsenblutrot – die Farbe verändert das Blau des Himmels, der dunkler und härter wirkt, als wenn das Haus weiss wäre. Auf der meerabgewandten Seite stehen Pinien und Johannsbrotbäume dicht am Haus. Das Terrassendach, das die gesamte Oberseite bedeckt und auf das eine breiter werdende Treppe führt, ist bis auf ein sichelförmiges Steinsegel roh und kahl wie ein antiker Opferaltar. Ob das Segel vor Neugierigen abschirmen soll, ist nicht ganz klar. Das Haus ist nur vom Meer aus zu erreichen, bei schlechtem Wetter gar nicht.



Politik, Pablo Picasso, Henri Matisse, Ezra Pound lebten dort und zeitweise alliierte Generäle; Rommel kam 1942 en route nach Ägypten auf Besuch, kurz vor der Niederlage bei al-Alamein. Später drehte Jean-Luc Godard hier mit Brigitte Bardot den

berühmten Film «Le Mépris» (1963), der einen seltenen und bis heute einzigartigen Einblick in das Innere des Hauses bietet.

Das Haus sei wie er, «triste, dura, severa», erklärte Malaparte. Feinde beschrieben ihn als arrogant und opportunistisch, Freunde als extrovertiert und grosszügig, alle als besonders männlich à la Mussolini. Er war kraftvoll, glattrasiert, hatte kräftige Augenbrauen und trug vorne weit offen stehende Hemden, trotz Lungenschaden durch einen Senfgasangriff im Ersten Weltkrieg bis zum Lungenkrebs-Tod (1957) markig weiterrauchend. Frauen hingen an Malapartes Lippen und lachten flirtend, wenn er sprach. Er lud Künstler und Generäle zu langen Urlaube und schrillen Abendessen in die Villa, es gab entweder tagelang dasselbe – zum Beispiel neun Tage lang morgens, mittags und abends winzige gegrillte Tintenfische mit Salat – oder Groteskes wie Sirenenfisch mit Mayonnaise und Korallen.



Arbeitete nachts, schlief tagsüber: Autor Malaparte.

Wenn es stürmt, schlagen Wellen dreissig Meter hoch bis an die Fassade, Wasser spritzt durch Fensterritzen und macht Möbel und Bücher des Mannes nass, dessen Gesicht immer weich wurde, wenn er von seinem Haus sprach. «Una casa come me, ein Haus wie ich», sagte er oft.

Frauen hingen an seinen Lippen

Aber welches «Ich»? Lässt sich eine Biografie bauen, in Architektur übersetzen? Im Normalfall spiegeln Häuser oder Wohnstätten die sozioökonomischen Verhältnisse der Bewohner, im Idealfall sind sie schöne Verlängerungen des Selbst; auf Capri wächst sie aus den Felsen heraus wie eine Wunde: die Casa Malaparte. Die Villa wurde 1938 vom Schriftsteller-Dandy Curzio Malaparte zusammen mit den Architekten Adalberto Libera und Adolfo Amitrano gebaut. Malaparte ist Autor der düsteren Kriegsbücher «Kaputt» (1943) und «Die Haut» (1949) und war zeitweise Herausgeber des *Corriere della Sera*, Freund Mussolinis und Faschist, später kurz Kommunist und Maoist. Zu seinen Lebzeiten war das Haus Jetset-Ort von Kunst und

Traktat über die weibische Seite Hitlers

Umgekehrt war vieles für Malaparte nicht männlich genug. Er unterstützte, eigentlich ohne selbst ausreichend primitiv zu sein, die «Strapaseana», eine radikal-hyperfaschistische Landbewegung, die sich, wäre sie kultiviert genug gewesen, auf die mythischen Anfänge Italiens und die «Aeneis» von Vergil besonnen hätte, so aber nur das schlichte Landleben, einfachen Wein und noch einfachere Sitten zelebrierte. Er verspottete den Duce als zu gewaltlos und verstädtert-bürokratisch, schrieb 1933 ein Traktat über die weibische Seite Hitlers, für das er fünf Jahre in die Verbannung geschickt wurde, erst nach Ischia, dann nach Lipari, von wo er nach zwei Jahren aber schon wieder freikam.

Malaparte war weder Schlüsselfigur des Faschismus noch des Antifaschismus, sondern von Grund auf widersprüchlich. 1898 wurde er als Kurt Erich Suckert in der Toskana geboren (der Vater war Deutscher, die Mutter Italienerin), änderte aber 1929 und in Anspielung auf Napoleon Bonaparte den Namen: «mala», zu Deutsch «schlecht». Er habe eben die ungute Seite gewählt, sagte Malaparte oft, nur ist un-

klar, was genau er meinte. Am liebsten las er die hart-sandige «Odyssee» und die verwunschen-weichere «Suche nach der verlorenen Zeit» von Proust, glaubte an Irrfahrten, Troja und Achilles, beschrieb aber den Zweiten Weltkrieg als exzessive Ideologie, die, so Malaparte in «Die Haut», bloss Leichenberge und süditalienische Prostituierte produzierte, die sich unten herum besonders haarige Perücken umschnallten, um GIs zu gefallen.

Die Casa wird, wie ihr Eigentümer, gerne «männlich» genannt (Ermenegildo Zegna entwarf das Parfüm «Uomo» zu Ehren des Hauses), und bis zu einem gewissen Grade stimmt



Die Essenz von Aussicht: Casa Malaparte.

das auch. Von aussen ist das Haus ein gefängnisartiger Kasten mit teilweise vergitterten Fenstern, das Dach eine dramatisch leere Terrasse mit Aussicht auf das schönste Meer. Auch innen ist es ohne Schnörkel und Schnickschnack, mit viel leerer Fläche, rohen Steinböden, wenig unverzierten Möbeln: grosse Sessel und Tierfelle, Tische aus weich geschliffenen Holzplatten und Sockeln aus antiken Säulenstücken. Einzig für seine Geliebte betrieb Malaparte einmal weiblichen Aufwand und liess ein Marmorbad einbauen, das nur sie benutzen durfte.

Die Casa ist männlich, ja, aber ironisch, es gibt umständlich-verspielte Details wie beschriftete Schlüsselanhänger an Türen («preferita» für das Damenzimmer, «hospice» für den Gästeraum) oder in Bilderrahmen eingefasste Fenster. Auch architektonisch lässt sich das Haus nicht eindeutig zuordnen, es ist nur ansatzweise faschistisch. Die Farbe entspricht dem damals üblichen informellen Rot der Privathäuser politischer Funktionäre, aber trotz klarer Linien und Achsen gibt es keine

Statuen oder Obelisken; die auf der Landseite ins Nichts verlaufende Treppe verspottet die geraden Aufgänge mit klarem Anfangs- und Zielort faschistischer Architektur.

Nach Malapartes Tod 1957 verfiel das Haus und wurde in den neunziger Jahren von entfernten Nachkommen – der Autor hatte weder Frau noch Kinder – restauriert. Das Resultat: der übliche, fad-betriebliche Mix aus Stiftung und Tageszentrum für Kunst und Literatur. Draussen wie drinnen ist die Welt nun anders, drum herum Urlaubsgeplapper, Limonade und rot-weiss gestreiftes Eis, manchmal schiesst Dolce & Gabbana auf hellen Motorbooten Bikini-Fotos für die Sommerkollektion; auf Instagram gibt es den obligaten Malaparte-Hashtag und eine Facebook-Fansite der Villa, auf der alle paar Wochen jemand dieselbe Ansicht postet. Und doch widerstand das Felsenhaus der ihm zugeordneten Verramschung.

Ein Klassiker, ob in Architektur, Kunst oder Literatur, ist ein Werk, das uns aus der Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart an-



Felsen der Sirenen: Brigitte Bardot, Michel Piccoli.



schauf, ein immer schon gewesenes Jetzt. Worin besteht dieses anziehende Jetzt der Casa Malaparte, das bis heute nicht loslässt? Als Rommel zu Besuch kam, fragte er, ob Malaparte das Haus kreierte habe. Nein, log er, das nicht, aber die Aussicht. Und ja, das Haus ist die Essenz von Aussicht, von überall geht der Blick hinaus, beide Etagen enden in Fensterfronten. Oben wird der Besucher durch das Wohnzimmer auf den Horizont zu geführt, unten durch die Schlafzimmer ins Arbeitszimmer, darin nur ein Tisch in Schiffsbugform und ein gegen das Meer verstellbarer Stuhl unter der Fensterbank.

Tierschreie und Wellenbrausen

Im Norden von Capri liegt der Golf von Neapel mit dem Vesuv, im Osten befinden sich Sorrent und Amalfi und südwestlich im Tyrrhenischen Meer die Felsen der Sirenen, singender Fabelfrauen mit Klauen und Federn, die, so der Mythos, einst auf Klippen in der Brandung hockten. Odysseus, ist bei Homer zu lesen, passierte den Lärm aus Tierschreien und Wellenbrausen, an den Mast seines Schiffes gefesselt, die Ohren der Mannschaft waren versiegelt. Vor allem die Terrasse der Casa Malaparte ist mythisch-homerischer Raum, man denkt an Antigone, die auf alten Steinen am Meer im safrangelben Kleid geopfert wurde, und natürlich an Brigitte Bardot, die hier im gelben Bademantel lag.

Malaparte arbeitete nachts und schlief tagsüber, so dass Gäste oft bis zur Dämmerung auf ihn warteten. Im Dunkeln sind auf der Terrasse die schwarzen, spitzen Felsen des Festlandes zu sehen, unten mit Blick aufs Meer, ahnt man sie nur. Es ist still, hin und wieder ist das kurze Aufrauschen einer Welle zu hören, die gegen das steinige Ufer der Bucht schlägt.

Wucht und Erhabenheit

Von Volker Reinhardt — Italien ist übervoll mit Kulturgütern und prächtigen Landschaften. Das Land bietet viel mehr als die Klischee-Sehenswürdigkeiten in Venedig oder Rom. Zum Beispiel das sizilianische Noto, wo der Barock erfunden wurde, oder die Burg von Bracciano, in der Tom Cruise heiratete. Ein Reiseführer.

Italien einfangen: Das können Noten besser als Worte. Als Begleitmusik für die nachfolgenden Impressionen empfehle ich daher Hector Berlioz' Bratschen-Sinfonie «Harold en Italie». Pilgermärschen und Abruzzens-Räubern werden wir im Gegensatz



zum imaginären Reisenden dieser hochromantischen Tondichtung nicht begegnen, aber das «Harold»-Leitmotiv ist der beste Begleiter auf der Suche nach echter Italianità: süß-sehnsuchtsvoll, aber auch ironisch gebrochen. Wer Italien ganzheitlich, mit allen Sinnen, aber auch mit kritischem Verstand erfahren will, muss sich auf brüske Wechselbäder von schwärmerischer Erhitzt bis ernüchtert-erkaltet einstellen. Im Dogenpalast von Venedig, in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans, in den Uffizien von Florenz wird fremdbestimmt besichtigt, werden letztlich mitgebrachte Bildkonserven auf zerebraler Mikrowelle aufbereitet. Die nachfolgenden Stationen sind daher nicht nach Prominenz, sondern nach Ausdrucksstärke ausgewählt. Hier werden keine erstarrten Klischees vorgeführt, die sich kaum noch durchbrechen lassen, hier kann jeder für sich entdecken, sehen, schauen, erleben, tagträumen, mit historischen Versatzstücken frei fantasieren.

Krieger und Pferde

Die erste von sechs Stationen dieses *capriccio italiano* ist der Chor der Kirche San Francesco in Arezzo. An keinem anderen Ort lässt sich so überwältigend erfahren, was Renaissance ist. Um 1460 hat der Provinzmaler Piero della Francesca in dieser Provinzstadt für einen reichen Gewürzhändler die «Legende vom wahren Kreuz» gemalt. In einem der Freskenfelder wird Adam als erster Mensch eines natürlichen Todes sterben. Das Entsetzen darüber vibriert in seinen Angehörigen, Gestalten von archaischer Wucht und Erhabenheit, nach. Ein Engel verspricht Heilung durch einen Ölbaum; an seinem Holz wird Christus gekreuzigt werden. Doch damit ist die Geschichte des erlösenden Stammes noch nicht zu Ende. Kaiser Konstantin siegt im Zeichen des Kreuzes an der Milvischen Brücke kampflos, der byzantinische Basileus Herakleios triumphiert dreihundert Jahre später nach blutiger Schlacht über die Perser. Doch nicht die weitschweifigen Episoden der «Legenda aurea», sondern die menschlichen Grundsituationen prägen sich unauslöschlich ein: wie Konstantins Zeltwachen in abgrundtiefen Schlaf versunken sind, während ihr Herr seine rettende Traum-

botschaft erfährt; mit welcher höfischer Eleganz König Salomo die Königin von Saba empfängt; mit welcher zerstörerischer Wut Krieger und Pferde gegeneinander anrennen. Hier ist die monumentale Bildsprache der Antike zugleich wieder-

auferstanden und weit übertroffen. Piero della Francesca betrieb minutiöse Studien der Perspektive und verfasste über die Kunst, Dreidimensionalität vorzutäuschen, sogar ein Lehrbuch, und das sieht man. Ein Erfolg wurden die Bilder trotzdem nicht. Sie sollten die Familie des Auftraggebers mit den einflussreichen Kreisen in Rom vernetzen, doch diese Karrierepläne schlugen fehl. Auch der Künstler schaffte den Weg in die Metropolen nicht; die Medici in Florenz liebten es dekorativer. So hängt ein Schatten der Melancholie über den Fresken, von denen manche Flächen symbolträchtig zerstört sind: Die Renaissance als Menschheitsfrühling fand nur in Bildern statt.

Zweite Station: Isola Sacra bei Fiumicino oder: von der heroischen zur alltäglichen Antike. Vom Leben der kleinen Leute berichten die Graffiti in Pompeji und einige wenige Texte wie das «Satyricon» des Petronius Arbitar; als Nero ihn zum Selbstmord zwang, soll er sich unter Scherzen die Adern geöffnet haben. Der Friedhof der Isola

Sacra zeugt auf ganz andere Weise vom Sterben und Leben im Altertum. Auf diesem sumpfigen Terrain nahe der Tibermündung sind nicht die Reichen und Schönen, sondern freigelassene Sklaven, Handwerker, Ladenbesitzer und Tagelöhner begraben. Ihr Budget reichte nicht für prunkvolle Grabmäler, sondern maximal für Amphoren und einfache Gedenksteine. Darauf sind knappe Lebensgeschichten verzeichnet. Sie berichten fast immer von frühem Tod – eine Überschlagsrechnung ohne Gewähr kommt auf

Piero della Francesca verfasste ein Lehrbuch über die Kunst, Dreidimensionalität vorzutäuschen.

ein Durchschnittsalter von 22 Jahren –, von Krankheit, Entbehrung, Schicksalsschlägen, aber auch von Solidarität und Zusammenhalt im unteren Segment der Gesellschaft. Wer sich in diese Geschichten vertieft, vergisst Zeit und Raum – bis ihn die startenden Jets vom nahen römischen Flughafen Fiumicino wieder in die Gegenwart zurückholen. Auch von Hexenangst und Dämonenfurcht des Altertums schwingt in diesen Gräbern vieles mit. Am besten geht man bei Einbruch der Dämmerung zu diesem lebendigen Friedhof, den Roman des Petronius als Ergänzungslektüre in der Hand.

Umweltzerstörung in der Antike

Die dritte Station, die zugleich lieblichen und herben, sanften und schroffen Täler und Höhen der Basilikata, besucht man am besten Anfang Juni. Dann sind die Hänge grün und von ausgedehnten Ginsterfeldern gelb gemustert. Die kurvigen Bergstrassen dieser abgelegenen Region, zum Beispiel von Potenza nach Laurenzana oder Abriola, führen durch die Macchia, die nach Rosmarin duftet. In den Eingangswesen seiner «Metamorphosen» lässt Ovid als Symbol des Goldenen Zeitalters die Pinie auftreten, die damals noch nicht ihren Weg von den Bergeshöhen auf die Meereswellen angetreten hat, um in Form von Schiffen fremde Länder zu erkunden – eine hübsche Metapher für Umweltzerstörung in der Antike. Hier, im alten Lukanien, ist sie früh abgeholzt worden, doch die Macchia, die an ihre Stelle getreten ist, bildet einen grossartigen Ersatz: Zwischen dornigem und blühendem Gebüsch prangt eine Flora von einmaliger Pracht. Die Macchia war jahrhundertlang der Rückzugsort der Banditen, der obrigkeitlich Verfemten. Meistens hatten sie sich mit dem ört-



Menschheitsfrühling: Arezzo.



Aus der Zeit gefallen: Castelmezzano in der Basilikata.



Lebendiger Friedhof: Isola Sacra bei Fiumicino.

lichen Machthaber angelegt; bei der einfachen Bevölkerung aber genossen sie oft grosses Ansehen. In die gelbgrünen Hänge sind Dörfer eingewachsen, die aus der Zeit gefallen zu sein scheinen. Über dem Gassengewimmel thronen Burgen und Kirche, die zu gross und zu prächtig für die darunter geduckten Häuser wirken. Sie gehörten Adelsfamilien, die sich jahrhundertlang gegen fremde Eroberer behaupten mussten: gegen den Kaiser in Byzanz, die normanischen, staufischen, französischen und spanischen Herren in Palermo und Neapel. Viele der Schlösser der Basilikata wie etwa Venosa gehörten der Familie Gesualdo, deren berühmtester Spross, Fürst Carlo, 1590 im zarten Alter von 23 Jahren von seiner Sippe zum Ehrenmord an seiner Gattin, die ihm Hörner aufsetzte, gezwungen wurde. Carlos eigentliche Leidenschaft war die Musik. Seine Madrigale sind durch reiche Chromatismen und Dissonanzen von aristokratischer Kühnheit geprägt – von innerer Zerrissenheit wegen seiner (nach damaligem Feudalrecht erlaubten) Mordtat zeugen sie nicht, in dieser Hinsicht war der hochadelige

Komponist völlig mit sich im Reinen. Von ähnlichen Tragödien und Bluttaten kündeten viele Adelssitze der Basilikata; kein Wunder, dass einige der unheimlichsten englischen Schauerromane des 18. und 19. Jahrhunderts hier spielen.

Warum dieses Unglück?

Die vierte Station, Noto im Südosten Siziliens, steht für einen erfolgreichen Neuanfang nach einer Katastrophe und zugleich für den zweiten Kunststil, der in Italien erfunden wurde, den Barock. Die Ortsbegehung beginnt man am besten nordwestlich der heutigen Stadt, in Noto Antica. Hier schien in der Nacht auf den 12. Januar 1693 die Welt unterzugehen. Ungeheure Gewitter brachten sintflutartige Regenfälle mit sich, und dann fing plötzlich die Erde an zu beben, und zwar mit solcher Gewalt, dass sich tiefe Spalten auftaten, die ganze Paläste verschluckten. Als das Inferno nach einigen Tagen ein Ende hatte, standen die Überlebenden der einst 12 000 Einwohner vor zwei existenziellen Fragen: Warum dieses Unglück? Und wie sollte es weitergehen? Von den Kanzeln wurde schnell eine erste Antwort gegeben: Gott habe die Katastrophe als Strafe für die Sünden der Einwohner geschickt. Doch diese Erklärung befriedigte längst nicht mehr alle. In der Nachfolge Galileis und Descartes' suchten Physiker und Chemiker nach natürlichen Ursachen der seismischen Erschütterungen, von der Inquisition misstrauisch beäugt. Die Notoaner aber hatten andere Sorgen: Sollten sie die weitgehend zerstörte alte Siedlung wieder aufbauen oder anderswo, an geschützterer Stelle, einen Neuanfang wagen? Nach zahllosen Bürgerversammlungen, die fast schon basisdemokratisch anmuten, Konsultationen mit dem Oberherrn, dem spanischen

König, und manchem Hin und Her setzten sich Adel und Klerus schliesslich durch – sie wollten eine neue Stadt. Und sie bauten sich eine, die an Pracht und Glanz ihresgleichen sucht. Auf einem näher an der Küste gelegenen Hügel entstand eine barocke Bühnenszenierung in drei Etagen: unten, wie es sich gehörte, die Gewerbetreibenden, darüber, nach Rang und Ansehen sorgfältig geschichtet, Adel und Geistlichkeit mit Palästen und Kirche, deren Fassaden, mit Wappen und Heiligen geschmückt, honigfarben wie zum Rhythmus eines Vivaldi-Konzerts zu



Pracht und Glanz: Herkulesbrunnen in Noto.

schwingen scheinen: kraftvolles Manifest eines anderen, nicht alterserschöpften, sondern zukunftsgläubigen und innovativen Siziliens. Wer es morbider liebt, kommt im verlassenem Noto Antica auf seine Kosten – hier huschen Geckos hinter vergessenen Bildstöcken, wuchert Brombeergestrüpp auf zerborstenen Klostermauern.

Auf dem Rückweg von Sizilien nach Norden machen wir unsere fünfte Station nördlich von Rom in Bracciano. Das Schloss oberhalb des gleichnamigen Sees hat es vor nicht allzu langer Zeit zu Schlagzeilen im Internet gebracht, als sich ein Hollywood-Paar dort werbewirksam das Jawort gab. Mondän, ein eindrucksvolles Statussymbol und Herrschaftszeichen sollte die Burg von Bracciano von Anfang an sein. Diejenigen,

Michelangelo wollte eine pastoral ausgerichtete Kirche ohne Pracht und Macht.

die hier residierten, waren Protagonisten im Kampf um Rom. Er tobte vom 12. bis 16. Jahrhundert zwischen den Päpsten, den grossen Adelsfamilien der ländlichen Umgebung und der römischen Stadtgemeinde. In diesem Ringen zogen die Päpste über lange Zeit den Kürzeren; sie mussten im 13. Jahrhundert ins nahegelegene Viterbo und danach sogar nach Avignon an der Rhone ausweichen. Auch dafür steht Bracciano, genauer: die Familie Orsini, die hier jahrhundertlang gewohnt und von hier aus ihr Kleinkönigreich aus Dutzenden von befestigten Dörfern mit abgabe- und kriegsdienstpflichtigen Vasallen beherrscht hat. Noch 1497 waren die Orsini stark genug, um eine Belagerung durch Papst Alexander VI. zurückzuschlagen und dessen Heer mit ihren eigenen Truppen zu besiegen.

Am besten besichtigt man die Burg an einem düsteren Herbsttag. Vor den Porträts meist übergewichtiger Orsini-Fürsten hat der Führer viele anheimelnd gruselige Geschichten zu erzählen, etwa von Cesare Borgia, der in der Neujahrsnacht 1503 Paolo Orsini zum Versöhnungsmahl nach Senigallia einlud, um ihn dort erwürgen zu lassen, doch auch von Abstieg und Verfall einstiger Grösse. So mussten die Orsini am Ende des 17. Jahrhunderts ihre stolze Burg an die Odescalchi, die Verwandten Papst Innozenz XI., verkaufen, bevor diese selbst zur Veräusserung des stolzen Besitztums gezwungen wurden, das sie später zurückkaufen konnten. So steht Bracciano ganz unpoetisch für den Kampf um das Obenbleiben, den italienische Adelsfamilien im europäischen Vergleich bemerkenswert erfolgreich bestritten haben.

Schöngeister und Grübler

Unsere sechste und letzte Station ist ein Ort, der ewigen Ruhm erzeugen sollte, doch die gewünschte Verewigung verweigerte, um stattdessen auf ganz andere Weise zum Welterinnerungsort zu werden: Michelangelos Neue Sakristei von San Lorenzo in Florenz. In dieser kühlen, minimalistisch eleganten Renaissancearchitektur steht die Welt kopf, triumphiert der Künstler über die Auftraggeber. Michelangelo sollte eine Grabkapelle für die Medici schaffen, die zwischen 1492 und 1519 gestorben waren, und zwar zur dauerhaften Grösse der Familie in Vergangenheit und Zukunft. Michelangelo aber war Savonarolianer und Republikaner: Er wollte eine pastoral ausgerichtete Kirche ohne Pracht und Macht und einen offenen Freistaat Florenz ohne die Vormacht eines Clans und seiner Gefolgschaft. Trotzdem nahm er den Auftrag an und funktionierte ihn nach seinen Vorstellungen



Untergang der Medici: Sakristei von San Lorenzo.

gen um. Er schuf Grabmäler ohne Wappen, ohne Inschrift, ohne Gesicht – die beiden Statuen auf den Sarkophagen der beiden höchstgestellten Familienmitglieder sind Parodien: Der milde Schöngeist Giuliano ist als Feldherr, der martialische jüngere Lorenzo als Grübler dargestellt. So sollte die Kapelle nicht glanzvollen Aufstieg, sondern das Ende, ja den Untergang der Medici und ihrer Macht symbolisieren – als hämischer Schlussakkord war eine Marmormaus vorgesehen, die gewissermassen den Lebensfaden der Familie durchbissen hatte. Sie wurde nie fertiggestellt, im Gegensatz zu den geheimnisvollen Statuen des Tages und der Nacht; Letztere ruht auf Schlafmohn, der Opiumpflanze. Alle Figuren zusammen ergeben ein Ensemble von unergründlicher Tiefe und Ironie – Körper sind für Michelangelo abstraktes Zeichenmaterial. So kann man hier auf ganz und gar unmythische Weise über die Bedeutung der Skulpturen meditieren, die sich zu erschliessen und wieder zu entziehen scheinen – der Schweizer Schriftsteller Conrad Ferdinand Meyer hat das in einem Gedicht über die Statue auf dem Sarkophag Giulianos in Worte gefasst.

Michelangelos Neue Sakristei steht für ein kreatives, neue Ausdrucksformen erschliessendes Italien und damit für eine Rolle, die das Land so lange gespielt hat. Und vielleicht auch wieder spielen wird.

Volker Reinhardt lehrt Geschichte an der Universität Freiburg. Er schrieb Biografien über Michelangelo, Machiavelli und die Päpste Pius II. und Alexander VI. Dazu kommen Gesamtdarstellungen über die Familien Medici und Borgia, über die Geschichte Roms, Italiens und der Renaissance. Sein letztes Werk heisst «Pontifex. Die Geschichte der Päpste».



Kampf um das Obenbleiben: Schloss Odescalchi in Bracciano.

«Stilmittel der Überraschung»

Patricia Gucci, Tochter von Aldo, der das Lederwaren- und Modehaus gross und wichtig gemacht hat, über ihren und italienischen Stil.

Patricia Gucci ist die Tochter von Aldo Gucci und Bruna Palombo; diese arbeitete in den sechziger Jahren im Gucci-Geschäft in Rom als Sekretärin von Aldo, dem Chef des Lederwaren- und Modeunternehmens. Der Altersunterschied zwischen Aldo und Bruna betrug fast dreissig Jahre, und er war seit vielen Jahren mit Olwen Price verheiratet, einer Britin, die er als junger Mann im Gucci-Laden in Florenz kennengelernt hatte. Vergangenes Jahr erschien Patricias Lebensgeschichte «In Guccis Namen» (Orell-Füssli-Verlag). Sie wuchs in London auf, hat drei Töchter und wohnt heute in Genf; ihre Mutter lebt in Rom, der Vater ist 1990 gestorben. In seinem Nachruf in der *New York Times* sind weder Bruna Palombo noch Patricia erwähnt worden.

Gibt es einen italienischen Stil?

Als ich jünger war, gab es *den* Look der italienischen Frau. Man erkannte sie auf den ersten Blick, zum Beispiel an ihrer wundervollen Handtasche oder den schicken Schuhen. Heute ist alles generischer, viele Frauen sehen gleich aus. Das heisst, allenfalls Französinen fallen noch positiv auf. Aber Italienerinnen ... Sie sind mit Sicherheit nicht mehr so elegant. Vielleicht ist das eine Folge des Bedürfnisses, es bequem zu haben, oder es zeigt sich darin der Einfluss der Amerikanerinnen. Auf jeden Fall kommen heute die meisten Frauen ähnlich daher, und ich kann wenig Eleganz oder Qualitätsbewusstsein erkennen. Klar, in Mailand stösst man auf Modepuppen, das pflegen einige Italienerinnen noch, aber ich spreche vom grossen Ganzen – da ist der Auftritt ein wenig trashy.

Ist kein Platz mehr für italienischen Stil in der globalisierten Welt?

Nun, nehmen wir die Mode, die Gucci im Augenblick anbietet – da kann ich nichts Italienisches erkennen. Die Kollektion ist ein wenig crazy, vielleicht ist es das, was auf dem japanischen und chinesischen Markt nachgefragt wird ... Bei Ferragamo, finde ich, gibt es mehr Anleihen an die Tradition und den klassischen italienischen Stil, aber das ist eher die Ausnahme. Die anderen gehen in die Richtung, in die Gucci geht, die Marke hat ja Erfolg. Fashion, so



«Grossartige Auftritte»: Patricia Gucci.

sieht es aus, hat den italienischen Stil verdrängt.

Wie entstand der italienische Stil?

Wir hatten eine Königsfamilie. Genauso wie die Franzosen. Die Deutschen hatten zwar auch eine, und die Briten haben ihre immer noch, aber das sind andere Königsfamilien. Die italienischen und vor allem die französischen Royals liebten Mode und legten Wert auf grossartige Auftritte. Man muss sagen, dass die Franzosen viel gelernt haben von Caterina de' Medici (französische Königin aus Italien) – vor ihr ass niemand in Frankreich mit Messer und Gabel, und Parfüms

kannte man nicht –, also kann man den Einfluss Italiens auf die Couture und, später, die Mode noch höher gewichten. Die Italiener wiederum erfanden den Alltags-Schick, sie haben die Mode dekonstruiert und für die Masse tragbar gemacht.

Ist es eine Voraussetzung, um die

schönen Dinge im Leben zu meistern, dass man nicht detailversessen ist? Das Beispiel der Deutschen, die die besten Autos bauen, aber nicht die bestaussehenden ...

Ich bin nicht einverstanden, dass sich die Italiener weniger um Details kümmern und deshalb die Qualität vernachlässigen. Wir haben eine lange Handwerks- und Kunsthandwerkstradition. «Made in Italy» steht auch für Präzision und Wertigkeit, nicht nur



für gutes Design. Bei dem wir, nebenbei, Weltspitze sind, in meinen Augen. Einzig, die Italiener haben ihr eigenes, langsames Tempo. Das hat damit zu tun, dass es ermüdend ist, in Italien zu leben – finden Sie mal einen Spengler, der zur vereinbarten Zeit vorbeikommt ... Und falls es aussieht, als lebten wir ein einfaches, süsses Leben – das ist, worin wir gut sind: Schwieriges leicht scheinen zu lassen. Es gibt im Italienischen sogar ein Wort dafür: «sprezzatura».

Beschreiben Sie Ihren Stil.

Ach, ich habe mich oft verändert in meinem Leben ... Ich folge nicht der Mode, ich mag das Stilmittel der Überraschung. Ich betreibe einen gewissen Aufwand dafür, wie ich aussehe, Sicherheit ist nicht mein Ding. Aber natürlich übertreibe ich nicht mehr, das wäre albern. Das Wichtigste heute: mich in meiner Haut wohlfühlen.

Stil ist mehr, als die richtige Tasche zu haben, richtig?

Richtig, Stil haben ist das Ergebnis von Selbstbewusstsein haben. Selbstbewusstsein steht einer Frau besser als das teuerste Kleid. Diese Einsicht kommt, leider, erst mit der Zeit, also im Alter.

Apropos: Welche Tasche ist die richtige?

Ich habe sie noch nicht gefunden.

Tatsächlich? Auch unter den Taschen, die Ihr Vater und seine Mitarbeiter entwarfen, war keine passende?

Die Anforderungen einer Frau an ihre Tasche sind hoch und vielfältig. Ich will keine Statustasche und keine, die alle anderen haben. Ganz wichtig: Eine Tasche muss leicht sein. Und praktisch. Und etwas darstellen.

Was haben Sie von Ihrem Vater Aldo Gucci gelernt?

Es gibt keinen Anlass, bei dem man nicht elegant aussehen und Flair haben kann. Er hat sogar zur Gartenarbeit ein auf Mass gearbeitetes Hemd mit einem Seidentuch getragen. Trainingshosen und Turnschuhe hatte er keine. Doch er war ein Mann seiner Zeit, und diese ist vergangen.

Kann man Stil lernen, oder hat man ihn respektive, häufiger, nicht?

Je mehr man lebt, desto mehr lernt man. Und Stil kann, wenn man gut beobachtet, Teil jedes Lebens werden. Andererseits, viele Menschen üben zu singen oder zu zeichnen – und nicht alle haben die Stimme respektive das Auge dafür. Nennen Sie ein Stück, das jede Frau haben muss.

Eine grossartige Handtasche. Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie sie gefunden haben.

Was sollte jede stilvolle Frau wissen?

Alles über sich. Dann wird sie gut und stilvoll aussehen.

Ein stilvolles Geschenk für einen stilvollen Mann?

Manschettenknöpfe.

Mark van Huissing

Mein Apulien

Von Gabriel Lotti — Was ist aus dem sonnigen Land geworden, das mein Vater vor 56 Jahren verlassen hat? Ein Streifzug durch Ostuni, Brindisi, Cisternino, Manduria, und wie die schönen Orte alle heissen.

Direktflug von Zürich nach Bari. Neben mir sitzt ein älteres Paar. Sie: «Antonio, falls Tante Grazia fragt, was Giuseppe arbeitet: Was macht er beruflich?» Er: «Du hast es immer noch nicht begriffen, Lucia, er hat sich weitergebildet und arbeitet im



Internet!» Sie: «Was, Internet?» Er: «Eh, diese neue Technologie der Globalisierung, was weiss ich.» Sie: «Und was macht er dort?» Er: «Eeh, Internet, was weiss ich, lass mich endlich die *Gazzetta* lesen!»

Willkommen in Apulien. Antonio und Lucia sind ein bisschen wie meine Eltern: Auswanderer, die irgendwann in der Nachkriegszeit in die Schweiz kamen, aber im Geist ihre Heimat nie wirklich verlassen haben. Mein Vater kam 1961 aus Apulien. *La Svizzera*, das war fast so weit weg wie *l'America*.

Sechsendfünfzig Jahre später fliege ich also nach Apulien, auf den Spuren meines Vaters. Was ist aus diesem Land geworden, das ich nur aus seinen Erzählungen und von Ferientaufenthalten kenne? Ich weiss: Die Pasta von Nonna ist unübertrefflich, das Meer fantastisch blau, das Dorf pittoresk, die Musik sorgt für Hühnerhaut, die Häfen sind voller Sehnsucht. Aber: Ist das überhaupt noch so? Ist Europa nicht längst ein grosses Dorf entlang einer Autobahn, die von Palermo bis ans Nordkap reicht?

Der drollige Trullo — Von Bari fahre ich mit einem Mietwagen direkt zur Tenuta Semeraro in Cisternino, Provinz Brindisi. Cisternino ist eine kleine Stadt mit knapp 10 000 Einwohnern. Mario empfängt mich freundlich. Sein Anwesen aus dem 16. Jahrhundert, das von Generation zu Generation weitervererbt wurde, nennt man Trullo. Klingt so drollig, wie es ist.

Ich bekomme ein kleines Häuschen mit rundem Steindach, das bei Bedarf auch schnell wieder abgebaut werden könnte. Das sei so, erklärt mir Mario, für den Fall, dass es den *napolitani* (ich komme darauf zurück) wieder mal einfallen sollte, Steuern einzutreiben. Denn nur ein fertiggebautes Haus kann man besteuern. Das war schon immer so, und ich vermute: Es wird auch immer so bleiben.

Meine erste Station ist Brindisi, in Latein Brundisium genannt, eine Hafenstadt mit rund 90 000 Einwohnern. Die Stadt hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Ich beschränke mich auf Cicero. Vor über 2000 Jahren schrieb der famose Anwalt aus Rom hier seiner Frau Terentia, kurz bevor er sich per Schiff ins grie-

chische Exil begab, einen magischen Liebesbrief. Warum ich das erwähne? Wegen Antonella.

Antonella la bellezza — Ich treffe sie in einer Kleiderboutique. Antonella ist ein Naturereignis: Mitte dreissig,

lange schwarze Haare, braune feurige Augen – eine menschengewordene Kombination aus Venus und Vesuv. Nach gefühlten zehn Sekunden weiss ich alles, was ich wissen muss: nicht verheiratet. Viele junge Leute, so erzählt sie mir, könnten sich keine Familie leisten.

Antonella studierte Ingenieurwesen. «Aber es wird zu wenig gebaut», erklärt sie mir, «ich nehme die Arbeit, die ich kriege.» Sie sagt das so charmant, ohne einen Hauch von Jammer, dass man es auch als Einladung verstehen kann, ihr etwas Besseres zu bieten. Während wir so schwatzen, besteige ich vor meinem geistigen Auge mit Antonella einen Ozeandampfer, die grosse, weite Welt zu Füssen. An der Kasse verfliegen meine Träume. Die überteuerten Hemden, die ich ihr abkaufte, werden mich an Antonella erinnern.

Die Station der Sehnsucht — Um diese Zeit läuft nicht mehr viel, die Perrons sind leer, ein Afrikaner stöbert in den Abfallkübeln. Ich setze mich auf eine Steinbank. Ich kenne die alten Fotos von Emigranten, die sich mit tränenden Augen von ihren Liebsten verabschieden, vollgepackt mit Kartonkoffern. Der Bahnhof, einst das Tor zur Welt, ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Die Zeiten der grossen Auswanderung sind vorbei. Die Einwanderung ist weniger romantisch. Aber vielleicht war auch das Auswandern nicht so romantisch.

Francesco und die Hochzeit — In einer Bar lerne ich Francesco kennen, um die vierzig,



Fast so weit weg wie l'America: Antonio Lotti, 1958.

Musiklehrer. Seinen Lebensunterhalt verdient er in erster Linie als Dozent am Konservatorium in Bari. Francesco spielt Akkordeon, eine Art Synonym für die Sehnsucht nach Apulien. Und bevor ich mich versehe, bin ich schon zur morgigen Hochzeit eingeladen, wo Francesco aufspielen wird. Nach einem halben Abend bin ich voll dabei. Nicht schlecht. Das Fest findet in einer Masseria statt, die in der Nähe meiner Unterkunft in Cisternino liegt.

Das Glück meint es gut mit mir: Es ist der Bürgermeister von Cisternino, der heiratet. Die Braut ist mindestens zwanzig Jahre jünger und sehr attraktiv. Schätzungsweise 250 Gäste sind anwesend. Ein Typ im eleganten Anzug erzählt mir, dass er beruflich Touren für ausländische Staatsoberhäupter organisiere. Mein nächster Gesprächspartner flüstert mir zu, dass ich eben mit einem stadtbekanntem arbeitslosen Hochstapler Bekanntschaft gemacht habe; der Typ sei dafür bekannt, dass er sich bei jedem Fest einschleiche, sein Anzug sei geliehen. Ein Schwatz mit dem Bräutigam führt mich zu meinem nächsten Termin. Ich verabrede mich mit dem Bürgermeister für den nächsten Tag in der «Bar del Centro» von Cisternino.

Ein furioser Politiker — Dottore Luca Convertini ist pünktlich. Dem *sindaco* von Cisternino muss ich nichts über die Schweiz erzählen. «Unsere Partnergemeinde heisst Kreuzlingen», erklärt er mir zur Begrüssung, «da kann ich doch nicht zu spät kommen!» Luca, wie ich ihn zehn Sekunden später nennen darf, ist 53 Jahre jung, hat gestern zum zweiten Mal geheiratet und ist eigentlich Arzt.

Luca hat vor neunzehn Jahren erstmals kandidiert, um hundert Stimmen verpasste er die Wahl. Damals stand sein Name allerdings auf einer linken Liste. Heute politisiert er in einer Mitte-Allianz – und, *ecco*, er wurde mit einem glanzvollen Resultat gewählt. Immerhin, denke ich, gewisse Traditionen haben sich gehalten. Wenn auch vielleicht nicht die besten. Partei- und Fraktionswechsel, von links nach rechts, hin und zurück, sind bei italienischen Politikern nämlich eine Art Volkssport. Allein in der laufenden Legislatur haben in Rom knapp 200 nationale Politiker die Fraktion gewechselt. Ich staune immer wieder darüber, wie gut dieses Land trotz seinen Politikern und Beamten funktioniert.

Er ist voll des Lobes für die Schweiz: «Ich muss schon sagen, euch geht's wirklich gut in der Schweiz, alles ist so durchorganisiert, und



Voller Perspektiven und Optimismus: Stadtstrand von Polignano a Mare bei Bari.

die bürokratischen Schranken liegen tief.» Vor allem eines begeistert ihn: «Die Schweiz ist nicht in der EU!» Dann legt er richtig los: Italien solle endlich aus seinem Tiefschlaf erwachen, seit Jahrhunderten seien die Italiener ein Volk der Knechte. Luca redet sich in Rage: «Die Spanier, die Franzosen, die Normannen – jede halbstarke Zwei-Mann-Armee konnte über Italien hinwegfegen!»

Und dann die Arbeit. Der Markt funktioniere überhaupt nicht. «Ohne Beziehungen, die dich empfehlen, kannst du es vergessen.» Dabei sei das Schulsystem nicht schlecht. Alle studierten – und müssten dann auswandern, um einen guten Job zu kriegen. «Doch das Allerschlimmste, was uns passieren konnte», wettet Luca, «das ist der Euro.» Alles sei auf einmal doppelt so teuer geworden, nur die Löhne seien nicht gestiegen.

Die ganze Piazzetta, so scheint mir, hat sich inzwischen um unseren Tisch versammelt. Der Bürgermeister sei sehr beliebt, erzählt man mir später, voller Perspektiven und voller Optimismus. Eigentlich wollte ich etwas mehr über Cisternino erfahren. Dafür hat Luca im Moment aber leider keine Zeit: «Ich bin dreissig Minuten zu spät, habe eine Sitzung mit dem Ältestenrat, die Rechnung ist übrigens bezahlt.» Ich habe zwar niemanden zahlen sehen, aber es hat auch keiner etwas verlangt.

Trübe Geschäfte — Nach meinem dritten Espresso fahre ich nach Ostuni. An einer Kreuzung beobachte ich eine Gruppe von zehn Afrikanern, die hier herumlungern. Nach einer halben Stunde hält ein Lieferwagen und holt die Gruppe ab. Die Kellnerin einer Bar klärt mich auf: «Die werden jetzt aufs Feld gebracht, um zu arbeiten, für zwanzig Euro am Tag, wenn sie Glück haben. Eine Schand!» Täglich kämen in Apulien hundert Reisebusse mit afrikanischen Migranten aus Sizilien an, die in improvisierten Camps untergebracht würden. Dank der EU kassierten die Schlepper 30 Euro pro Flüchtling, nebenbei arbeiteten die Schwarzen dann schwarz auf den Feldern. «Grossgrundbesitzer und die Mafiosi!», wettet die Kellnerin, «und die Deppen sind wir!»

Sacra Corona Unita — Gemäss Wikipedia wird Apulien von einer mafiosen Organisation namens Sacra Corona Unita beherrscht. Vor Ort konnte mir niemand etwas dazu sagen, niemand kenne eine solche Organisation. Nicht einmal den Namen mögen sie aussprechen.

In Primitivo veritas — Manduria, die Stadt des Primitivo. Im «Museo del Primitivo» empfängt mich herzlich Signora Anna Gennari. Obwohl es Samstag ist und Hochbetrieb herrscht,

freut sie sich sichtlich über den Besuch aus der Schweiz und nimmt sich Zeit. Die Geschichte des Primitivo reicht zurück ins 17. Jahrhundert, als Apulien vom Königreich Neapel regiert wurde (womit das eingangs aufgeworfene Rätsel um die *napolitani* gelöst wäre). Primitivo heisst der Wein, weil die Traube bereits im August reift. Der süsse Saft wurde lange nur für die Aufwertung der famosen norditalienischen Weine benutzt.

Dann wurde der Primitivo plötzlich hip. Vielleicht war es für Apulien ein Glück, dass in den achtziger Jahren ein gewaltiger Skandal um die teuren, aber leider gepanschten norditalienischen Weine explodierte. Das Urchige und Ursprüngliche war plötzlich wieder gefragt. Das war die Zeit, als der Primitivo zum Höhenflug ansetzte. Heute ist er der vielleicht erfolgreichste Exportschlager von Apulien. Und irgendwie steht dieser Wein sinnbildlich für eine Region, die ihre Tradition bewahrt und sich trotzdem weiterentwickelt hat.

Arrivederci — Auf dem Rückflug nach Zürich (solche Zufälle gibt es nur in Apulien) sitze ich wieder neben Antonio und Lucia. Sie: «Der Tante Grazia habe ich gesagt, dass Giuseppe mit dem Internet redet und dafür sogar bezahlt wird.»

Wenn Maria spricht

Von Urs Gehriger — Zweimal im Monat erscheint auf Ischia die Mutter Gottes. Aus ganz Italien pilgern Gläubige auf die Insel und berichten von wundersamen Heilungen. Sogar die Terroranschläge von 9/11 habe sie vorausgesagt. Die Kirche hält sich bedeckt. Marias jüngste Prophezeiung sorgt für Nervosität.

Zaro, eine Waldlichtung auf felsiger Anhöhe im Norden von Ischia. Auf dem Waldboden knien die Seherinnen Simona und Angela mit ausdruckslosen Gesichtern und halten, die wächsernen Hände vor der Brust gefaltet, die Augen zum Himmel gerichtet. Die zu Hunderten angereisten Pilger, in andächtiges Schweigen versunken, warten sehnsüchtig darauf, dass Wundersames geschehe. Niemand zweifelt, dass sich die Mutter Gottes offenbaren wird, denn seit Jahren erscheint sie zuverlässig zweimal jeden Monat. Allein der Inhalt der Botschaft spannt die Schaulustigen auf die Folter.

Fünf Minuten qualvollen Harrens sind vergangen, als Simonas Augen in rasendem Tempo zu blinzeln beginnen. Auch Angela scheint mit einer höheren Macht Kontakt aufgenommen zu haben. Sie ist entrückt, ihr Gesicht nimmt einen freudigen Ausdruck an, sie scheint von etwas überwältigt, das nur ihr zugänglich ist. Dann fällt Simona wie vom Blitz getroffen vornüber. Wenige Sekunden später tut es ihr Angela gleich. Da liegen sie nun, ausgestreckt und regungslos, als wären sie tot.

Nach einiger Zeit beginnen sich ihre Körper wie auf Knopfdruck wieder zu bewegen. Noch leicht benommen ergreifen sie mit traumwandlerischer Geschmeidigkeit die ihnen gereichten Notizhefte und beginnen, wie von einer furiosen Kraft gelenkt, rasend schnell und ohne Einhalt zu schreiben.

Erdbeben und Vulkanausbrüche

Eine ganze Seite füllen die Seherinnen in Windeseile und lesen sie, nun wieder völlig bei Sinnen, dem vor Spannung taumelnden Publikum vor. Es sind Botschaften der Liebe und der Vergebung, Mahnungen an die Sakramente und Verkündigungen von Heilungen, welche sie aus Marias Mund empfangen und wortwörtlich notiert haben wollen – wobei sie auch bis ins feinste Detail über Garderobe und Mimik der Gottesmutter Bericht erstatten.

Lautlos strömen die Pilger aus der Lichtung, überzeugt, einem himmlischen Ereignis beigewohnt zu haben. Alle sind zufrieden: Die Gläubigen haben Bestätigung und Halt gefunden, die Kirche darf einen Zustrom neuer Gläubiger verbuchen, und auch die Tourismusindustrie frohlockt, schliesslich wollen die Pilger verköstigt und beherbergt sein. Kurz, man ist geneigt, das Phänomen Zaro, das zigfach von Pilgern gefilmt wurde, als Segen zu beschreiben, wären da nicht die verstörenden Botschaften, die Simona



Zuverlässig wie ein Uhrwerk: Mariengrotte in Zaro, Ischia.

und Angela beunruhigend oft verkünden – von kommenden Erdbeben und Vulkanausbrüchen, von Kriegen und Katastrophen berichten sie, so dass sich die Kirche genötigt sah, einzugreifen.

Don Franco Patalano, der örtliche Priester und Beauftragte des Bischofs für den Erscheinungsort, hat angeordnet, dass die Seherinnen Schreckensbotschaften Mariens nicht mehr unmittelbar nach der Vision verlesen dürfen, sondern ihm zuerst vorlegen müssen. Er entscheidet, was beim nächsten Treffen vorgetragen wird. Gegen den Einwand der Medien, er übe Zensur aus, wehrt sich Don Franco mit mildem Lächeln. Er wolle nur verhindern, dass die Gläubigen verwirrt und die Botschaften missbraucht würden.

Dabei war es so eine Botschaft, die der Madonna von Zaro Renommee verschaffte. 1995 hatte die damals sechzehnjährige Simona folgende Vision: «Ich habe Wolkenkratzer einstürzen sehen. Es war eine grauenvolle Szene, und ich bin fürchterlich erschrocken.» Auf

Der himmlische Draht gewinnt in diesen Zeiten des Chaos und der Umwälzungen an Wichtigkeit.

ihre, an Maria gerichtete Frage, in welcher Stadt sich diese Katastrophe ereignen würde, habe sie «die Freiheitsstatue gesehen, die in Brüche ging». Da habe sie verstanden, dass es New York sein müsse, sagte Simona der Zeitschrift *Epoca*, die am 8. Oktober 1995 ausführlich über die Vision berichtete.

Vernarrt in die Mutter Gottes

Damals schenkte kaum jemand der Sache Aufmerksamkeit. Erst sechs Jahre später, als am 11. September 2001 in New York die Türme des World Trade Center einstürzten, erinnerte man sich. Das war der Fanfarenstoss, der Heere von Wundergläubigen aus Italien und der ganzen Welt auf die Lichtung in Ischia pilgern liess.

Zehntausende kämen jährlich zu den Erscheinungen, sagt Giovan Giuseppe Arcamone, der, mit Spitzhacke und Abfallsack bewehrt, den Wallfahrtsort pflegt. Mit der Hingabe eines Entrückten richtet er die Kerzen vor dem Felsbrocken aus, wo Maria zum ersten Mal erschienen sein soll. Er sei ganz vernarrt in die Mutter Gottes, gesteht er ohne Scham, dabei habe er anfänglich laut gelacht über den Rummel und die Pilger verachtet.

Die Anfänge des «Wunders von Zaro» gehen auf das Jahr 1994 zurück, als einer Gruppe von Kindern, keines älter als zehn, in der Waldlichtung Maria erschienen sein soll. Dass sich Maria Kindern offenbart, ist nicht ungewöhnlich. Man denke bloss an die kleine Bernadette von Lourdes, die Geschwister Jacinta und Francisco im portugiesischen Fátima oder an das Marienwunder im damals

jugoslawischen Medjugorje, das sechs Bauernkindern zuteilwurde.

Italien ist ein besonders wunderträchtiges Land. In Brindisi berichtet man von weinenden Marienstatuen, im Dom von Neapel erlebt man das Blutwunder, bei dem sich das in einer Ampulle aufbewahrte Blut des im Jahr 305 enthaupteten San Gennaro verflüssigt: Vielerorts offenbart sich das Himmlische im Stammland der Katholiken in besonderer Intensität.

Allerdings hat die Kirche seit 1933 keinen der über hundert Erscheinungsorte bestätigt. Maria Lauro, die Präsidentin der privaten «associazione Madonna di Zaro», lässt sich von banaler Statistik nicht irritieren. Sie kennt Simona und Angela seit Jahren. Sie seien gewöhnliche Hausfrauen, inzwischen Ende dreissig, und Mütter von je drei Jungen. Es sei undenkbar, dass sie die Visionen, welche sie rasend schnell notieren, in derart kurzer Zeit «erfinden» könnten. Deren Inhalt sei oft hochkomplex und bedürfte einer theologischen Schulung, über die beide nicht verfügen.

Auch sei offensichtlich, warum Maria gerade hier erscheine. «Es war ein entweihter Ort», erklärt Signora Lauro in verschwörerischem Flüsterton. Unweit der Lichtung befindet sich die ehemalige Villa Luchino Viscontis, wo sich Sündhaftes ereignet habe. Nicht nur habe der Regisseur dort ausufernde Gelage in Gesellschaft von Maria Callas, Claudia Cardinale und Alain Delon gefeiert. Besonders seine homosexuellen Exzesse mit dem österreichischen Schauspieler Helmut Berger seien Gottesfrevler gewesen. Sogar der Pädophilie hätten sich die beiden schuldig gemacht. Nach Viscontis Tod habe man die Villa der Verwahrlosung preisgegeben, was Menschen mit niederen Instinkten ausgenutzt hätten, indem sie schwarze Messen feierten und dem Teufel huldigten.

Beweisen lassen sich diese Schilderungen zwar nicht. Immerhin sei das Böse bis auf weiteres aus Zaro verbannt, beruhigt Maria Lauro mit einem Seufzer der Erleichterung und nicht ohne Stolz. Denn als das Grundstück 2008 zum Verkauf stand, habe sie innert Kürze 70 000 Euro gesammelt, um das heilige Anwesen zu erstehen. Alles auf Geheiss der Madonna, versteht sich, die die Gläubigen dringend zum Kauf aufgefordert habe.

Der himmlische Draht gewinnt in diesen Zeiten des Chaos und der Umwälzungen an Wichtigkeit. Denn es sind Botschaften aufwühlender Dringlichkeit und verstörender Bedrohlichkeit, die Simona und Angela immer häufiger übermitteln: Muslime, die Rom erobern, der Halbmond über dem Vatikan und Krieg mit Nordkorea.

Dem Priester Franco Patalano sind solche Hiobsbotschaften höchst unangenehm. Zwar

preist er nach einer Art, die äusserste Selbstbezwungung errahnen lässt, den Umstand, dass Gläubige sich enthusiastisch dem Himmlischen zuwenden. Aber er hält kategorisch daran fest, dass alle Botschaften Marias, egal, wo in der Welt sie ausgesprochen werden, eines gemeinsam hätten: «Sie bestätigen, erklären und wiederholen, was aus dem Evangelium längst bekannt ist.» Folglich, so fügt Don Franco beschwörend an, wäre es «gegen die Theologie», von den Offenbarungen etwas Neues zu erwarten.

Wie denn wohl die Heilungen zu erklären seien, fragt indes die Pilgergemeinde, von welchen dutzendfach berichtet wird. Jene von Consiglia Ingenito zum Beispiel, die unheilbar an Darmkrebs erkrankt war und dem Tod ins Antlitz blickte, als sie nach einer Intervention Marias innert Wochen vollständig genas. Ihr Dossier, Hunderte Seiten dick, hält sie uns selbst im Hafen von Neapel vor die Nase.

Die Kirche hüllt sich darüber in Schweigen. Nicht die ganze Kirche allerdings. Der oberste Exorzist des Papstes, Don Gabriele Amorth, der für sich beanspruchte, in 70 000 Fällen erfolgreich den Teufel ausgetrieben zu haben, äusserte sich vor seinem Tod letzten Herbst positiv über die Phänomene auf Ischia. «Wir können die Pflanze an ihren Früchten erkennen», räsionierte er bilderreich. Wenn so viele Leute zu diesem Ort kämen, wenn sie konvertierten oder geheilt würden, sei es für ihn egal, ob die Kirche ihren Segen dazu gebe.

Das letzte Wort hat der Papst

Vom irdischen Deutungsgezänk unbeirrt, halten Simona und Angela den Blick gen Himmel gerichtet, von wo sie immer neue aufwühlende Botschaften empfangen. So auch am 8. Juni. An diesem Abend sei Maria sehr traurig gewesen, berichtet Angela, sie habe sie nach Paris geführt, «genauer gesagt vor den Eiffelturm. Er war wie von Flammen eingehüllt, und die Leute flohen durcheinander. [...] Herzerreissende Schreie waren zu hören, und überall lag Blut. Dann sah ich weitere Explosionen und Massaker.»

Angesichts des Rummels wegen solcher Visionen haben die Kirchenoberen den Seherinnen nahegelegt, keine Interviews mehr zu geben. Man verweist auf eine achtköpfige Prüfungskommission, die über die Madonna von Zaro zu Rate sitze. Man werde alles genauestens erforschen. Das letzte Wort habe der Papst. Bis es so weit sei, könne es allerdings Jahre dauern.

Derweil erscheint die Maria von Zaro weiter zuverlässig wie ein Uhrwerk, jeweils am 8. und 26. jeden Monats.

Die Botschaften der Madonna von Zaro sind auf folgender Website archiviert: www.madonna-von-zaro.org

«Imprägniert von der Geschichte»

Von Mark van Huisseling — Enrico Cinzano, Nachfahr der spanischen Königsfamilie und des Wermut-Unternehmensgründers, über Gianni Agnelli, die richtigen Schuhe und seinen Schneider.

Enrico Marone Cinzano, 54, aus Turin, ist ein Nachfahr der spanischen Königsfamilie, von Giovanni Agnelli, dem ehemaligen Geschäftsführer von Fiat, und von Wermut-Unternehmensgründer Francesco Cinzano. Heute entwirft er Möbel – nachhaltig, hochpreisig, im «Star-Wars-Look» (Icon). Früher entwickelte und dekorierte er Immobilien für das oberste Ende des Markts (Eigenreklame); sein New Yorker *townhouse* mit Namen «Bacchus» hat er an Sean Parker verkauft, einen frühen Facebook-Berater, für zwanzig Millionen Dollar angeblich. Er lebt in London, New York und Ibiza.

Wie entstand der italienische Stil?

Der italienische Vorteil sozusagen, wenn es um Ausprägungen von Stil und Lebensart geht, hat mit der Geografie und der Natur zu tun. Die langgezogene Form des Landes und die fast endlose Küste sorgen für verschiedene Mikroklimata, welche ein breites Angebot an Flora, Fauna und Kultur hervorbringen. Und über die Jahrhunderte waren die verschiedenen Teile der heutigen Nation unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt. Das heutige Italien war immer ein fruchtbares Land, was zu einer gut ernährten und gesunden Bevölkerung geführt hat. Und nicht zu ver-

«Als Italiener weiss man, dass man ein visueller Mensch ist.»

gessen: Das Licht und die Farben sind einzigartig. Es erstaunt nicht, dass die Renaissance in der Toskana begann. Das Zusammenfliessen dieser Faktoren hat Italien immanente Vorteile verschafft, nicht bloss oberflächlicher, sondern struktureller Natur. Wir halten an diesen überlieferten Werten fest, sind aber auch spontan. Wahrscheinlich, weil uns diese Werte wirklich etwas bedeuten.

Was ist italienischer Stil?

Die Gesamtheit und das Ergebnis dieser ursprünglichen Voraussetzungen, die ich erwähnt habe. Das alles hat sich in unsere Seele eingegraben, somit bekommt man als Italiener Stil mit auf seinen Lebensweg. Dieser Stil ist in unserer DNA, wir wenden ihn intuitiv an; er ist aber auch Teil unseres Ausbildungssystems.



Tatsächlich, Stil ist vererbbar?

Ja, falls die nötigen positiven Voraussetzungen gegeben sind: Vielfalt, Respekt und Geschichte. Als Italiener weiss man, dass man ein visueller Mensch ist. Wir sind vertraut mit dem Konzept der unfrei-

willigen Beobachtung – man denke an Leonardo da Vinci.

Die Deutschen bauen wohl die besten Autos, ein deutscher Stil hat sich aber nie entwickelt. Ist es eine Voraussetzung, um die schönen Dinge im Leben zu meistern, dass man nicht zu detailversessen ist?

Mir ist bewusst, dass es unmöglich ist, zu verstehen, was andere Leute denken und weshalb sie das tun. Darum halte ich mich zurück mit Urteilen. Nachdem ich das gesagt habe, kann ich sagen, dass ich denke, es brauche ein Verständnis des grossen Ganzen, um sich entwickeln zu können. Doch das grosse Ganze besteht aus kleinen Teilen, denen allen Bedeutung zukommt. So gesehen, stimmt die Redensart «Der Teufel steckt im Detail» für mich.

Beschreiben Sie Ihren Stil.

Imprägniert von der Geschichte, aber mit einem Fuss in der fernen Zukunft. Pragmatisch und dem Nützlichen zugetan. Wer es



«Hauptsache Stil»: Enrico Cinzano.

schafft, die Vergangenheit zu respektieren, aber auch bereit ist, sich neu zu erfinden, der hat meinen Stil gefunden; bei mir kommt dazu, dass ich besessen bin von Nachhaltigkeit. Regeln soll man brechen – aber nur, falls es Sinn ergibt, nicht zum Spass. Doch ich erkenne auch grossen Sinn in vielen althergebrachten Dingen – Abendanzüge mit Fliege, formale Tagesanzüge finde ich wunderschön, den Sonntagsanzug dagegen weniger. Alles soll durchgesetzt sein von einer eigenen Ästhetik und Haltung. Führe, folge nicht.

Stil ist mehr, als die richtigen Schuhe zu tragen, richtig?

Stil ist Ausdruck von Individualität, hat mit dem zu tun, was man mag und womit man sich wohlfühlt. Mit Geld hat es nichts zu tun. Obwohl solches natürlich Türen öffnen kann. Ich kenne beispielsweise eine *bag lady* (Obdachlose) in New York City, die einen fantastischen Stil pflegt.

Apropos: Welche Schuhe sind die richtigen?

Bequeme, die gut an Ihnen aussehen.

Wer ist Ihr Schneider?

Mario Caraceni in Mailand und Florin Cristea von der Sartoria Morganti in Castagneto Carducci. Schuhe kaufe ich von John Lobb, Nike und in Brockenstuben. Von T. M. Lewin gibt es grossartige Hemden, und sehr bezahlbar.

Was haben Sie von Gianni Agnelli gelernt?

Ich beobachtete und respektierte seine ganz persönliche Ästhetik, die er entwickelte und pflegte. Sein Stil war originär.

Kann man Stil lernen, oder hat man ihn respektive, häufiger, nicht?

Man kann immer dazulernen. Doch letztlich muss man vor allem sich selber überzeugen, es ist ein eigennütziger Prozess.

Können Sie jemanden respektieren, der keinen Stil oder, schlimmer, schlechten Stil hat?

Klar, gute Absichten und emotionale Intelligenz sind mir wichtiger. Wenn ich auswählen müsste zwischen einem Freund ohne Stil und einem mit schlechtem Stil, würde ich letzteren wählen. Mit so schlechtem Stil wie möglich – Hauptsache Stil.

Steht hinter schlechtem Stil nicht auch eine schlechte Haltung?

Nein.

Nennen Sie etwas, was jeder Mann haben muss.

Überzeugung.

Und ein Kleidungsstück?

Einen auf Mass gearbeiteten dunkelblauen Blazer.

Was sollte jeder stilvolle Mann wissen?

Wenn dir in einem Stück, das du trägst, nicht wohl ist – weg damit.

Ein stilvolles Geschenk für eine stilvolle Frau?

Perlen.

«In der Not sind wir sehr kreativ»

Von Philipp Gut — Maria Grazia Davino ist Managing Director von Fiat Chrysler Automobiles Switzerland. Sie erklärt, was italienische Autos auszeichnet, warum sie ein gewisses Misstrauen der Schweizer schätzt und was wir von unseren südlichen Nachbarn lernen können.

Frau Davino, Sie sind seit ein- einhalb Jahren Chefin von Fiat Chrysler Automobiles (FCA) in der Schweiz. Vorher sind Sie in Italien und Österreich tätig gewesen. Was hat Sie überrascht, als Sie hierhergekommen sind? Was ist anders als in den Nachbarstaaten?

Was zuerst auffällt: Die Schweiz ist wunderschön. Gestern war ich im Zug unterwegs und konnte die Landschaft so richtig geniessen. Beeindruckend ist die Vielfalt in diesem Land, und das ist immer eine Ressource. Es ist auch ein sehr lebendiges Land, man bewegt sich nicht nur innerhalb der unterschiedlichen Regionen, es findet ein ständiger Austausch statt. Vielfalt, Bewegung und eine unglaubliche natürliche Schönheit – dies macht die Schweiz aus.

Ich nehme an, Sie fahren schon auch Auto?

(Lacht) Gern und viel! Ich besuche Partner und Händler in der ganzen Schweiz und nehme häufig an Events teil. Es ist für mich sehr wichtig, das Land zu kennen. Man versteht die Leute nicht, wenn man nur eine Landkarte anschaut, man muss zu ihnen hinfahren, auch um die Unterschiede zu sehen. Natürlich gibt es in der französischen und der italienischen Schweiz die Einflüsse der grossen Nachbarn, aber die Mentalität ist dennoch schweizerisch. Für einen Manager ist es wichtig, das vom ersten Moment an zu erkennen.

Was nehmen Sie als typisch schweizerische Eigenschaft wahr?

Die Genauigkeit ist ein Charakteristikum der Schweizer. Die Wichtigkeit der Zeit und die Effektivität im Geschäft sind weitere Züge.

Sie sind in Neapel aufgewachsen und haben in der Ewigen Stadt gearbeitet. Jetzt sind Sie in der Agglomeration von Zürich. Schlieren ist nicht Rom...

«Alle Wege führen nach Rom», aber nicht alle nach Schlieren. Am Ende machen die Menschen das Leben aus – egal, wo man sich befindet. Wenn Sie an einem neuen Ort sind, ist die Herausforderung noch grösser.



Vorbild sechziger Jahre: Fiat-Schweiz-Chefin Davino (M.).

Welches ist die grösste Herausforderung, mit der Sie konfrontiert waren?

Glaubwürdigkeit und Vertrauen zu gewinnen. In unserem Geschäft gibt es viele Wechsel im Management, aber die Händler sind immer dieselben. Die Schweizer brauchen Stabilität.

Sie erleben den Schweizer als misstrauisch?

Na ja, nicht nur den Schweizer. Jeder Mensch, der schlechte Erfahrungen gemacht hat, verliert das Vertrauen. Dieses zurückzugewinnen, ist schon eine Aufgabe. Aber diese Eigenschaft finde ich als Selbstschutz wichtig. Wenn das Vertrauen einmal da ist, dann gilt es dafür auch.

Die italienischen Einwanderer und ihr Lebensstil haben die Schweiz stark geprägt.

Ihr habt euch das ausgesucht, weil es einfach schön ist! Ich habe kürzlich ein Interview mit Anthony Hopkins gehört, darin empfiehlt er, wir sollten «relaxed» sein. In diesem Punkt hat die italienische Kultur schon einen gewissen Vorsprung. Das Leben zu geniessen, offen zu sein für die Schönheit des Lebens, das bringt die Menschen weiter. Und das haben die Schweizer verstanden.

Sie importieren Autos der Marken Fiat, Fiat Professional, Alfa Romeo, Abarth und Jeep. Was läuft auf dem hiesigen Markt besonders gut?

Mengenmässig haben wir mit Fiat und dem Fiat 500 grossen Erfolg, aber das Herz der Schweizer schlägt für Alfa Romeo. Sie sind fast verrückt danach. Das merken wir, wenn wir ein neues Auto präsentieren. Bei der neuen Giulia Quadrifoglio hatten wir 150 Bestellungen, bevor die Leute das Auto überhaupt gefahren sind. Auch Jeep ist erfolgreich im 4x4-Land Schweiz.

Der Fiat 500 feiert diesen Tage den sechzigsten Geburtstag. Seine Beliebtheit scheint nicht nachzulassen.

Der 500er ist eine Ikone. Zum Jubiläum gibt es die speziellen Farben Arancio Sicilia und Verde Riviera, die dem Vorbild der sechziger Jahre nachempfunden sind. **Sie sind sehr jung in Führungspositionen gekommen. Wie haben Sie das geschafft?**

Ich bin sehr neugierig. Ich mag es, Dinge zu entdecken und Probleme zu lösen. Ich könnte tagelang arbeiten, und es wird mir nie langweilig.

Was haben Sie von Ihrem Elternhaus mitbekommen?

Meine Eltern hatten eine Strickwarenfabrik. Es gab keine Grenze zwischen Arbeit, Familie, erweiterter Familie und Gesellschaft. Dies hat mich geprägt: Ich kenne nur die Arbeit. Und wir arbeiten, um den anderen zu dienen. Das ist vielleicht erklärungsbedürftig. Aber auch als Managerin kann ich den Mitarbeitern dienen, das heisst: sie unterstützen, indem ich ihnen helfe, sich weiterzuentwickeln, so wie sie auch mir helfen, besser zu werden.

Welcher Führungsgrundsatz, jenseits vom Management-Jargon, ist Ihnen wichtig?

Mut – nicht im Sinn des Kriegers, es gibt Mut auch als rationalen Ansatz.

Was können die Schweizer von den Italienern lernen?

Das Chaos auch zu managen. In der Not sind wir Italiener sehr kreativ.

Maria Grazia Davino ist Managing Director von Fiat Chrysler Automobiles (FCA) Switzerland. Sie startete ihre Karriere in der Autobranche bei Lamborghini und war zuletzt CEO von FCA Österreich.



Der Stadtneurotiker: Moritz Leuenberger an der 150-Jahr-Feier der Schweizer Botschaft in Berlin, 30. Juni 2017.



Sand im Getriebe

Von Alex Reichmuth — Die Asylreform kommt später und kostet mehr. Justizministerin Sommaruga drängt in die falsche Richtung.

Der Unterschied zwischen «Effektivität» und «Effizienz» mag geringfügig tönen, ist jedoch bedeutend: «Effektiv» heisst die richtigen Dinge tun. «Effizient» heisst, die Dinge richtig tun. Man kann aber auch die falschen Dinge richtig tun.

Nachdem Simonetta Sommaruga 2010 Bundesrätin geworden war und das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement übernommen hatte, blickte sie voller Sorge auf das Asylwesen. Sie sah Ineffizienz: «Unsere Asylverfahren dauern heute durchschnittlich 1400 Tage – das ist viel zu lange.» Wegen der langen Dauer hätten die Verfahren in der Bevölkerung ein Glaubwürdigkeitsproblem. Also setzte Sommaruga eine Arbeitsgruppe ein. Diese schlug vor, das Asylverfahren deutlich zu verkürzen: Es sollte in der Regel nur noch 140 Tage dauern, auf keinen Fall länger als ein Jahr. Möglich werden sollte das dank neuer Bundeszentren, in denen alle Verfahrensschritte zusammengelegt werden. Sommaruga gleiste eine «Neustrukturierung» des Asylwesens auf: 2013 machte sich der Bund auf, nach Standorten für

Das Verfahren kommt jährlich Tausenden von Migranten zu, die nie und nimmer Flüchtlinge sind.

Bundesasylzentren mit insgesamt Tausenden von Plätzen zu suchen. Ende 2014 sollte die Suche abgeschlossen sein.

Doch dann tauchten Probleme auf: Es zeigte sich, dass die Interessen von Bund, Kantonen und Gemeinden weit auseinandergingen. Im Dezember 2014 teilte der Bund mit, die Suche nach den Zentren in den sechs «Asylregionen» verzögere sich um einige Monate. Erst im Februar 2015 wurde ein erster Standort bekannt: Giffers im Kanton Freiburg. Nach dem Entscheid ging die Bevölkerung dort auf die Barrikaden. An einem Informationsabend schrie sie die Behördenvertreter förmlich nieder. Auch in anderen Regionen formierte sich Widerstand. Zudem tauchte im sogenannten Testzentrum in Zürich ein Drittel der Asylanten ab, statt die weiteren Verfahrensschritte abzuwarten – weit mehr als beim herkömmlichen Vorgehen.

«Mit Händen und Füßen dagegen»

Dennoch stimmte das Schweizer Volk im Juni 2016 dem neuen Asylgesetz und dem



«Mehrbedarf»: Sommaruga in Asylzentrum, Büren a. A.

beschleunigten Verfahren deutlich zu. Die Investitionen sollten zwar über eine halbe Milliarde Franken betragen. Der Bund hatte aber versprochen, man könne im Asylwesen jedes Jahr 110 Millionen Franken sparen. Ab Anfang 2019 sollte das neue Regime gelten.

Doch daraus wird nichts. Das neue Asylgesetz soll erst «im Verlauf des Jahres 2019» in Kraft treten, wie es ein Mediensprecher im letzten April gegenüber dem *Sonntagsblick* formulierte. Es wird nicht nur später, sondern auch teurer: Anfang dieser Woche bestätigte der Bund gegenüber SRF einen «Mehrbedarf» von 35 Millionen Franken. Die Crux liegt erneut bei den Bundesasylzentren: Die Suche gestaltet sich mühsam. An einigen Standorten ist der Widerstand ungebrochen. Im bernischen Lyss etwa, wo gleich zwei Zentren hinkommen sollen, wehrt sich der Gemeinderat, wie er sagt, «mit Händen und Füßen» dagegen. In der Nordwestschweiz ist der gesuchte Standort noch nicht einmal definiert. Um die Asylreform nicht scheitern zu lassen, braucht es darum mehrere «Übergangslösungen», also provisorische Zentren. Und das kostet zusätzlich. Der «Mehrbedarf» dürfte noch steigen, muss man befürchten.

Die Reform für mehr Effizienz erweist sich als selber ineffizient. Zwar hat Bundesrätin Sommaruga richtig erkannt, dass es im Asylwesen ein Glaubwürdigkeitsproblem gibt. Doch sie deutete es falsch: Das Übel liegt nicht darin, dass das Verfahren zu lange dauert, sondern dass dieses Verfahren jährlich in Tausenden von Fällen Migranten zukommt, die nie und nimmer Flüchtlinge sind. Sie dürften gar nicht erst ins Land kommen. Der Bund will also die falschen Dinge richtig tun. Das spürt die Bevölkerung – und streut entsprechend Sand ins Getriebe.

Der maskierte Stratege

Gilles Marchand, schweizerisch-französischer Doppelbürger, übernimmt Anfang Oktober von Roger de Weck das Ruder der SRG. Wer ist dieser Soziologe, der einen Ideologen ersetzt?

Von Pascal Décaillet

Mochten Sie Roger de Weck? Dann werden Sie Gilles Marchand erst recht lieben. Nicht, weil sich die beiden Männer gleichen würden, sondern wegen des Ausmasses ihrer Unähnlichkeit. Der Erstgenannte, der Junker, sieht von der Höhe seines langen Wuchses auf Sie herab und mustert Sie, wie ein Insektenforscher ein interessantes Insekt betrachtet. Der Zweitgenannte dagegen, immer freundlich lächelnd, gibt Ihnen das wohlige Gefühl, dass er jederzeit mit Ihnen einverstanden sei. Ersterer ist ein Kreuzzugritter für die europäische Sache, ein Dogmatiker und Moralist; Letzterer hält sich mit der Bekundung persönlicher Überzeugungen zurück. Hat er überhaupt welche? Versteckt er sie? Ist er maskiert? Oder ist er einfach bis auf die Knochen ein Pragmatiker?

Doppelbürger mit Pariser Akzent

Wer ist Monsieur Gilles Marchand? Er ist der Erbe eines Imperiums, eines Glashauses oder wenn Sie so wollen: eines monströsen Mammut mit Namen SRG. In diesem Elfenbeinturm werden Unmengen von Fernseh- und Radiosendungen in allen Landessprachen produziert; hier werden immer neue Allianzen geschmiedet, um hungrige Werbeinvestoren zu befriedigen. Und eine geölte, unter der Bundeskuppel und in allen 26 Kantonen höchst aktive Lobbymaschine wird in Gang gehalten. Hier sollen auch adäquate

Die SRG ist ein Staat im Staat, eine kafkaeske Welt voll von Schatten, Tabus und schlummernden Riesen.

Antworten auf die grossen Herausforderungen erarbeitet und sogar nichts Geringeres als die «nationale Kohäsion» sichergestellt werden. Kurz und gut: Die SRG ist ein Staat im Staat, eine Maschine, bestehend aus Netzwerken, Konnexionen, Verbindungen aller Art, eine kafkaeske Welt voll von Schatten, Tabus, Alpträumen und schlummernden Riesen.

Vom 1. Oktober 2017 an also wird der Romand Gilles Marchand, geboren 1962, bisher Leiter des Westschweizer SRG-Ablegers, vom 10. Stockwerk des SRG-Hauptquartiers an der Giacomettistrasse in Bern aus über dieses sonderbare Imperium herrschen. Welchen Patron wird er abgeben, welche Zielsetzungen wird er verfolgen, welche Strategie?



Das Lied von der Solidarität: Gilles Marchand.

Dieser schweizerisch-französische Doppelbürger, der in Frankreich aufgewachsen ist und in Genf Soziologie studiert hat, spricht immer noch mit einem leichten Pariser Akzent. Wie wird er sich in der *Suisse profonde* bewegen, wie wird er mit jener viersprachigen Magie fertig werden, die die Schweiz ausmacht und welche die SRG zu verkörpern vorgibt? Wie wird er sich gegenüber der Deutschschweiz positionieren, jener so starken und spannenden Dialektik von Tradition und Moderne, Folklore und Liturgie, Weisheit und Verrücktheit, kosmischer Ordnung und Transgression? Wird er – im Sinne des heideggerischen Prinzips «Unterwegs zur Sprache» – den Zugang zur Sprache der Deutschschweizer finden oder zumindest zum Hochdeutschen?

Er weiss, dass kein Weg um diese Initiation herumführt. Dieser intelligente Mann unterschätzt nicht die Schwierigkeiten des Terrains und auch nicht seinen Gegner. Er macht sich schlau, ausführlich, er erarbeitet eine Strategie und setzt sie um.

Gilles Marchand hat die Soziologie nicht zufällig gewählt: Er ist Soziologe bis in die Seele. In allen seinen Funktionen – Marketingchef, dann Direktor von Ringier Romandie, das heisst Verleger unter anderem der Wochenmagazine *L'Hebdo* und *L'Illustré*, danach Direktor und Generaldirektor der *Télévision Suisse Romande* – zeigte er sich immer als wacher Mediensoziologe: Für wen arbeiten wir, wie nimmt man uns wahr, wie können sich die Medien an die neuen Konsumgewohnheiten anpassen?

Einschläfernde Wohlfühlstimmung

Da er selber nicht Journalist ist und somit kein zentnerschweres Ego herumschleppen muss, ist Marchand durch und durch Strategie. Deshalb wird er, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, nicht in erster Linie seine eigenen Überzeugungen vertreten, sondern einen mit kühlem Kopf erarbeiteten Schlachtplan umsetzen. Ein bisschen Bismarck, ein bisschen Mazarin steckt in ihm. In jedem Fall ist er ein Pragmatiker, was ihm in der deutschen Schweiz zugutekommen dürfte.

Die Herausforderungen sind gross. Marchand wird Herr über den Mammutbetrieb mitten in der «No Billag»-Debatte, zu einem Zeitpunkt, da die SRG wie noch nie kritisiert wird – nicht nur von der bösen SVP! Weite Teile der Schweizer Bevölkerung stellen sich die Frage: Braucht es wirklich so viele Radio- und TV-Sender? Ist nicht selbst das Konzept Sender, mit seinem Ganztagesprogramm inklusive abendlichen Hochamts, betrieben von einer Myriade von Chefs und Unterchefs, völlig überholt? Man kennt ja die Entwicklung des Medienkonsums: Podcasts werden im Nu in den Social Media geteilt. Die Zeit der grossen Medienliturgien für grosse Echtzeit-

publika ist vorbei, die Mediennutzung ist immer mehr fragmentiert. Nun, all dies hat Marchand, weit mehr als sein Vorgänger, bestens kapiert, integriert und teilweise sogar antizipiert.

Man wird dem künftigen Generaldirektor alles Mögliche anhängen, aber dies wird man anerkennen müssen: Er ist der Mann der Stunde und lebt im Gleichklang mit der technologischen Revolution, die erst begonnen

Die Mission von Marchand ist eine einfache: die SRG retten. Um das zu erreichen, sind ihm alle Mittel recht.

hat. Dies ist der grosse Vorteil, wenn man einen Soziologen hat und nicht einen Ideologen.

Die Mission von Gilles Marchand ist eine einfache: die SRG retten. Um dieses Ziel zu erreichen, sind ihm alle Mittel recht: Intelligenz, Verführungskunst, Höflichkeit, Zuhörenkönnen. Aber man sollte sich von der einschläfernden Wohlfühlstimmung des Maskenballs nicht verleiten lassen: In diesem Samthandschuh steckt eine eiserne Faust, hinter der höflichen Fassade dieses Weltmanns verbirgt sich ein maskierter Strategie. Der künftige Generaldirektor wird uns nicht mit ideologischen und moralischen Kreuzzügen belästigen. Nein, er wird seinen Weg gehen, ohne dass der Krieger in ihm offenbar wird – beispielsweise im Kontakt mit den regionalen Fernsehsendern. Im ganzen Land sind diese im Vormarsch, dank einer bemerkenswerten lokalen Verankerung und trotz Mitteln, die im Vergleich mit der SRG lächerlich bescheiden sind. Gilles Marchand wird ihnen nicht frontal entgegentreten, im Ge-

genteil, er wird ihnen das Lied von der Solidarität singen – Refrain: «Wir sitzen alle im gleichen Boot angesichts der globalen Menschenfresser namens Facebook und Google.» Er wird sich auf die «gemeinsamen Interessen» berufen, allfälliges Misstrauen einschläfern. Ganz Bismarck.

In Wirklichkeit wird man sich vor dem künftigen Patron viel mehr hüten müssen als vor Roger de Weck. Im Bundesparlament, bei Wirtschaftsvertretern, in den Kantonen und Verbänden wird er sanft und polypenartig seine Machtfänge ausbreiten, lächelnd und höflich, ohne je laut zu werden, ohne das Gefühl aufkommen zu lassen, er sei der Mann Brüssels oder er wolle fremde Richter oder das Ende unserer Souveränität – kurz, ohne alle die Schreckgespenster herbeizurufen, die altgesinnte Eidgenossen nachts heimsuchen.

Was die Deutschkenntnisse betrifft, wird niemand von ihm verlangen, dass er Brecht oder Hölderlin rezitiert. Höchstens wird man erwarten, dass er dieses vielfältige, fragile und faszinierende Land und seine lichtvolle Komplexität respektiert. Dies sind grosse Herausforderungen. Gilles Marchand hat sie sicher längst kapiert. Er muss es uns aber noch beweisen.

Pascal Décaillet war jahrelang der Starjournalist des welschen SRG-Radios. Er ist heute als unabhängiger Medienunternehmer und Journalist mit Sitz in Genf tätig.

Übersetzung: Christophe Büchi



Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Staatsnahe Betriebe vs. KMU: Unfaire Konkurrenz

noch bis Sonntag, 11. Juli 2017, täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:





und unter:

www.fokus-kmu.tv



«Live-Sport ist eine strategische Priorität der SRG.»

Leuthards Populismus

Mit dem Appell an die Fussballfans hat die Medienministerin die Abstimmung über die SRG-Zwangsgebührenvorlage haarscharf gewonnen. Nach dem Verlust der Übertragungsrechte der Champions League sind ihr plötzlich die Fussballmuffel wichtiger. *Von Christoph Mörgeli*

Bundesrätin Doris Leuthard warnte im Vorfeld der Abstimmung über das revidierte Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) vom 14. Juni 2015 im *Blick* eindringlich: «Wenn man so vorgeht, wie die Kritiker wollen, wird wohl der Sport dran glauben müssen.» Sie attackierte den Gewerbeverbandsdirektor Hans-Ulrich Bigler persönlich: «Herr Bigler möchte die Champions-League-Spiele aus dem Programm streichen, womit Fussballfans dafür künftig separat zahlen müssten.» In der Abstimmungs-«Arena» versprach Leuthard: «Mit diesen 390 oder 400 Franken können die Haushalte so viel Fussball und Eishockey schauen, wie sie wollen.» Sie drohte in 20 Minuten auch mit verheerenden Konsequenzen bei Annahme der «No Billag»-Initiative: «Dann müssten Sportinteressierte zum Beispiel für Fussballmatches der Meisterschaft, aber auch der Champions League sowie der Nationalmannschaft einzeln zahlen.»

Dieses zusätzliche Bezahlen für Champions-League-Spiele wird nun auch ohne Billag-

Abschaffung Realität. Und obwohl die Bundesrätin 2015 davon noch nichts wissen konnte: Es gehört zu ihrer bewährten Abstimmungspropaganda, die Stimmbürger mit der Angst vor dem Verlust angeblicher Vorteile gefügig zu machen. Die 50,08 Prozent Zustimmung wurden schliesslich auch und speziell dank der Fussballfans erreicht. Wäre seinerzeit der SRG-Verlust der Champions-League-Übertragungsrechte schon bekannt gewesen, wäre das Resultat zweifellos ins Nein gekippt. Doch jetzt, da das Angedrohte punktgenau eingetroffen ist, kann die geschickte Taktikerin Doris Leuthard darauf hoffen, dass ihre einstigen Erzählungen der Gnade des Vergessens anheimfallen. Buhlte sie vor der RTVG-Abstimmung noch um die Gunst der Fussballfans, lässt ihr Departement jetzt der *NZZ am Sonntag* ausrichten, die Champions und die Europa League seien «aus Sicht des Service public nicht prioritär». Ein Erwerb der Live-Übertragungsrechte um jeden Preis sei angesichts «der weniger fussballbegeisterten

Gebührenzahler schwierig nachvollziehbar». Ist dieser leuthardsche Schwenker noch zulässige Alltagspolitik? Oder schon schamloser, irreführender Populismus?

«Verarmung des SRG-Programms»

Auch der Bündner CVP-Nationalrat Martin Candinas läutete vor der Abstimmung als Präsident des Ja-Komitees mit allen Glocken Sturm, weil der Gewerbeverband die Champions League nicht als zwingenden Teil des Service public beurteilte: «Das Gewerbe will die Schweizer Fussballfans abzocken.» Candinas ortete beim Gewerbebedirektor ein «grandioses Eigentor» und bekräftigte: «Wird der Service public der SRG durch Bezahlprogramme abgelöst, werden nach Biglers Rezept auch andere Zuschauergruppen künftig massiv zur Kasse gebeten.» Candinas verwies auf italienische Verhältnisse: «Dort bezahlen Zuschauer für Fussballspiele des Pay-Senders Sky pro Jahr fast 400 Franken.» SP-Präsident Christian Levrat machte ebenso Stimmung: Wer fordere, dass Fussballspiele der

Champions League nicht zum Service public gehörten, «sorgt für eine massive Verarmung des SRG-Programms». Der *Blick*, dessen Verlags- haus mit SRG und Swisscom in einer Vermark- tungsfirma zusammenspannt, frohlockte schon vor dem Abstimmungsausgang: «Sagen die Fussballfans ja, dann dreht das Spiel.»

Vor der genannten Abstimmung über geräteunabhängig finanzierte Gebühren be- tonnte SRG-Generaldirektor Roger de Weck auf einem Podium: «Die Kanäle leben künftig von Live- und Eigenproduktionen.» Dazu zählte er vorab die attraktiven Übertragungen der Fussball-Champions-League. Andernorts malte de Weck den Teufel an die Wand mit der Behauptung, dass die Partie GC – FCB irgend- wann im TV-Programm von Al-Dschasira lau- fen könnte. Dem *Tages-Anzeiger* erklärte Fuss- ballmuffel de Weck wörtlich: «Live-Sport ist eine strategische Priorität der SRG. Erstens, weil er Spass macht. Zweitens, weil nichts die Kanäle so stark macht wie Live-Übertragun- gen. In unserer digitalen Welt ist alles repro- duzierbar – nur nicht Live-Sport, der vom Hier und Jetzt lebt.» Nachdem nun die SRG die Übertragungsrechte der attraktiven Cham- pions-League-Spiele verloren hat, ist ihr also eine wichtige strategische Priorität abhanden- gekommen. Das Programm ist ausgedünnt, der angebliche Service public empfindlich zurückgestutzt. Kurz: Das SRG-Angebot ist heute – nach Lesart de Wecks – entscheidend geschwächt.

Schwächezeichen des Konzerns

Diese massive Programmverarmung geschah ganz ohne politischen Druck von rechts. Son- dern einzig durch den Entscheid der SRG-Ver- antwortlichen, die sich den finanziellen, mehr aber noch den politischen Realitäten nicht län- ger entziehen konnten. Jedenfalls scheint die ehemals so selbstbewusste SRG so angeschlagen wie noch nie in ihrer 85-jährigen Geschichte. Dass die staatlich konzessionierte Gesellschaft die Übertragungsrechte des europäischen Klub- fussballs ausgerechnet an Teleclub und damit an die mehrheitlich in Staatsbesitz befindliche Swisscom verloren hat, macht die Sache gemäss *NZZ am Sonntag* zum «Debakel». Aus der SRG lassen sich Stimmen vernehmen, die ihr Unverständnis darüber äussern, dass ein staatsnaher Betrieb den andern staatsnahen Betrieb finanziell ausgestochen, ja kannibali- siert habe. Der Verlust von jährlich fünfzig Fuss- ballabenden ist kein Klacks. Die Fernsehkonsum- enten werden diesen Ausfall spüren und dürften sich geprellt fühlen. Zweifellos werden die teilweise «eingesparten» 51 Millionen Fran- ken, welche die SRG jährlich für Sportrechte aus- gibt, jetzt zum öffentlichen Thema. Als Gegen- entwurf für die «No Billag»-Initiative fordert die SVP die Halbierung der Gebühren.

Der international ausgerichtete Kabelnetz- betreiber UPC hat sich unlängst die Eishockey-

Übertragungsrechte geschnappt. Das Parla- ment führt Debatten darüber, was der Service public eigentlich umfassen soll. National- und Ständerat stellen kritische Fragen zum Admeira-Verband von SRG, Swisscom und Ringier und fordern den Einbezug weiterer Marktteilnehmer.

Flut von Image- und Eigenwerbung

Die von Jungen getragene «No Billag»-Initiative sorgt für erhebliche Nervosität. Das Publikum des Schweizer Fernsehens ist überaltert, und die nachwachsende Generation hat schlicht keine Lust mehr, 451 Franken Billag-Gebühren ohne entsprechenden Medienkonsum zu bezahlen. Eine minutiös angelegte SRG-Politstrategie, «Trafögl», soll sämtliche Entscheidungsträger gegen die Volksinitiative einseifen. Es besteht der dringende Verdacht, dass für die Abstim- mungskampagne Gebührengelder zweckent- fremdet werden. Bereits ergiesst sich über die SRF-Konsumenten eine schwererträgliche Flut von Image- und Eigenwerbung. Es wimmelt aber auch von teuren SRF-Plattformen im Inter- net, auf Facebook und Twitter.

Auf die kleinste Kritik reagiert die SRG mit Anwälten und gereizten Gegendarstellungen. Generaldirektor Roger de Weck beruhigt: «Die SRG steht mit der Vermarktungsagentur des europäischen Fussballverbandes weiterhin in Verhandlungen. Wir sind zuversichtlich, dass die SRG auch ab der Saison 2018/19 in allen Sprachregionen der Schweiz über die Spiele der Champions und der Europa League wird berich- ten können.» Was die sonstige Unterhaltung betrifft, haben 500 Programmmitarbeiter noch immer keine Nachfolge für die Satire-Sendung «Giacobbo/Müller» gefunden. Die real existie- rende SRG ist offenbar Satire genug. ○

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Saosee

Barbara Steinemann, Nationalrätin

Als «Augen der Landschaft» bezeichnen Dichter die Seen, und die schönsten Augen von allen hat das Puschlav in Graubünden mit dem Saosee. Er liegt im malerischen Berggebiet des Val di Campo, einem Seitental des Puschlav, unweit des Berninapasses. Einen speziellen Namen trägt nicht nur der See, sondern mit «Sfazù» und «La Rōsa» auch die Postautostationen, die den Weg zum türkisblauen Berggewässer auf etwas mehr als 2200 m ü. M. eröffnen.

Von Mai bis November ist der Ort für Wanderer erreichbar, auch ein Kleinbus fährt zum Rifugio Saoseo. Ende Juni bis Anfang Juli blühen die Alpenrosen.



Arbeitsmarkt

Berner Lobgesänge

Der Bund färbt die Bilanz der Personenfreizügigkeit rosa. Probleme blendet er aus.



Vorübergehende Hilfe.

Am Dienstag präsentierte das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) zum 13. Mal seinen Bericht über die «Auswirkun- gen der Personen- freizügigkeit auf den Schweizer Arbeits- markt». Wie auch in früheren Jahren laute- te der Befund, die Zu- wanderung sei «eine gute Ergänzung» zum inländischen Potenzial. Es liessen sich «kaum direkte negative Aus- wirkungen» auf «Löhne und Beschäftigung der ansässigen Bevölkerung nachweisen».

Ausdrücklich erwähnt das Seco, die seit fünfzehn Jahren geltende Personenfreizügig- keit habe «den Strukturwandel begünstigt». Will heissen: Während die Schweizer Wirt- schaft vor der Finanzkrise sehr exportorien- tiert war, fand danach eine von der Zuwande- rung getriebene Verschiebung hin zu «lokalen Gütern und Dienstleistungen» statt, also vor allem in die öffentliche Verwaltung und hin zu staatsnahen Sektoren wie Bildungs- und Ge- sundheitswesen, aber auch ins Baugewerbe.

AHV: Halbes Jahrzehnt Zeit gekauft

Anders als die Bundesverwaltung glauben machen will, ist diese Entwicklung gefährlich. Ihren Wohlstand verdankt die Schweiz in erster Linie den Exporterfolgen auf den hart- umkämpften Weltmärkten. Eine von der Zu- wanderung beförderte Aufblähung des unpro- duktiven öffentlichen Sektors trägt dazu nicht bei. Und die Dynamik auf dem Bau mag zwar der Konjunktur vorübergehend geholfen ha- ben, doch langfristig steigert auch dieses Stroh- feuer den Wohlstand in der Schweiz kaum. Auf solche Probleme geht der Seco-Bericht nicht ein, wie er auch die Kosten der Personenfrei- zügigkeit weitgehend ausblendet.

Aufschlussreich ist das Kapitel über die Sozialversicherungen. Bei der Arbeitslosen- versicherung und der Sozialhilfe werden die EU-Zuwanderer in immer grösserem Umfang zu Nettoempfängern, während sie bei der AHV, kurzfristig betrachtet, Nettozahler sind. Der Leiter der Seco-Direktion für Arbeit, Boris Zürcher, relativierte allerdings: Die Alterungs- probleme seien durch die Freizügigkeit nicht zu lösen. Allenfalls habe sich die Schweiz «ein halbes Jahrzehnt» Zeit gekauft. Florian Schwab

Das 12-Milliarden-Problem

Der Bund vergibt Bürgschaften für alles Mögliche, nicht nur für die umstrittene Hochseeflotte. Ein internes Papier zeigt, wo die grössten Risiken liegen. Bereits sind Verluste von Hunderten Millionen Franken entstanden. *Von Hubert Mooser*

Noch ist die Geschichte über die Bürgschaften zugunsten der Hochseeschiffe unter Schweizer Flagge nicht ausgestanden. Es geht um ein Dutzend Schiffe der SCL/SCT-Gruppe, die die Steuerzahler bis zu 215 Millionen Franken kosten. Der Bund muss für die Bürgschaften aufkommen, weil die Reeder bankrott sind. Der Aargauer SVP-Nationalrat Ulrich Giezendanner drängt auf eine Aufarbeitung des Debakels und hat eine Interpellation mit scharfen Fragen eingereicht. Und die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrates beschloss am Dienstag, dass sie die Geschichte untersuchen will, wie deren Präsident Alfred Heer (SVP) erklärt.

Achtung, Wohnbauförderung

Die Bürgschaften für die Schweizer Hochseeflotte sind indessen nur die Spitze des Eisberges. In den Büchern der Eidgenossenschaft schlummern noch ganz andere Risiken.

Laut SVP-Finanzpolitiker Thomas Aeschi verwaltet der Bund zurzeit Bürgschaften in der Höhe von 12,4 Milliarden Franken. Tatsächlich gibt es fast keinen Bereich des täglichen Lebens, den der Bund nicht via Bürgschaften fördert – zum Beispiel sozialen Wohnungsbau, Standortförderung und Regionalpolitik, konzessionierte Transportunternehmen (KTU), Pflichtlagerhaltung, die Berghilfe oder Innovationsparks.

Das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) von Doris Leuthard hat Bürgschaften über 4,7 Milliarden Franken am Laufen. Dabei betragen die beanspruchten Bürgschaften der Transportunternehmen, die vom Bundesamt für Verkehr gemanagt werden, allein 4,699 Milliarden Franken. Bisher musste der Bund hier keine Bürgschaften einlösen. Das Risiko wird als gering eingestuft. Auch das Bundesamt für Umwelt gibt finanzielle Garantien ab. Gemäss CO₂-Gesetz werden vom Ertrag der CO₂-Abgabe pro Jahr maximal 25 Millionen Franken dem Technologiefonds zur Finanzierung von Bürgschaften zugeführt. Bisher sind 31 Bürgschaften im Umfang von 35 Millionen Franken gewährt worden. In einem Fall musste ein Abschreiber von 1,4 Millionen Franken hingenommen werden.

Bürgschaften von 4,5 Milliarden Franken verwaltet das Wirtschafts- und Bildungsdepartement (WBF) von Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP). Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Nationalrat Hans-Ulrich Bigler (FDP), ist sonst ein



Verpflichtungen bis 2032: Schweizer Frachtschiff «St. Cergue».

scharfer Hund, wenn es um Subventionen geht. Und Bürgschaften sind in Biglers Augen Subventionen. Der Zürcher drückt hier aber gerne zuweilen ein Auge zu, weil «diese Bürgschaften im Rahmen von Standortförderung durchaus Sinn machten», so der Gewerbeverbandsdirektor gegenüber der *Weltwoche*.

Aber es gibt Bürgschaften und Bürgschaften. Thomas Aeschi findet es jedenfalls bedenklich, dass man jetzt gerade die Bundesdarlehen für den sozialen Wohnungsbau aufstocken will,

Allein bei den Bürgschaften des Wirtschaftsdepartements hat der Bund Verluste von 790 Millionen erlitten.

nachdem man bei der Hochseeschiffahrt 215 Millionen Franken hat abschreiben müssen. Die SVP lehne darum den Bundesbeschluss über einen Rahmenkredit zugunsten des gemeinnützigen Wohnungsbaus entschieden ab. Eine aktuelle Info-Notiz aus dem Departement von Schneider-Ammann verdeutlicht das Pro-

blem. Demnach stellt der Bereich Wohnbauförderung mit einem Bürgschaftsvolumen von 3,1 Milliarden Franken das grösste Risiko der vom Wirtschaftsdepartement eingegangenen Verpflichtungen dar.

Das WBF schreibt dazu, die Honorierung einzelner Kredite könne «nie ausgeschlossen» werden. Das Risiko sei aber gering. «Grössere Verluste würden voraussetzen, dass auch die übrigen Liegenschaftswerte bis gegen 50 Prozent einbrechen, was nur im Rahmen einer Wirtschaftskrise mit grossen Verwerfungen möglich erscheint», heisst es.

Allerdings war die Wohnbauförderung in der Vergangenheit wiederholt mit Pleiten konfrontiert. Seit 1975 musste der Bund insgesamt für rund 490 Millionen Franken geradestehen. Ein Teil davon betraf auch Liegenschaften der bundeseigenen Sapomp Wohnbau AG, einer Auffangeinrichtung für geförderte Liegenschaften. Diese geriet in den 1990er Jahren in finanzielle Schwierigkeiten.

Ein anderer Bereich, in dem Bürgschaften zum Tragen kommen, ist die Finanzierung

der Pflichtlager, also die Haltung von Notvorräten für Krisenzeiten. Die dafür total verbürgte Summe beträgt 318 Millionen Franken. Das WBF schätzt es «als wahrscheinlich» ein, dass der Bund im einen oder anderen Fall für die Kredite der Pflichtlagerhalter gerade stehen muss, stuft die Auswirkungen aufgrund der hohen Sicherheit jedoch als moderat ein. Die Lager sind fast abgeschrieben. Ein Beispiel: 2012 wurde über einen grossen Pflichtlagerhalter mit rund 20 Millionen Franken Bundesgarantien Nachlassstundung eröffnet. Der effektive Marktwert belief sich dann auf 200 Millionen Franken. Der Verkaufserlös reichte also bei weitem zur Tilgung der Garantieverpflichtung. Eher gering sind deshalb auch die bisher erlittenen Verluste: 2001 musste der Bund bei den Pflichtlagergarantien Verluste in Höhe von 70 000 Franken hinnehmen.

Der Bund hilft hoffnungsvollen Unternehmen auch bei der Aufnahme von Bankdarlehen. Die gegenwärtigen Verbindlichkeiten im Falle eines Konkurses belaufen sich auf 158 Millionen Franken. Die Bürgschaften sind bisher im Einzelfall auf eine halbe Million Franken beschränkt. Seit 2007 sind dem Bund Verluste in Höhe von 32,5 Millionen Franken entstanden. Trotzdem hat das Parlament im Frühjahr 2016 gegen den Willen Schneider-Ammanns eine Motion von FDP-Ständerat Raphaël Comte angenommen. Dieser verlangt eine Erhöhung der Bürgschaften pro Einzelfall von 0,5 Millionen auf eine Million Franken.

Alle Bürgschaften überprüfen

Im Berggebiet fördert der Bund speziell Klein- und mittlere Betriebe mit Bürgschaften. Seit 1977 betrug das Gesamtvolumen insgesamt 445 Millionen Franken. In 228 Fällen ging es schief, 53,2 Millionen Franken gingen dabei den Bach runter. Derzeit werden noch Bürgschaften zugunsten der Berghilfe in Höhe von 2,86 Millionen Franken verwaltet. Dieses Instrument soll allerdings aufgehoben werden.

Der Bund unterstützt neu auch Innovationsvorhaben. Geplant sind Garantien für insgesamt 350 Millionen Franken. Zurzeit sind gegen 150 Millionen davon bereits freigegeben.

Auch die Hochseeschifffahrt bleibt aktuell. Diese Bürgschaften belaufen sich nämlich auf insgesamt 793 Millionen Franken. Es werden hier zwar keine neuen Verpflichtungen mehr eingegangen, aber die bisherigen laufen noch bis 2032.

Fazit: Allein bei den Bürgschaften, die das Wirtschaftsdepartement in den letzten Jahren und Jahrzehnten eingegangen ist, hat der Bund Verluste von über 790 Millionen Franken erlitten. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann will nun bis Herbst alle bestehenden Bürgschaften minuziös überprüfen und dem Parlament dazu einen Bericht aushändigen. ○

Justiz

Geheimdeal um lebenslänglich

Die Genfer Staatsanwaltschaft bot dem vermeintlichen Massenmörder Erwin Sperisen einen Geheimdeal an: fünf Jahre Gefängnis, wenn er irgendein Geständnis ablege und andere beschuldige.

Seit fast fünf Jahren schmort Erwin Sperisen in Genf ohne rechtsgültiges Urteil in Untersuchungshaft. Der Verdacht: Als Polizeichef von Guatemala soll Sperisen 2006 ein Gefängnismassaker befohlen haben. Bisher blockte der für den Fall zuständige Staatsanwalt Yves Bertossa jeden Kontakt des prominenten Untersuchungshäftlings mit den Medien ab. Dem Magazin *L'illustré* ist es nun erstmals gelungen, den Bann zu brechen und Sperisen im Hochsicherheitstrakt von Champ-Dollon zu befragen.

Im Interview erzählt Sperisen, wie er nach seinem Rücktritt als Polizeichef 2007 von den allmächtigen Drogenkartellen bedroht wurde. Zuerst schickte er seine Familie in die USA, dann in die Schweiz, die Heimat seiner Vorfahren. Schliesslich liess sich die Familie in Genf nieder, wo Sperisens Vater bis heute als Botschafter von Guatemala bei der Uno tätig ist. Selber reiste er erst später nach.



Yves Bertossa.

Linke Drittweltisten erheben Anklage

Bereits 2009 nahmen linke Genfer Drittweltorganisationen, sogenannte NGOs, Erwin Sperisen wegen angeblicher Polizeiübergriffe im fernen Guatemala ins Visier. Dieser meldete sich umgehend bei der Genfer Staatsanwaltschaft und beteuerte seine Unschuld. Als Doppelbürger konnte Sperisen nicht ausgeliefert werden, trotzdem sicherte er seine Kooperation zu. Der damalige Generalstaatsanwalt Daniel Zapelli winkte ab. Doch 2011 wurde Zapelli aus dem Amt gemobbt, während Yves Bertossa zum Ersten Staatsanwalt befördert wurde. Zusammen mit der NGO Trial wollte Bertossa am Fall Sperisen ein Exempel statuieren und der Welt zeigen, wie man Justiz macht.

Ein Jahr später stöberte Trial – vom Kanton Genf gesponsert – den in Guatemala verurteilten französischen Mörder Philippe Biret auf. Dieser behauptete, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Sperisen Häftlinge erschossen habe. Aufgrund dieser Behauptung liess Bertossa im August 2012 Sperisen verhaften. Allerdings zeigte sich spätestens bei der zweiten Einvernahme, dass Birets Beschuldigungen voller Widersprüche waren. Vieles weist darauf hin, dass sich der Mörder mit den Falschanschuldigungen gegen Sperisen in Guatemala die Freiheit erkaufte hatte. Das würde zur ganzen Untersuchung passen.

Die guatemaltekische Sonderkommission (Cicig), die das Gefängnismassaker untersuchte, setzte hemmungslos auf sogenannte Kronzeugendeals. Verdächtige, die einen anderen Verdächtigen, am besten einen Vorgesetzten, als Drahtzieher beschuldigten, kamen straffrei weg. Das Resultat war ein heilloses Chaos an wilden Anschuldigungen. Doch für die Cicig war von Anfang an klar: Schuldig waren die politischen Vorgesetzten. Polizeichef Sperisen soll sich mit seinem Stellvertreter Javier Figueroa und dem damaligen Innenminister Carlos Vielmann zu einem Mordkomplott verschworen haben.

Vielmann und Figueroa, die sich ebenfalls ins Ausland abgesetzt hatten, wurden in der Zwischenzeit in Spanien und Österreich freigesprochen (Letzterer bekam sogar politisches Asyl). Die Cicig-Ermittlerin Gisele Rivera, die das Kronzeugenchaos mit angerichtet hatte, wurde inzwischen in Guatemala selber zur Verhaftung ausgeschrieben, weil sie Zeugen genötigt und zu falschen Anschuldigungen gedrängt haben soll.

Doch die Genfer interessierte das nicht. Bertossa hielt an seiner Verschwörungstheorie fest. Und er hatte damit bei den Genfer Gerichten bislang Erfolg. Im Juli 2015 verurteilte das Obergericht Sperisen wegen eines Mordkomplotts mit den (im Ausland freigesprochenen) vermeintlichen Mitverschwörern Vielmann und Figueroa zu «lebenslänglich». Der Fall liegt nun seit bald zwei Jahren am Bundesgericht.

Strafjustiz als Pokerspiel

Nun enthüllt Erwin Sperisen im Interview mit *L'illustré* Prozessinterna, welche nahelegen: Bertossa selber glaubte nicht an seine Mordtheorie. Im Januar 2013 schlug er Sperisen nämlich einen Geheimdeal vor: Wenn dieser sich in irgendeinem Nebenpunkt für schuldig erkläre und andere belaste, begnüge er sich mit fünf Jahren Gefängnis. In drei Jahren würde Sperisen in diesem Fall bei guter Führung freikommen – sonst müsse er mit «lebenslänglich» rechnen. Sperisen lehnte ab.

Die Justiz als Pokerspiel? Das «abgekürzte Verfahren» erlaubt solche erpresserischen Geheimdeals. Die Verteidiger von Erwin Sperisen bestätigten auf Anfrage der *Weltwoche* das indezente Angebot von Yves Bertossa. Der Genfer Staatsanwalt selber wollte dazu keine Stellung nehmen. *Alex Baur*

Sommaruga als Spekulationsobjekt

In den von Simonetta Sommaruga geführten Bundesämtern herrscht Unruhe. Viele Mitarbeiter hoffen, dass die Justizministerin das Departement wechselt.

Von Hubert Mooser



«Mit grosser Überzeugung»: Bundesrätin Sommaruga, GLP-Nationalrat Flach.

Wenn SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga dieser Tage vor Leuten auftritt, findet sie meistens auch eine Gelegenheit, die Selbstbestimmungsinitiative der SVP schlechtzureden. Die Vorlage stelle die Bundesverfassung über das Völkerrecht und entspreche damit dem Prinzip «Switzerland first», mahnte sie kürzlich vor Vertretern der Handelskammer Deutschland-Schweiz. Diesmal will sie es besser machen als während der Kampagne zur Masseneinwanderungsinitiative. Diese endete für Sommaruga in einer bitteren Abstimmungsniederlage.

Wird die Debatte über die Selbstbestimmungsinitiative zur Abschiedsvorstellung von Simonetta Sommaruga als Justizministerin? Im engen Umfeld des Bundesratskollegiums will man es nicht ausschliessen, dass die SP-Bundesrätin gerne eine Ehrenrunde als Schweizer Aussenministerin drehen würde – dies, weil sie in der EU-Politik so energisch mitmischt. Von Sommaruga sei bekannt, dass sie gerne ins EDA ginge, auch wenn sie das nicht an die grosse Glocke hänge, spekulierte kürzlich die *Berner Zeitung*. Doch was ist an den Gerüchten über einen Wechsel tatsächlich dran?

«Luftschloss»

Der grünliberale Aargauer Nationalrat Beat Flach hat bei ihren Auftritten in der Rechtskommission des Nationalrates nicht den Eindruck

gewonnen, dass Bundesrätin Sommaruga das Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) loswerden wolle. «Sie vertritt ihre Dossiers immer mit grosser Überzeugung», sagt Flach. Der Berner SP-Ständerat Hans Stöckli, ein Mann mit gutem Draht zur SP-Bundesrätin, bezeichnet die Diskussionen über einen bevorstehenden Wechsel ins Aussendepartement als Luftschloss. «Die SP ist nicht interessiert am EDA», betont Stöckli. Wenn Sommaruga einen Wechsel anstrebe, dann nur zugunsten des Wirtschaftsdepartements oder des Infrastrukturdepartements (Uvek).

Gerade der Fall um den ehemaligen Innenminister Gambias, Ousman Sonko, der in der Schweiz um Asyl nachsuchte, habe aufgezeigt, so SVP-Nationalrat Gregor Rutz, dass die Abläufe im EJPD überhaupt nicht klappten. Es mangle an Führung. Ousman hatte im November 2016 in der Schweiz ein Asylgesuch gestellt. Erst nach der Anzeige einer Nichtregierungsorganisation eröffnete die Berner Generalstaatsanwaltschaft ein Strafverfahren wegen Verdachtsaufverbrechen gegen die Menschlichkeit. Nach einer politischen Kontroverse über die Abläufe bei den Asyl- und Strafverfolgungsbehörden übernahm die Bundesanwaltschaft schliesslich das laufende Verfahren.

Gewisse Führungsmängel in der obersten Etage des EJPD offenbart auch der Pfusch, den das Bundesamt für Justiz bei der Reform des

Erbrechts ablieferte. Der Tenor der Rechtsexperten in der Vernehmlassung lautet: Der Vorschlag sei unvollständig und konzeptlos, theoretisch wie praktisch untauglich, redaktionell mangelhaft, widersprüchlich, und er greife wesentliche Probleme aus der Praxis nicht auf. So abgekanzelt werden Bundesratsmitglieder selten.

Die schärfsten Sommaruga-Kritiker sitzen indes im eigenen Haus – im Bundesamt für Polizei, kurz Fedpol. Mit der Nominierung der umstrittenen Bernerin Nicoletta della Valle als Amtschefin habe die Departementschefin keine glückliche Hand bewiesen, heisst es amtsintern. Della Valle ist für viele im Fedpol ein rotes Tuch. Sie krepelte den Laden komplett um, trieb viele altgediente und bewährte Mitarbeiter aus dem Amt. Das lähmt bis heute die Behörde, die sich die Terrorbekämpfung auf die Fahne geschrieben hat. Pikantes Detail: Der kurzzeitige Chef der Bundeskriminalpolizei, René Wohlhauser, hat vor bald zwei Jahren das Fedpol verlassen, aber Sommaruga und della Valle haben immer noch keinen Nachfolger gefunden. Kritisiert wird ferner, Sommaruga führe einen Feldzug gegen alle Internetnutzer. Die geplante Änderung bei der Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs sieht eine konsequente Registrierung von WLAN-Nutzern vor. Auch in der Asylpolitik klappt vieles nicht, obwohl Simonetta Somma-

Die schärfsten Kritiker sitzen im eigenen Haus – im Bundesamt für Polizei.

ruga das Gegenteil predigt. Der neueste, noch nicht veröffentlichte Bericht zu Schengen/Dublin spricht Bände. Das sogenannte Dublin-Abkommen sagt, dass Flüchtlinge in jenem EU-Land Asyl beantragen müssen, in welchem sie zuerst europäischen Boden betreten. Stellen sie in einem anderen Land ein weiteres Gesuch, können Asylsuchende in das Erstaufnahmeland zurückgeschoben werden. Laut dem neuesten Bericht geschieht dies in der Schweiz nur in einem Drittel aller Fälle. Vor sechs Jahren wurde noch die Hälfte aller Dublin-Fälle ins Erstaufnahmeland zurückgebracht.

Damit schliesst sich der Bogen zur Selbstbestimmungsinitiative: Mit der Vorlage könnten Verträge, die gut tönen, aber nichts bringen und viel kosten, in Zukunft vermieden werden. Darunter fällt etwa das Schengen/Dublin-Konstrukt. ○

Ehrenrettung der Fritteuse

Frittiertes ist zum Inbegriff des Junk-Foods geworden. Zu Unrecht! Kunstfertig zubereitet, verspricht es himmlischen Genuss.

Von Andreas Honegger

Bei gewissen Lokalen oder Take-aways brümpfen viele Leute die Nase, und sie tun dies gewissermassen gleich zweimal: zum einen über die Luft, die erfüllt ist vom unangenehmen Ölgeruch der Fritteuse, zum zweiten, weil diesem Instrument der Nahrungszubereitung ein proletarisches Odium anhaftet. In der zeitgemäss eleganten und gesunden Küche hat die Fritteuse, der Inbegriff von ungesundem Junk-Food, nichts mehr verloren. Wirklich?

Wenn man genauer hinsieht, passiert in einem chinesischen Wok oder bei der Zubereitung einer mediterranen *sofrito*, wenn Zwiebeln und Knoblauch im Olivenöl angebraten werden, nichts anderes: Speisen werden im heissen Öl gegart. Und einen besseren Duft kann die Küche kaum bieten.

Tief im Herzen empfinden wir zudem alle eine heisse Liebe zu den frittierten Dingen. Sie vereinen das Beste, was die Küche zu bieten hat: einen hinreissenden Geschmack und eine knusprige Konsistenz. Bei jedem Aperitif gehen die in einem Mantel aus Panade frittierten Crevetten am schnellsten weg.

Und es sind nicht nur die Kinder, die glänzende Augen bekommen, wenn knusprige Pommes frites, Pommes allumettes oder Pommes-Chips aufgetragen werden. Je feiner geschnitten, desto grösser wird die Oberfläche, der wir das knusprige Feeling und den hinreissenden Geschmack verdanken.

Wenn jemand behauptet, die Franzosen hätten die Pommes frites erfunden, graben die Belgier sofort ihr Kriegsbeil aus und verteidigen ihr Erstgeburtsrecht in Sachen Pommes. So sind denn auch die *moules-frites* keine frittierten Muscheln, sondern Muscheln mit Fritten, eine über Jahrzehnte erprobte Kombination.

Die fünf häufigsten Fehler

Es ist Zeit, den frittierten Dingen wieder den ihnen zustehenden Platz im Pantheon der göttlichen Speisen einzuräumen. Denn es ist nie das Frittiertgut, das uns olfaktorisch abschreckt, sondern das abgestandene Öl. Hier haben selbst renommierte Lokale in der Vergangenheit oft schwer gesündigt oder am falschen Ort gespart. Wir sind schon stundenlang gefahren, um an einem See im

schweizerischen Mittelland frittierte Fische zu geniessen, aber schon auf dem Parkplatz vor dem Haus hat uns der Duft des schlechten Öls zum sofortigen Durchstarten veranlasst.

Fehler 1: Wie kann ein Koch so dumm sein, das Frittiertöl nicht automatisch und in jedem Fall rechtzeitig zu wechseln? Zu lange verwendetes Frittiertöl gehört zu den Dauerbrennern bei der Restaurantkontrolle der Gesundheitsinspektorate.

Fehler 2: Beim Frittieren spielt die Temperatur des Öls eine entscheidende Rolle. Es muss heiss sein, bis knapp an den Rauch-

Der Koch muss ebenso viel Sorgfalt darauf verwenden wie für die Rezepte der Haute Cuisine.

punkt (je nach Öl 200 bis 230 Grad), aber es darf nie überhitzt sein. Temperaturen von 150 bis 175 Grad bringen eine trocken-knusprige Konsistenz und das perfekte Aroma. Man darf aber nie zu viel aufs Mal einfüllen, sonst sinkt die Temperatur des Öls und das Frittiertgut wird vom Fett durchtränkt und

pampig. Es geht nicht ohne Frittierthermometer. Vor einigen Jahren waren die Acrylamid-Bildungen in der Fritteuse ein Top-Thema in den Medien, wodurch die Aufmerksamkeit auf die Frittiertemperaturen gelenkt wurde.

Fehler 3: Pommes frites sollten nicht in einem Gang frittiert werden, sondern in zwei Anläufen mit unterschiedlichen Temperaturen: Man gart die Kartoffeln bei 140 Grad und lässt sie viel Feuchtigkeit verlieren, dann kühlt man sie ab und bräunt sie in einem zweiten Durchgang leicht bei 175 Grad. Zudem muss man sie abtropfen lassen und auf Küchenpapier ausbreiten. Auch vor dem Frittieren sollten die Produkte an der Oberfläche absolut trocken sein!

Fehler 4: Man kann nicht im gleichen Öl Pommes, Fische und Apfelkühlein frittieren. Die Produkte hinterlassen ihren Geschmack im Öl.

Fehler 5: Frittiertes muss sofort serviert werden. Man kann es nicht warm halten. Ein Deckel über dem Teller oder der Platte lässt sofort den Dampf kondensieren, und mit der Knusprigkeit ist es vorbei. Gute Fischrestaurants frittieren für einen zweiten Service immer nochmals frisch.

Frittieren ist, wie man sieht, eine Kunst. Wenn sie gelingen soll, muss der Koch ebenso viel oder noch mehr Sorgfalt darauf verwenden wie für die elaborierten Rezepte der Haute Cuisine. Da der professionelle Koch sein Handwerk kennen und beherrschen sollte, geniessen man Frittiertes am besten ausser Haus. Fondue bourguignonne, Rindsfiletstücke am Tisch im Öl gegart, ist hervorragend, aber ohne Abzug in den eigenen vier Wänden nicht zu empfehlen. Bei Pommes-Chips und *Fasnachtschüechli* sind die Produkte der Industrie denen der Privaten in der Regel überlegen, da die präzisen Abläufe immer genauerer Kontrolle unterliegen.

Es gibt heute als Alternativen auch die Heissluftfritteuse ohne Öl oder die Ofen-Frites, die ohne Fritteuse auskommen. Aber meine Überzeugung ist klar. Keine Kompromisse: lieber weniger oft Frittiertes, aber dann richtig aus der Fritteuse, mit frischem, gutem Öl zubereitet.

Dann, wenn man die Kunst des Frittierens beherrscht, kann man mit gutem Gewissen diese schmackhaften Speisen geniessen. Man kann es sich leisten: ein ausgebackenes Wiener schnitzel, ein Backhendl, gebackene Crevetten, Egli, frittiertes Hecht, Zander, oder gar Fish and Chips und – wenn man es denn mag – auch Süsses: *Schänkeli*, ausgebackene Kühlein, Krapfen, Berliner oder *Öpfelchüechli*.



Am besten ausser Haus.

Was die Tessiner wollen

Mehr Selbstbestimmung, weniger Bevormundung: Eigentlich sind die Bedürfnisse der Südschweizer klar. Nur die eigene Elite hat das noch nicht begriffen.

Von Omar Gisler

Hermann Hesse, Erich Maria Remarque, Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Max Frisch: Die Liste der deutschsprachigen Literaten, die im Tessin Inspiration fanden, ist lang und prominent bestückt. Weniger bekannt ist Plinio Martini, der mit der 1970 erschienenen Erzählung «Nicht Anfang und nicht Ende» einen der «erstaunlichsten Romane verfasste, die in der Schweiz je geschrieben wurden», wie die NZZ lobt. Darin vergleicht der Lehrer aus Caviglioglio im Maggiatal seinen Heimatkanton, der im Norden von den Alpen und im Süden von Italien eingegrenzt ist, mit «einem Käse, der keine Luft hat und Würmer bekommt». Die Würmer sind für Martini «die Advokaten, die Ratsherren, die Laufjungen der Ratsherren, die Laufjungen der Laufjungen und dahinter die Parteibonzen».

Diesem Establishment sagte die Lega dei Ticinesi den Kampf an, als sie 1991 die politische Bühne enterte und sich für mehr Selbstbestimmung respektive weniger Bevormundung durch die «Landfogti» aus Bern starkzumachen begann. «Padroni in casa nostra» (Herr im eigenen Haus), lautet seither das Motto. Sosehr die Lega auf der Alpennordseite als politische Folklore belächelt wird, so sehr vertritt sie im Tessin die Anliegen des Volkes. Kaum eine grosse Abstimmung, bei der sie auf der Verliererseite stand. Tatsächlich sagten die Tessiner nein zum EWR, nein zum Uno-Beitritt, nein zu Schengen, nein zur Personenfreizügigkeit, nein zur EU-Beitritts-Initiative, nein zu den bilateralen Verträgen, nein zur EU-Ostmilliarde. Doch sie sind keine Neinsager aus Prinzip. Der Masseneinwanderungsinitiative stimmten sie deutlich zu – 68 Prozent waren dafür.

Torpedos in Bern

Die Tragödie der Tessiner besteht darin, dass ihre Anliegen von ihren bürgerlichen und linken Repräsentanten in Bern systematisch torpediert werden. Jüngstes Beispiel: Als Abwracker der Masseneinwanderungsinitiative führte Ignazio Cassis, der Bundesratskandidat in spe, den Begriff «Volksvertreter» ad absurdum. Dass nun ausgerechnet der FDP-Fraktionschef die rot-blaue Kantonsflagge in die Landesregierung tragen soll, befeuert den Hang zur Streitsucht, der für das Tessin genau so typisch ist wie Grotto, Risotto und Merlot. Zwar wird die *concordia*, die Eintracht, in der italienischen Version des Schweizerpsalms gleich vier Mal beschworen. Doch das kommt einem Pfeifen im Wald (respektive im Kasta-



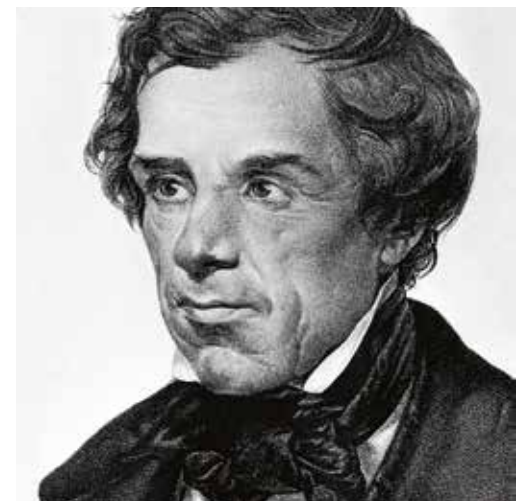
Dringend benötigter Sauerstoff: FDP-Politiker Ignazio Cassis, hier in der Swissminiatur, Melide.

nienhain) gleich. Ein einzig Volk von Brüdern und Schwestern? Nicht die Tessiner!

Selbst Stefano Franscini, der erste Tessiner Bundesrat, der heute als Gründer der Volksschule landauf, landab wie ein Heiliger verehrt wird, schaffte die Wiederwahl in die Landesregierung nur dank der Solidarität der Schaffhauer. Franscini wollte den ständigen Streitereien seiner Landsleute mit der Gründung einer neuen Kantonshauptstadt namens Concordia auf dem Monte Ceneri ein Ende bereiten. Er war mit diesem Vorhaben zum Scheitern verurteilt, denn die Feindseligkeiten unter den Clans haben Wurzeln, die tief ins Mittelalter zurückreichen. Aktenkundig ist etwa die Fehde der Familien Rusca und Busioni. Eine geplatze Hochzeit führte 1390 in Castel San Pietro zu einem Gemetzel mit über hundert Toten – notabene während der Weihnachtsmesse. 1890 wiederum musste der Bundesrat Truppen ins Tessin schicken, die für Ruhe und Ordnung sorgten, nachdem der konservative Staatsrat Luigi Rossi bei einem freisinnigen Putschversuch erschossen worden war.

Machtkämpfe toben auch heute noch – zum Beispiel in der FDP. «Il partitone», die grosse

Partei, die den Kanton jahrzehntelang nach Gutsherrenmanier regierte, hat sich die Flügel selber gestutzt. Seit Finanzdirektorin Marina Masoni 2007 ihren Sitz an Parteikollegin Laura Sadis verloren hat, ist Feuer im Dach. Zwei Legislaturen hielt Sadis durch, ehe sie im Frühjahr 2015, von den Attacken aus dem eigenen Lager zermürbt, kapitulierte. In dieser



Erster Tessiner Bundesrat, Franscini (1848 – 1857).

Zeit musste die irrlichternde FDP einen ihrer beiden Regierungssitze an die Lega abgeben, die damit zur führenden Kraft im Südkanton aufstieg.

Die Sicht der Lega

Man kann von der Lega halten, was man will – eines muss man ihr lassen: Sie nennt Missstände beim Namen, die FDP, CVP oder SP oft nicht wahrhaben wollen. Politisches Kapital schlägt sie vor allem aus dem Druck, den italienische Grenzgänger auf den Arbeitsmarkt ausüben. Ohne Grenzgänger, wohlgemerkt, hätte das Tessin ein Problem. Im Bau- und im Gastgewerbe, im Gesundheitswesen und in der Industrie bilden sie seit je das Rückgrat. Doch zuletzt fassten immer mehr Italiener im Tertiärsektor Fuss, und auch im Bildungswesen geben zunehmend Dozenten aus dem Belpaese den Ton an. Der *Mattino*, das Sprachrohr der Lega, vergleicht die Lage der Einheimischen mit den Indianern, deren Jagdgründe von den weissen Siedlern zerstört wurden. Denn mit einem Bruttomonatslohn von 2500 Franken, mit dem ein Architekturbüro in Lugano seine (italienischen) Angestellten salarisiert, kommt man hierzulande nicht über die

Ein einig Volk von Brüdern und Schwestern? Nicht die Tessiner!

Runden. In «Fallitalia», wie der *Mattino* den «Pleitestaat Italien» nennt, hingegen sehr wohl. Daher erstaunt es nicht, dass die Zahl der Grenzgänger seit Jahren steigt. Waren es um die Jahrtausendwende 26 540 *frontalieri*, so sind es mittlerweile 65 000.

Ob diese offensichtlich ungesunde Entwicklung Fluch oder Segen ist, darüber wird tatsächlich gestritten. Die Arbeitslosenquote liege auf einem historischen Tief von 3,1 Prozent, und auch Wachstum und Steuererträge seien im grünen Bereich, lautet das Mantra von Ökonomen und der Wirtschaftselite. Gerade



Lega-Gründer Giuliano Bignasca, 2000.

für die Unternehmer ist es in der Tat praktisch, wenn sie auf günstige und gleichzeitig hochqualifizierte Arbeitnehmer aus Italien zurückgreifen können. Dass viele Unternehmer dieser Versuchung erlagen, zeigt ein Blick ins Mendrisiotto. In den Gemeinden Stabio, Novazzano und Mendrisio arbeiten mittlerweile mehr Grenzgänger als Einheimische. «Padroni in casa nostra»? Erst nach Feierabend.

Blick nach Norden

Die Vorstellung, dass ein Tessiner Vertreter im Bundesrat dieser Invasion ein Ende bereiten wird, ist ebenso illusorisch wie die Forderung des 2013 verstorbenen Lega-Gründers Giuliano Bignasca, entlang der Grenze eine Mauer zu bauen. Vielversprechender ist der Vorschlag, den achtzehn Grossräte in einer Motion vorbrachten: An den Tessiner Schulen solle der Deutschunterricht forciert werden. Einerseits soll der Kanton damit als Standort für Firmen aus dem Norden attraktiver werden, andererseits, so die Überlegung, sollen sich die Einheimischen durch ihre Kenntnisse der Sprache Goethes von den Grenzgängern abheben, um auf dem Arbeitsmarkt bessere Karten zu haben.

Es ist eine revolutionäre Forderung. Denn seit Napoleon die alte Ordnung zertrümmerte und der Geburt von «Repubblica e Cantone del Ticino» im Jahre 1803 Pate stand, ist Französisch hoch im Kurs. Es ist bis heute die erste (und einzige) Fremdsprache, welche die Tessiner Primarschüler lernen. Mit einer sprachlichen Annäherung an die Deutschschweiz, argumentiert der liberale Grossrat und ETH-Dozent Paolo Pamini, «könnten wir uns auch von unserer falschen Freundin Roman die emanzipieren». Diese besinne sich nur dann auf die Latinität, wenn es ihr in den Kram passe. Etwa wenn es darum geht, welsche Wünsche politisch salonfähig(er) zu machen.

Wie gewinnbringend eine gepflegte Beziehung zu den *confederati* sein kann, zeigte neulich wieder einmal das Filmfestival von Locarno, das Anfang August zum siebzigsten Mal stattfindet. Den Verantwortlichen ist es nicht nur gelungen, von der Post eine Sonderbriefmarke zu ergattern, sie haben den «Pardo» auch auf der neuen Zwanzig-Franken-Note verewigt. Französisch ist am Festival übrigens längst nicht mehr die offizielle Sprache – man hat sich pragmatisch den Bedürfnissen des Publikums angepasst, das zum grossen Teil aus dem Norden stammt. Dank der Neat ist die Anreise kürzer und bequemer denn je. Ist es am Ende der Gotthard-Basistunnel, durch den der Tessiner Käseglocke der dringend benötigte Sauerstoff zugeführt wird?

Omar Gisler arbeitete fünfzehn Jahre als Journalist im Tessin, unter anderem für die Schweizerische Depeschagentur (SDA) und die NZZ.

Offener Brief

Kein Trostpreis

Viele liebäugeln, niemand kandidiert. Will die FDP überhaupt zwei Bundesratssitze?

Liebe Petra Gössi

Was ist nur mit Ihrer Partei los? Vor drei Wochen hat Bundesrat Didier Burkhalter zu unser aller Verblüffung angekündigt, er habe Lust, etwas anderes zu machen. Für die von Ihnen präsidierte FDP eröffnet sich damit die



FDP-Chefin Gössi.

Chance, ihre wägstgen Köpfe ins beste Licht zurücken. Doch in der Deutschschweiz werden weisse Fahnen gehisst. Tessiner Papabili (Ignazio Cassis, Laura Sadis) denken immerhin über eine Kandidatur nach. In der Westschweiz wird geliebäugelt (Isabelle Moret, Jacqueline de

Quattro, Pierre Maudet, Christian Lüscher). Wir konstatieren: Niemand in Ihrer Partei hat Lust auf das Bundesratsamt.

Das ist, liebe Frau Präsidentin, etwas penibel. Die FDP regiert die Schweiz seit 1848 mit. Ihre Partei steht überdies für Wettbewerb. Folgerichtig müssten Ihnen Kandidatinnen und Kandidaten aus allen Landesteilen die Bude einrennen. Sie aber haben das Terrain unnötig eingengt. Ihre faktische Ausgrenzung der Deutschschweiz erinnert an parteitaktische Planwirtschaft, nicht an Wettbewerb.

Weil Ihre besten Rösser im Stall scharren, aber nicht starten, verliert die FDP schleichend die Deutungshoheit über ihr Profil. Die Konkurrenz übernimmt. Auf Burkhalter soll eine Persönlichkeit folgen, die fremde Richter ins Pfefferland wünscht (SVP). Sie soll das Rahmenabkommen mit der EU mehrheitsfähig umgestalten (CVP). Sie darf die Rentenreform nicht bekämpfen (SP). Und eine Frau müsse es sein (Grüne).

Sie werden einwenden, Anmeldeschluss sei erst im August, und die FDP lasse sich nicht vorschreiben, wen sie zu portieren habe. Das ist nicht falsch. Aber man sollte schon spüren, ob die FDP überhaupt noch Lust hat. Ihr einsamer Aktivposten ist zurzeit – kein Witz – Johann Schneider-Ammann. Er kurbelt die Digitalisierung der Eidgenossenschaft an. Zu den Prioritäten möglicher Burkhalter-Nachfolger wissen wir wenig. Genauer: nichts.

Wo bleibt das Herzblut, Frau Gössi? Das Bundesratsamt ist gewiss mehr Bürde als Würde. Aber ein Trostpreis ist es nicht.

René Zeller

Falsche Sicherheit

Das Projekt «Altersvorsorge 2020» ist eine Kampagne zugunsten der Rentenbezüger und gegen die Jungen. Die AHV-Vorlage einfach erklärt.

Von Beat Gygi

Am 24. September kommt es zur Volksabstimmung über die Reform von AHV und beruflicher Vorsorge. Die im März vom Parlament verabschiedete Gesetzesvorlage mit dem Titel «Altersvorsorge 2020» gilt nach den langen Vorarbeiten und intensiven Auseinandersetzungen im Parlament für viele als wichtiger Schritt zur Sicherung der Sozialwerke. Der ersten Säule, der AHV, und der zweiten Säule, der beruflichen Vorsorge mit den Pensionskassen, geht es heute nicht gut. Die 1948 eingerichtete AHV beruht auf einem staatlich organisierten Umlageverfahren, das vergleichbar ist mit einer Art Förderband, welches von den Menschen im Arbeitsleben zu den Rentenbezügern führt. Die Erwerbstätigen und Firmen legen monatlich ihre Beiträge (zurzeit 8,4 Prozent des Lohnes) auf das Förderband, auf diesem werden die Gelder an die Bezüger der Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenrenten weitergeleitet. Ein Viertel der Zuflüsse stammt vom Staat.

Wachsende Defizite

Zur Sicherheit wurde auf halber Strecke ein Reservebecken ins System eingebaut, der AHV-Ausgleichsfonds, der als Zwischenspeicher Schwankungen ausgleichen soll und ungefähr das Volumen eines Jahresabflusses (2016: 42,5 Milliarden Franken) fasst. «Sicherheit» ist allerdings das falsche Wort. Seit 2014 sind die Abflüsse grösser als die Zuflüsse, 2016 betrug das Defizit 767 Millionen Franken, die Tendenz ist steigend. Da es mit der Alterung der Gesellschaft immer weniger Einzahler pro Rentenbezüger gibt und die Lebenserwartung ab Pensionsalter steigt, weitet sich diese Differenz und damit das Defizit aus; wenn es so weitergeht, wird der Behälter gegen 2030 leer sein.

Die zweite Säule umfasst die berufliche Vorsorge, die auf dem Ansparen von Kapital während der Arbeitsjahre beruht und seit 1985 hoheitlich befohlen und geregelt ist. Dabei zahlen Angestellte und Firmen in der Zeit ihrer Erwerbstätigkeit monatlich ihren Beitrag an eine Pensionskasse oder eine Versicherung, die das Geld anhäuft und anlegt. Bildlich gesehen, richtet man im Geldlagerhaus, welches das Zwangssparen verwaltet, für jede Person eine Schublade ein, in die die monatlichen Beiträge gelegt werden. Dieses Geld wird bei der Pensionierung an die Versicherten ausbezahlt, in Form einer monatlichen Rente oder als einmalige Gesamtsumme oder in Teilsommen. In den Schubladen der zweiten Säule liegen mittlerweile rund 750 Milliarden Franken.



Die Abflüsse sind grösser als die Zuflüsse.

Aber auch das täuscht eine falsche Sicherheit vor. Die jungen Leute würden erschrecken, wenn sie ins Geldhaus gingen und sähen, dass in ihren Schubladen weniger Geld liegt, als dort sein sollte. Das hängt damit zusammen, dass der Lagerverwalter den heutigen Rentnern mehr auszahlen muss, als in deren Schubladen liegt. Der heutige Umwandlungssatz von 6,8 Prozent bedeutet, dass das pro Person einbezahlte Geld nach Abzug von Versicherungskosten nach rund 13 Rentenjahren vollständig ausbezahlt ist. Die Lebenserwartung

Ein heute Fünfzigjähriger kann die Jüngeren gut mit über 100 000 Franken belasten.

der 65-Jährigen beträgt heute aber etwa 21 Jahre bei den Männern und 24 Jahre bei den Frauen. Der Lagerverwalter nimmt das fehlende Geld vorläufig aus den Schubladen der Jüngeren, die es noch nicht brauchen.

Welche Abhilfe sieht nun die «Reform» vor, über die am 24. September abgestimmt wird? Erstens wird das Referenzalter für die Pensionie-

rung der Frauen von 64 auf 65 Jahre erhöht und damit dem der Männer angeglichen. Für die tatsächliche Pensionierung gibt es einen Spielraum zwischen 62 und 70 Jahren. Zweitens soll die AHV durch eine Erhöhung der Mehrwertsteuer finanziell gestützt werden. Drittens soll der Umwandlungssatz in der obligatorischen beruflichen Vorsorge von 6,8 auf 6 Prozent gesenkt werden. Damit wird der persönliche Kapitalstock auf 15 statt 13 Jahre verteilt. Von da an gehen die Rentenzahlungen aber wieder auf Kosten der Jüngeren. Ein heute Fünfzigjähriger kann die Jüngeren gut mit über 100 000 Franken belasten.

Von Berset in günstigem Licht dargestellt

Aber für die Pensionäre ist doch eine Rentenreduktion pro Jahr spürbar, und um diese irgendwie wettzumachen, soll die AHV für Neurentner um 70 Franken pro Monat erhöht werden. Diese mit der Giesskanne verteilten 70 Franken geben an der Vorlage am meisten zu reden, denn sie bringen die AHV noch mehr in Schiefelage. Das Departement von Sozialminister Alain Berset stellt die Vorlage naturgemäss in günstigem Licht dar und schreibt dazu: «Die Reform folgt einem gesamtheitlichen Ansatz und stellt die In-

teressen der Versicherten ins Zentrum: Das Rentenniveau der 1. Säule und der obligatorischen beruflichen Vorsorge soll erhalten und die finanzielle Stabilität der beiden Säulen der Altersvorsorge im nächsten Jahrzehnt gesichert werden.»

Mit diesen Sätzen lässt sich praktisch alles sagen, was es zur «Altersvorsorge 2020» zu sagen gibt. Die Formulierungen treffen im Grunde zu – sind aber fast alle doppeldeutig, und bei genauem Hinsehen muss man sie tatsächlich grossenteils anders auslegen, als sie offiziell gemeint sind. Der Reihe nach:

1. «Die Reform folgt einem **gesamtheitlichen Ansatz**» — Tatsächlich zielt das Gesetzespaket auf ein Bündel von Massnahmen und Umverteilungen ab, das breiter ist, als es für eine Reform der AHV und der beruflichen Vorsorge mit ihren Pensionskassen nötig wäre. Man kann es so sagen: Die AHV und die Pensionskassen werden eigentlich nicht gross reformiert und in sich selber stabilisiert. Vielmehr werden diese zwei Säulen der Altersvorsorge weitgehend von aussen her mit neuem Geld versorgt, vor allem durch eine Erhöhung des Zuschusses aus der Mehrwertsteuer, die als fremde Finanzierungsquelle angezapft wird. Ab 2018 sollen jene 0,3 Prozent der Mehrwertsteuer der AHV zugeleitet werden, die bis dahin an die Invalidenversicherung (IV) gehen. 2021 sollen nochmals 0,3 Prozent hinzukommen. Zudem soll der Ertrag aus dem sogenannten Demografieprozent der Mehrwertsteuer künftig ganz an die AHV und nicht mehr teilweise an den Bund gehen. In der Summe erhält die AHV aus dem Mehrwertsteuer-Kanal langfristig gut zwei Milliarden Franken neue Mittel pro Jahr.

2. «Die Reform stellt die **Interessen der Versicherten ins Zentrum**» — Diese Aussage klingt zunächst unverfänglich, ja eigentlich zielgerecht, aber die «Reform» geht auf Kosten anderer Gruppen. Allein schon die Fremdfinanzierung durch die Mehrwertsteuer zeigt, dass das Parlament die Interessen der Versicherten dadurch verfolgt, dass es anderen Gruppen Geld wegnimmt, so den Steuerzahlern und Konsumenten.

3. «Das **Rentenniveau der 1. Säule und der obligatorischen beruflichen Vorsorge soll erhalten werden**» — Dies ist für Bundesrat Berset und das linke Lager ein wichtiger Leitsatz bei der «Altersvorsorge 2020» und ein zentraler Grund dafür, dass keine echten Reformen zustande kommen. Man wollte so offenbar verhindern, dass sich die älteren Generationen gegen die Vorlage aussprechen könnten. Aber diese Vorgabe, dass die jährlichen Renten nicht sinken sollen, verhindert, dass das Rentenalter oder die Verteilung der Renten über die Pensionszeit der gestiegenen Lebenserwartung angepasst werden können.

Die Grundrichtung der «Altersvorsorge 2020» ist damit klar: Die Sozialeinrichtungen werden nicht innerlich saniert, sondern von aussen her gestützt. ○

Erziehung

Hilfe, meine Tochter will sich tätowieren lassen!

Wie hält man seine rebellierenden Kinder davon ab, ins Tattoo-Studio zu rennen? Und was, wenn sie einen trotzdem überlisten? Von Antje Joel

Solange sie nicht auf meinen Kindern sind, habe ich im Grunde nichts gegen Tattoos. Soll sich doch jeder in die Haut piksen lassen, was er will. Im Norden Englands, einer Hochburg tintengeprägter Leichtsinnigkeit, traf ich einen, der hatte sich auf die Innenseiten der Ellbogen Scharniere stechen lassen. Das sah lustig aus, so für zwei Minuten. Um ein Haar hätte ich sogar mal selbst ein Tattoo gehabt. Ich ging zu einem Tätowierer, sah mir über Stunden seine tausend Kataloge voller bunter Bildchen durch, wählte mit grosser Ernsthaftigkeit ein Motiv aus, liess mir einen Termin zum Stechen geben, ging aus dem Laden – und kehrte nie zurück. So muss man's machen.

Ich dachte, so oder so ähnlich würde es auch bei meiner Tochter ausgehen, als sie, gerade fünfzehn geworden, mich erstmals mit dem Wunsch nach einem Tattoo schreckte. Das würde vergehen, na klar, dafür konnte man sorgen. Ich führte ruhige, pädagogisch wertvolle Gesprächsmonologe. Über die Vorurteile gegenüber Tätowierten. Über verringerte Jobchancen. Über das Drama der Unwiderruflichkeit im Allgemeinen und der von Tattoos im Besonderen und die damit verbundene bittere Reue. Ich suchte Bilder heraus von extrablöden Tattoos – Scharniere auf Ellbogeninnenseiten, Tennisschläger auf der Stirn, solche Sachen – und lachte. Mehr laut als herzlich. Meine Tochter rollte mit den Augen und sagte: «Ich bin kein Idiot. Ich will nur ein Tattoo.»

Oberste Regel: Cool bleiben!

Fürs Erste kam sie mit einem Piercing heim. Kleiner Silberknopf über der Oberlippe. Das hatten damals alle – nun leider auch meine Tochter. Sie kam abends rein, und dann gleich, zack, ohne «Hallo», ging sie in ihr Jungmädchenzimmer mit den schwarz gemalten Wänden. Da weiss man als Elternteil: Es droht Ungemach. Und die oberste Regel ist: cool bleiben. Sich nicht das Ruder aus der Hand reissen lassen. Steuerfrau, Steuermann bleiben. Selbstbewusst agieren. Erwachsen eben.

Ich raste also die Treppen hoch, hämmerte gegen die Zimmertür und fiepte atemlos: «Hey, mach mal auf. Bitte.» Und das tat sie dann auch, und da war dann dieses doofe Dings. Und leider erlitt ich einen beklagenswerten Anfall von Uncoolness, in dessen Verlauf ich nach Luft und Worten rang und brüllte: «Wer?», «Wo?» und: «Die Telefonnummer von dem Schwachkopf, auf der Stelle, den bringe ich in den Knast!» Eine gerade mal



Das Kind war kein Kind mehr.

Sechzehnjährige zu durchstechen, ohne Erlaubnis der Erziehungsberechtigten, na, der sollte was erleben!

Er erlebte dann aber nichts, weil meine Tochter, selbst plötzlich jenseits von cool, sich hastig bereit erklärte, das Piercing rauszunehmen. Sie hatte in einem Anfall kleinkrimineller Cleverness einen Kumpel für ihren erziehungs- und unterzeichnungsberechtigten Onkel ausgegeben. Wo ein Wille ist, ist auch bald ein Piercing.

Oder ein Tattoo. Das erste liess sie sich von der Schwester einer Freundin stechen, eine selbstentworfenen Blumenranke, wenige Tage vor ihrem 18. Geburtstag. So eilig hatte sie es, unvernünftig zu sein.

Und ich? Hatte nichts mehr zu sagen. Das Kind war kein Kind mehr. Es hatte das Steuer übernommen, endgültig, irreversibel. Über seinen Körper, sein Leben. Und ich nehme an, das war der eigentliche Grund, warum ich an dem Geburtstag, als sie mir das Dings auf ihrem Bein zeigte, weinte.

Heute, zehn Jahre später, hat sie sieben Tattoos. Und ich kann mich zurücklehnen und beinahe lachen, über mich, die mal glaubte, die Welt ginge unter wegen des bisschen Tinte unter ihrer Haut. War alles Quatsch. Das Leben ging weiter. Meine Tochter arbeitet heute bei einer der grössten Technologiefirmen weltweit. Sie verdient mehr als ich, ihre weiter tattoolose Mutter.

Antje Joel ist Journalistin und Buchautorin. Sie lebt in Irland.

Merkels persönliche Präsidentschaft

Sie gilt als Hort der Stabilität in bedrohlicher Zeit, doch Deutschland hatte noch nie einen so unberechenbaren Regierungschef wie Angela Merkel. Nach der CDU und Deutschland will sie Europa und die Welt auf links umpolen. *Von Josef Schlarmann und Dorian Strologo (Illustration)*



Häufige Wechsel von Positionen und Koalitionen.

Bei der Bundestagswahl 2013 warb Angela Merkel für sich mit dem Satz: «Sie kennen mich!» Sie gewann die Wahl – nicht zuletzt mit üppigen Wahlversprechen. Aber kannten die Wähler Angela Merkel wirklich? Wohl kaum! Die Kanzlerin ist eine verschlossene Politikerin, die über ihr Privatleben nichts und über die eigentlichen Ziele ihrer Politik nur wenig preisgibt.

Die Wähler haben jedoch ein Bild von ihr: das einer uneitlen und fleissigen Politikerin, die klug abwägt und auf die Verlass ist. Ihr Politikstil wird als «pragmatisch» und «ergebnisorientiert» beschrieben. Angeblich denkt Angela Merkel bei ihren Entscheidungen vom Ende her, was man ihr als Physikerin auch gern abnimmt. Deshalb sehen viele in ihr einen «Stabilitätsanker». Das erstaunt, weil die Bundesrepublik noch nie einen Regierungschef gehabt hat, der so flexibel und unberechenbar war wie Angela Merkel.

Der ehemalige Staatssekretär Walther Otremba, ein guter Kenner der Szene, hat den modernen Berufspolitiker so beschrieben: «Früher wollten Politiker und Parteien ihre eigenen Ziele durchsetzen. Dafür wurden Kämpfer an der Spitze gebraucht. Man wollte die Wähler überzeugen. Heute läuft es andersherum. Die Parteien versuchen herauszufinden, was die Mehrheit der Bevölkerung will, um dann diesen Wunsch zu erfüllen. Es werden keine Kämpfer mehr gebraucht, sondern flexible, anpassungsfähige Personen, die nicht auf ihrer Position beharren.» Otremba schreibt weiter: «Jedenfalls gibt niemand mehr sein Amt auf, weil er eine inhaltliche Position nicht durchsetzen kann. Manche Spitzenpolitiker machen Flexibilität ja geradezu zu ihrem Markenzeichen.»

Angela Merkel gehört zweifelsohne zu diesem Politikertyp. Ihre Meisterschaft in Sachen Flexibilität zeigte sie schon im Wahljahr 2005, als sie sich als Bundeskanzlerin einer grossen Koalition flugs von den Beschlüssen des Leipziger Parteitags verabschiedete, die sie selbst initiiert hatte. Zur Erinnerung: 2003 beschloss die CDU auf diesem Parteitag auf Merkmals Vorschlag hin grundsätzliche Reformen im Gesundheits- und Steuerwesen. Sie liess sich als «Reformpolitikerin» feiern und setzte Gerhard Schröder, der gerade die unpopuläre Agenda 2010 ins Werk gesetzt hatte, mit ihren Vorschlägen erheblich unter Druck. Als sie dann jedoch wegen des Wahlergebnisses nur in einer grossen Koalition mit der SPD Bundeskanzlerin werden konnte, verschwand das Leipziger Reformprogramm sofort in der Schublade und wurde klammheimlich «entsorgt». Der Leipziger Reformparteitag ist seitdem in der CDU ein Tabu. Niemand spricht mehr darüber.

Den Ruf des «Stabilitätsankers» verdankt Angela Merkel vor allem den verschiedenen Krisen, mit denen sie als Kanzlerin zu tun hatte. Denn Krisen sind für Politiker eine

«ideale Situation», um daraus politischen Nutzen zu ziehen (Dirk Kurbjuweit). Sie schaffen Ängste und Sorgen, die eine ganz andere Art von Politik möglich machen: frei von den Restriktionen, die Politik in regulären Zeiten so schwerfällig machen. In Krisen schlägt die Stunde der Exekutive, nicht des Parlaments. Der parteipolitische Streit tritt zurück, und die Medien orientieren sich an den als notwendig erachteten Entscheidungen. Denn Not kennt bekanntermassen kein Gebot.

Angela Merkel hat diese politische Chance früh erkannt und sie in der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008/09 sowie in der Euro-Krise 2010 für sich genutzt. Bei den zahllosen europäischen Gipfeln konnte sie immer wieder den Eindruck erwecken, sie habe «die Herrschaft über das Geschehen» (Herfried Münkler). Ihr Bild als Krisen- und Euro-Kanzlerin ist dadurch massgeblich geprägt worden. Die Medien lobten sie wegen ihrer (angeblichen) Führungskraft und Verhandlungskunst. Über Fehler und Pannen wird selten berichtet. Im Mittelpunkt der Berichterstattung aus Brüssel standen deshalb die schnellen Ergebnisse, nicht deren langfristige Folgen und Risiken. Selbst über Verstösse gegen Verträge und Ordnungsprinzipien gingen die Medien grosszügig hinweg.

Dass die Wirklichkeit häufig anders aussah, blieb der deutschen Öffentlichkeit meist verborgen. Ein Beispiel dafür ist der Sondergipfel der EU-Staats- und Regierungschefs vom 7. Mai 2010, der sich mit den Finanznöten

Damit wollte Merkel sagen, dass es zu ihren Entscheidungen keine Alternative gebe.

einiger Euro-Staaten beschäftigte. Der Maastricht-Vertrag hatte dafür klare Regeln: Zwischen Eurostaaten waren Finanzhilfen verboten («no bailout»), ebenso der Ankauf von Staatsanleihen durch die Europäische Zentralbank (EZB). Genau dies forderten aber Frankreich und Italien mit dem Vorschlag, einen europäischen Rettungsschirm einzurichten. Ausserdem bestanden sie darauf, dass die EZB Staatsanleihen ankaufen sollte.

Merkel, die in dieser Situation überfordert und unvorbereitet war, stimmte allen Vorschlägen zu. Damit verzichtete sie auf zwei Grundregeln des Maastricht-Vertrags, die sicherstellen sollten, dass Deutschland nicht für Schulden anderer Euro-Staaten in Haftung genommen werden kann. Darauf hatte Helmut Kohl bei den Vertragsverhandlungen im deutschen Interesse aber bestanden und sich gegen den Widerstand Frankreichs und der Südländer durchsetzen können.

Staatspräsident Nicolas Sarkozy konnte deshalb der französischen Öffentlichkeit nach dem Gipfel mitteilen, dass die gefassten Beschlüsse «zu 85 Prozent auf französische Vor-

stellungen zurückgehen». Entsprechendes konnte die Kanzlerin der deutschen Öffentlichkeit nicht verkünden. Sie begründete den kollektiven Rechtsbruch zum Schaden Deutschlands vor dem Bundestag mit dem Satz: «Scheitert der Euro, dann scheitert Europa.» Damit wollte sie sagen, dass es zu ihren Entscheidungen keine Alternative gebe.

Der Verfasser dieses Artikels hat die Politik der Kanzlerin als Bundesvorsitzender der Mittelstandsvereinigung seit 2005 aus der Nähe erlebt und begleitet. Diese Tätigkeit war nicht konfliktfrei, sondern führte immer wieder zu Auseinandersetzungen mit Merkel und ihrem engeren Führungszirkel. Ein äusserer Grund war ihr autoritärer Führungsstil in der CDU, der andere Meinungen nicht gelten liess. Wer nicht mitging, wurde aussortiert. Da mir dies nicht gefiel, sagte ich der *Süddeutschen Zeitung*: «In der CDU geht es zu wie am Zarenhof, auch Merkel hat ihre Strelitzen.» Diese Bemerkung löste eine Welle der Empörung aus, vor allem im engeren Kreis um Merkel. Sie selbst äusserte sich nicht; ein Bestreiten wäre auch unglaubwürdig gewesen. Denn es war bekannt, dass auf ihrem Schreibtisch das Bild der russischen Zarin Katharina der Grossen (1729–1796) stand, deren Regierungsstil ähnlich rigoros gewesen war.

Der tiefere Grund war jedoch der Linkskurs, den Angela Merkel im Lauf ihrer Kanzlerschaft der CDU diktierte. Ihre Bewunderer nannten das eine «Modernisierung» der Partei, tatsächlich war es eine «Sozialdemokratisierung», deren Folgen bis heute gravierend sind: Rechts von der CDU entstand als neue Partei die Alternative für Deutschland (AfD), was alle Vorgänger Merkmals im Parteivorsitz erfolgreich hatten verhindern können. Ausserdem veränderte sich innerhalb der CDU das Verhältnis zur sozialen Marktwirtschaft dramatisch, seit Angela Merkel den Parteivorsitz übernahm.

Der «Primat der Politik» stellt eine der Maximen dar, auf die sich Merkel immer wieder berufen hat. Schon dies zeigt, dass sie zum Verhältnis von Staat und Wirtschaft keine liberalen Vorstellungen hat. Ihr wirtschaftspolitisches Denken und Handeln beschränkt sich nicht auf Ordnungspolitik, sondern sieht auch die Lenkung von Wirtschaftsprozessen bis hin zur Transformation ganzer Wirtschaftsbereiche vor.

Die soziale Marktwirtschaft ist dabei von zwei Seiten unter Druck geraten: Die Sozialpolitiker kritisieren, dass in einer auf Leistung und Wettbewerb beruhenden Wirtschaft die soziale Gerechtigkeit und auch die internationale Solidarität unter die Räder kommen. Sie verlangen mehr Sozialleistungen und bessere Schutzgesetze, womit sie sich auch weitgehend durchsetzen konnten. Zugleich wirft eine wachsende Gruppe von Ökologen und Weltverbessern



Ideologische Grundlagen: Wilhelm I., um 1871 ...



... deutsche Truppen in Paris, 1940 ...



... Flüchtlinge in Bayern, 2017.

Geschichte

Verspäteter Hegemon

Deutschland hat Europa stets mit überholten Ideologien dominiert – jedes Mal mit katastrophalen Folgen. Auch diesmal?

Von David Engels

Die altbewährte Gewohnheit, Deutschland als bedrohliche Hegemonialmacht Europas zu kritisieren, ist in den letzten Jahren wieder überall auf dem Kontinent auf dem Vormarsch. Nicht zu Unrecht, wie man leider sagen muss, doch darum soll es in den folgenden Überlegungen nicht gehen. Uns soll vielmehr der Eindruck interessieren, dass Deutschland gewissermassen ein Problemkind der abendländischen Geschichte ist, denn wenn auch deutsche Geschichte immer europäische Geschichte war, so kann vom Gegenteil noch lange nicht die Rede sein.

Dazu gehört die Feststellung, dass das Prinzip, in dessen Namen der deutsche Staat den Nachbarn seine Fürsorglichkeit angedeihen lässt, sich trotz allen (meist beträchtlichen) Erfindungsreichtums und Idealismus regelmässig in seltsamem Rückstand zu jenen Zuständen und Ideen befindet, die im übrigen Europa als aktuell gelten; eine kuriose Unzeitgemässheit, die schon zur Genüge von Goethe, Nietzsche oder Thomas Mann für das 19. und 20. Jahrhundert festgestellt wurde, offensichtlich aber auch heute immer noch gültig scheint.

Werte und Ideen

Ein kurzer Blick auf die Geschichte mag meine Argumentation verdeutlichen. Ob es nun 1870 war, als der verspätete Nationalstaat Deutschland von einem völkischen

Überschwang bewegt wurde, der anderswo längst überholt war, oder 1914, als es um den imperialen Ausbau jenes Platzes an der Sonne ging, den andere Staaten schon als Auslaufmodell erkannt hatten, oder 1939, als eine Orgie rassistischen Superioritätsgefühls den Kontinent in Schutt und Asche legte, das in Grossbritannien mit Cecil Rhodes und in Frankreich mit der Dreyfus-Affäre bereits zu Grabe getragen worden war – immer verteidigte die Grossmacht im Herzen Europas Werte und Ideen, die nur noch bedingt dem jeweiligen Zeitgeist entsprachen und die, nachdem Deutschland als letzte Nation Europas hiervon ergriffen worden war, von der Bühne der Geschichte verschwanden.

Wie steht es nun heute? Auch heute stützt Deutschland, wenn auch zunehmend isoliert, seine wachsende Dominanz über den europäischen Kontinent auf ideologische Grundlagen, die historisch als zutiefst fragwürdig zu gelten begonnen haben.

Wir sehen in Deutschland den stärksten Verfechter eines multikulturellen Gesellschaftsmodells, das den alten Traum des amerikanischen *melting pots* und der englischen Commonwealth-Gesellschaft auf die gänzlich andere Situation des europäischen 21. Jahrhunderts zu übertragen sucht.

Wir sehen ein Deutschland, das verzweifelt an der Doktrin des neoliberalen Kapitalismus, mitsamt Austerität und Finanzmarktderegulierung festhält, obwohl dieser bereits in den 1930er Jahren gescheitert ist.

Wir sehen ein Deutschland, das ein zunehmend wirklichkeitsfremdes Ideal politischer Korrektheit mitsamt Ansätzen zu Medienzensur, Militärsäuberung und Bruch europäischen Rechts vertritt, wie es ansonsten in der westlichen Welt zuletzt nur aus der McCarthy-Zeit bekannt war.

Und wir sehen ein Deutschland, das sich zwar oberflächlich zum europäischen Gedanken bekennt, den Aufbau gesamteuropäischer demokratischer und solidarischer Institutionen aber ablehnt, obwohl in der modernen Weltpolitik nur Grossraumstaaten wie die USA, China, Russland und in gewissem Mass Indien und Brasilien eine Zukunft haben.

Was besagt nun die offensichtliche deutsche Unzeitgemässheit über die geschichtlichen Perspektiven, die sich aus der gegenwärtigen Situation ergeben? Zwei Schlussfolgerungen drängen sich auf, die eine beängstigend, die andere hoffnungsvoll. Beängstigend ist es, kaum verkennen zu können, dass noch jedes Mal der Versuch deutscher Hegemonie über den Kontinent, ob er nun, wie 1870, gelang oder, wie 1914 und 1939, scheiterte, in schwerwiegende welthistorische Verwerfungen mündete. Hoffnungsvoll stimmt es einen, abzusehen, dass die im heutigen Europa dominierenden Paradigmen, gerade weil sie nachdrücklich von Deutschland vertreten werden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bald in der Besenammer der Geschichte verschwinden dürften. Aber wird die Zukunft daher rosiger sein?

David Engels ist Inhaber des Lehrstuhls für Römische Geschichte an der Université libre de Bruxelles. Bekannt wurde er durch sein Buch «Auf dem Weg ins Imperium», in dem er die heutige Krise des Westens mit dem Untergang der Römischen Republik vergleicht.

der Wirtschaft vor, sie kümmere sich nicht oder zu wenig um Umweltschutz, Ressourcenschonung und die Schöpfung. Auch hier ist der populäre Ruf nach dem Staat unüberhörbar, dem Angela Merkel gern gefolgt ist.

Es ist der «ökologische Wohlfahrtsstaat», der als Programm das politische Handeln von Angela Merkel bestimmt hat. Diese Politik kann sich einer breiten Zustimmung sicher sein, weil sie sich um soziale Gerechtigkeit ebenso zu kümmern scheint wie um Umwelt und Schöpfung. Dabei geht es Merkel längst nicht mehr nur um Deutschland, sondern ihr Blick richtet sich zunehmend auf Europa und die Welt im Ganzen, die nach ihrer Auffassung neu geordnet und gestaltet werden müssen. Es ist diese globale Sichtweise, aus der sich auch ihre Klima- und Flüchtlingspolitik erklärt.

In der Klimapolitik hat Angela Merkel die Katastrophe im Kernkraftwerk Fukushima am 11. März 2011 genutzt, um Nägel mit Köpfen zu machen. Buchstäblich über Nacht ordnete sie an, dass alle Kernkraftwerke stillzulegen seien, die alten Meiler sofort und der Rest bis 2020. Kurz zuvor hatte die Bundesregierung die Laufzeiten für Kernkraftwerke mit der Begründung verlängert, die Entwicklung erneuerbarer Energien sei noch nicht weit genug, um die Kernkraft zu ersetzen. Nun plötzlich war dies möglich und noch viel mehr: Mit dem Klimaschutzplan 2050 hat sich die Bundesregierung darauf festgelegt, in den nächsten Jahrzehnten auch die Gas- und Kohlekraftwerke stillzulegen und die Stromerzeugung nahezu vollständig auf Wind und Sonne umzustellen.

Diese Energiewende ist ein Grosseperiment, das nicht nur die Elektrizitätserzeugung, sondern auch den Verkehrssektor und die Wärmeengewinnung betrifft. Der die Regierung beratende Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen schlägt dazu eine «Grosse Transformation der Gesellschaft» vor, die mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts vergleichbar sein soll. Alles in der Gesellschaft soll sich verändern müssen, «nicht nur Produktions- und Konsumgewohnheiten, sondern auch Anreizsysteme, Institutionen, normative Maximen und Wissenschaftsdisziplinen». Diese Transformation muss nach Auffassung des Beirats in den kommenden zwanzig Jahren stattfinden, weil die Klimaänderung nicht warte. Sie erfordere bewusste Planung und den «gestaltenden Staat». Notfalls müsste sie auch gegen demokratische Mehrheiten durchgesetzt werden.

Die Energiewende ist ein politisches Projekt, mit dem die Ende der neunziger Jahre begonnene Liberalisierung des Strommarkts beendet und die Energiewirtschaft in ein planwirtschaftliches System überführt wird. Die Bundesregierung hat die direkten Kosten dieses Projekts vor einigen Jahren auf 980 Milliarden

Euro geschätzt. Der Energiekonzern RWE hielt diese Schätzung für viel zu niedrig und errechnete Kosten von zirka drei Billionen Euro, mit denen die Stromkunden, Verkehrsteilnehmer und Hausbesitzer rechnen müssen.

Inzwischen teilt die Energiewende das Schicksal aller Systeme staatlicher Wirtschaftsplanung: Sie werden immer komplexer, unübersichtlicher und widersprüchlicher. Für den Strommarkt gelten drei unterschiedliche Regelwerke: Marktregeln für die herkömmlichen Energien (Kohle, Gas und Kernenergie), das Erneuerbare-Energien-Gesetz mit vielen Privilegien für den Ökostrom (Wind und Sonne) und das Ausschreibungsmodell für grössere Ökoanlagen. Durchsichtig im Sinn von Markttransparenz ist der Strommarkt nicht mehr. All die Umlagen, Beihilfen, Befreiungen und Privilegien für unzählige Arten und Unterarten von Stromerzeugern überfordern nicht nur die beste Bürokratie, sondern zerstören auch die Funktionsfähigkeit des Strommarkts. Verständlicherweise ist deshalb kein anderes Land dem deutschen Beispiel gefolgt.

In der Nacht zum 5. September 2015 öffnete Angela Merkel die deutsche Grenze für Flüchtlinge aus Österreich, angeblich aus «humanitären Gründen». Weil diese Entscheidung gegen die Dublin-Regeln versties, sollte es sich um eine Ausnahme handeln. Die «Politik der offenen Grenze» dauerte aber sechs Monate, weil sich die Kanzlerin weigerte, eine von der Bundespolizei vorbereitete Grenzschiessung durchführen zu lassen. Der Flüchtlingsstrom kam deshalb erst mit der Schliessung der Balkanroute zum Erliegen.

Es war diese Art von «Willkommenskultur», die das Bild von Angela Merkel ins Wanken

gebracht hat: das Bild einer Kanzlerin mit «Bodenhaftung» und «Durchsetzungskraft». Plötzlich gab es Widerstand gegen ihre einsamen Beschlüsse und politischen Alleingänge. Ihr wurde vorgeworfen, dass sie einem moralischen Impuls gefolgt war, ohne die Folgen zu bedenken: die begrenzten Unterbringungsmöglichkeiten, die Gefahr für die innere Sicherheit und die mangelhafte Integrationsfähigkeit der Migranten. Merkel rechtfertigte sich damit, dass «das Grundrecht auf Asyl keine Obergrenze kennt», und ermunterte die Deutschen: «Wir schaffen das!»

In der Flüchtlingskrise zeigte Angela Merkel besonders deutlich, dass sie nicht in nationalen, sondern in europäischen und globalen Kategorien denkt. Sie teilt solches Denken mit vielen linksliberalen Politikern, die der Meinung sind, dass nationalstaatliches Denken weitgehend der Vergangenheit angehört und die europäischen Staaten mehr oder weniger gezwungen sind, sich zu einer «immer engeren Union der Völker Europas» zusammenzuschliessen, wenn sie nicht bedeutungslos werden wollen. Prominente Politiker wie Oskar Lafontaine und Joschka Fischer sprechen in diesem Zusammenhang von «postnationalen Konstellationen», die alternativlos seien.

Für den Historiker Heinrich August Winkler sind solche Ideen unpolitisch und unhistorisch. Für ihn ist die Existenz von Nationen gerade das Besondere an Europa: «Die Vielfalt der Nationen ist eines der wichtigsten Merkmale Europas. Folglich kann es nicht das Ziel der Europäischen Union sein, die Nationen zu überwinden. Sie kann sie nur überwölben.» Für Winkler sind es nicht die supranationalen Institutionen, sondern die gemeinsamen Werte, insbesondere die «politische Kultur des Westens», die Europa zusammenhalten.

Am Ende ihrer dritten Amtsperiode hinterlässt Angela Merkel den Deutschen eine Reihe schwerwiegender Probleme. Sie hat jedoch im Lauf ihrer Regierungsjahre das Amt der Bundeskanzlerin mit einer planvollen PR-Strategie zu einer Art persönlicher Präsidentschaft ausbauen können. Dies half ihr, politische Versäumnisse und Fehlleistungen von sich fernzuhalten und die Legitimationslücke zu füllen, die durch den häufigen Wechsel von Positionen und Koalitionen entstanden ist.

Im September wird sich Angela Merkel um die Wiederwahl bewerben und diese voraussichtlich gewinnen. Hat sie aber noch die Kraft und die Möglichkeit, die begonnenen Projekte in der Endphase ihrer Kanzlerschaft zu einem guten Ende zu bringen? Kaum, denn den Zenit ihrer Macht hat sie überschritten.

Josef Schlarmann ist einer der schärfsten innerparteilichen Kritiker Angela Merkels und hat als Vorsitzender der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der CDU von 2005 bis 2013 die Politik der Kanzlerin im Bundesvorstand aus nächster Nähe verfolgt. Im Olzog-Verlag ist von ihm das Buch «Angela Merkel aus der Nähe» erschienen.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Die Jungfrau

Art Furrer, Hotelkönig

Meine Ehefrau Gerlinde und ich verbringen den Sommer in unserer wunderbaren Schweizer Bergwelt. Das Bergsteigen ist unser grosses Hobby – und das Traumziel des Sommers der Gipfel der Jungfrau. 1966 war dies der erste Viertausender, den wir gemeinsam bestiegen haben. Es war quasi die Hauptprobe für unsere Ehe. Denn wer als Seilschaft im hochalpinen Raum unterwegs ist, muss sich vorbehaltlos vertrauen können. Das Resultat des Tests war höchst zufriedenstellend – auch langfristig. 51 Jahre später sind wir noch immer glücklich verheiratet.



Good News aus Afrika

Afrika hat dasselbe Potenzial wie Asien. Man muss nur endlich damit aufhören, die Afrikaner als unmündige Hilfsempfänger zu behandeln.

Von Volker Seitz

Der kenianische Schriftsteller Meja Mwangi schreibt in seinem gerade auf Deutsch erschienenen Buch «Warten auf Tusker»: «Kibogoyo hatte zu oft erlebt, wie viele Hilfsgelder in fehlgeplanten Projekten versickerten, die besser nie das Licht der Welt erblickt hätten. Er hatte erlebt, mit wie viel Trara ähnliche Projekte aus der Taufe gehoben worden waren, dann dahinsiechten und schliesslich starben, noch bevor jemand überhaupt begreifen konnte, für wen oder was die Projekte eigentlich gedacht waren. Fehlschläge waren konsequenter Bestandteil von durch Geberländer finanzierten Projekten und zuweilen sogar beabsichtigt.»

Ich würde Meja Mwangi gerne widersprechen, aber das Armenhaus Afrika ist seit fünfzig Jahren ein Versuchslabor der Betreuungsindustrie. Noch immer werden in Afrika die Ziele der Entwicklungshilfe meist von den Gebern gesetzt, und die Afrikaner bleiben Zuschauer. Viele Afrikaner sehen mittlerweile westliche «Hilfe» als militanten Egoismus.

Finanzielle Hilfen im Rahmen der Entwicklungshilfe können nur greifen, wenn bestimmte Voraussetzungen gegeben sind. Es bedarf einer verlässlichen Regierungsführung, die nicht korrupt ist, die Zusagen einhält, die im Rohstoffsektor transparent ist, bei der es keine illegalen Finanzflüsse gibt.

Projekte ersetzen keine Strukturen

Afrikanische Intellektuelle wie Themba Sono, Wole Soyinka, Andrew Mwemba oder George Ayittey sind überzeugt, dass Wohlstand nicht durch milde Gaben entsteht, sondern durch unternehmerische Kreativität, Arbeit, Innovation – und durch gute staatliche Rahmenbedingungen.

«Gut gemeint» ist bekanntlich meist das Gegenteil von «gut gemacht». Die Betroffenen werden selbst nicht gefragt, wie sie zur Entwicklungshilfe stehen und was ihnen ihrer Meinung nach helfen könnte. Afrikaner als Mündel zu betrachten, ist die unausgesprochene Geschäftsgrundlage der allermeisten «Projekte». Einzelne Hilfsprojekte mögen sinnvoll sein. Aber Projekte ersetzen keine Strukturen.

Die Liste der Kritiker klassischer Entwicklungshilfe ist in den letzten Jahren ständig länger geworden. So schrieb die Journalistin Andrea Böhm, die früher einmal für die linke *Taz* gearbeitet hatte, in der *Zeit*: «Warum ist es für die Bonos und Madonnas – und damit auch

für die westliche Öffentlichkeit – immer noch so verdammt schwer, selbständig handelnde Menschen in afrikanischen Ländern zur Kenntnis zu nehmen? Es geht ja nicht darum, deren oft existenzielle Probleme zu leugnen. Es geht darum, dass dortige Akteure sehr wohl in der Lage sind, diese Probleme selbst darzulegen.»

Eine erfolgreiche Entwicklung ist das Ergebnis von Eigenverantwortung. Man weiss inzwischen, dass die Welt nur wenig tun kann, diese von aussen zu beeinflussen. «Hilfe ist wie Erdöl, sie erlaubt mächtigen Eliten, öffentliche Einnahmen zu veruntreuen», schrieb der Ökonom Paul Collier von der Universität Oxford. Entwicklungsökonom Axel Dreher (Universität Heidelberg) fordert rea-

Afrika muss sich, wie Asien und Lateinamerika, sein Leben selbst verdienen.

listische und konkrete Ziele: «Man könnte sich zum Beispiel vornehmen, Malaria auszurotten. Daran könnte man sich messen lassen. Das wäre mehr als Symbolpolitik.»

Ein Thema ist aus der Diskussion völlig verschwunden, ja wird geradezu tabuisiert: das Bevölkerungswachstum. Afrikanische Regierungen müssen zu einer realistischen Bevölkerungspolitik gedrängt werden, indem man Hilfsgelder an entsprechende Zusagen koppelt. Sonst droht noch mehr Menschen ein Leben in Armut. Allein in Nigeria werden jedes Jahr mehr Kinder geboren als in der gesamten EU. Kein Arbeitsmarkt der Welt kann solche Mengen auffangen.

Mit dem soeben vorgelegten deutschen «Marshallplan» freilich wird Tatkraft nur simuliert: In den weitaus meisten Ländern Afrikas fehlen sowohl die politischen als auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen für solch ein Programm. Die «Compact with Africa»-Initiative (CWA) zur Förderung von privaten Investitionen und Investitionen in Infrastruktur könnte Entwicklungsprozesse unterstützen. Aber diese sind nur erfolgreich, wenn länderspezifische Entwicklungsstrategien erarbeitet werden und man Investitionen in die Bildung zum integralen Bestandteil der Vereinbarungen macht.

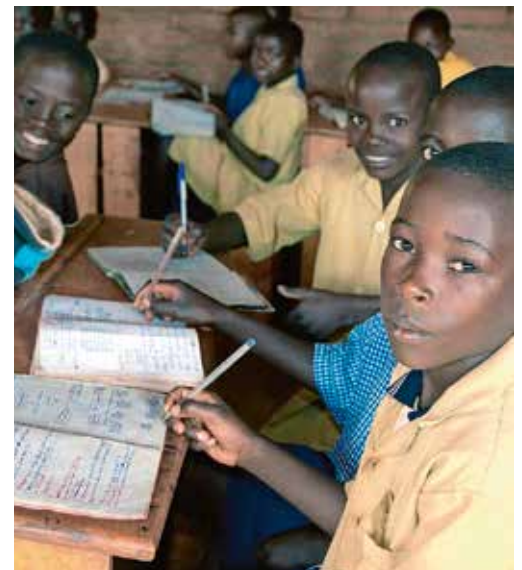
In Asien war die Armut einst noch viel grösser als in Afrika. Aber dort haben sich die Menschen mit Ehrgeiz aus ihr herausge-

arbeitet. Das ist auch in Afrika möglich. Der Kontinent ist reich an Ressourcen und Bodenschätzen. Afrika muss sich, wie Asien und Lateinamerika, sein Leben selbst verdienen, durch die Produktion von Gütern, die auf dem Weltmarkt verkauft werden können. Das können die Länder Afrikas mit ihren kreativen, gewitzten, überaus sprachbegabten und lebensbejahenden Bevölkerungen durchaus bewerkstelligen. Innovative und zukunftsweisende Start-ups, die auch Arbeitsplätze schaffen, gibt es vor allem in Kenia, Nigeria, Senegal, Ghana, Ruanda und Südafrika.

«Standortvorteil nicht genutzt»

Afrika träumt von einer Entwicklung, wie die erfolgreichen Tigerstaaten Asiens sie erlebt haben. Diese haben meist ohne Hilfe gleichzeitig in Bildung und in einfache Arbeitsplätze investiert. So fanden viele junge Menschen einfache Jobs. Da wurden T-Shirts genäht, Elektrogeräte oder Schuhe gefertigt. Durch bessere Bildung und Familienplanung gab es später kleinere und gut ausgebildete Jahrgänge. Afrika hingegen liefert immer noch vor allem billige Rohstoffe an den Rest der Welt. Selbst die «traditionellen afrikanischen» Stoffe stammen vorwiegend aus Asien.

Der innerafrikanische Handel ist gering. «Die Fragmentierung des afrikanischen Marktes schreckt Investoren ab und bremst das Wachstum. Der grosse Standortvorteil, billige Arbeitskräfte, wird nicht genutzt», sagt die Ökonomin Tapiwa Mhute vom Capacity Africa



Lichtblick und Vorzeigebispiel: Schule in Ruanda.



Gewitzte und lebensbejahende Bevölkerung: Strassenszene in Accra, Ghana.

Institute (CAI) in Pretoria. Es gibt enorme Mängel bei Bildung, Energie, Infrastruktur, und die hohen Geburtenzahlen gefährden – wie schon gesagt – ohnehin jede Entwicklung.

Entwicklungshilfe soll die Menschen zur Selbsthilfe befähigen und weder Eigenverantwortung noch Eigenanstrengung ersetzen. Das Prinzip sieht vor, dass die Hilfe nur in einem begrenzten zeitlichen Umfang erfolgen darf. Sie ist nur dann erfolgreich, wenn die Helfer sich so bald wie möglich zurückziehen können.

Seit Jahren eilen wir Menschen zu Hilfe, die sich selbst helfen könnten. Dadurch wird das Gegenteil dessen bewirkt, was beabsichtigt ist: Abhängigkeit von Hilfe statt Unabhängigkeit. Es wird oft gegen das Prinzip verstossen, externe Fachkräfte nur dann einzusetzen, wenn es die benötigten Praktiker im betreffenden Land nicht gibt. Helfende Agenturen, private oder staatliche, dürfen keine Aufgaben übernehmen, die vom Entwicklungsland selbst erfüllt werden können.

Erfreuliches aus Ruanda

Ruanda erhält, wie viele andere afrikanische Staaten, Budgethilfe der internationalen Gebergemeinschaft. Im Fiskaljahr 2016/17 sind das etwa vierzig Prozent des nationalen Jahres-

haushalts. Aber Ruandas Regierung ist bekannt für verantwortliche Mittelverwendung, Wirtschaftsreformen und Armutsbekämpfung.

Das Land ist ein rarer Lichtblick und Vorzeigebispiel in Afrika. Gute Regierungsführung hat sich zum Nutzen der Bevölkerung ausgezahlt. Die Wirtschaft der jungen Nation boomt, und die Lebenserwartung hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten verdoppelt. Der Anteil der Bevölkerung, der unterhalb der Armutsgrenze lebt, konnte in fünf Jahren um 12 Prozentpunkte auf 45 Prozent gesenkt werden. Ruanda hat eine Einschulungsrate von nahezu 100 Prozent. Für Ruander gibt es keinen Anreiz, in unsichere Boote zu steigen und sich Richtung Europa aufzumachen.

Ein Vorbild für gelungene Zusammenarbeit ist der Senior-Experten-Service (SES), in dem sich pensionierte Fach- und Führungskräfte zusammengeschlossen haben, die ehrenamtlich tätig werden. Ich habe in meinem beruflichen Leben in Niger, Benin, Kamerun und der Zentralafrikanischen Republik ihre hervorragende Arbeit kennengelernt. Dieser Dienst hat 1983 seine Tätigkeit aufgenommen und hat lokalen Partnern bei Tausenden Projekten (vorrangig in den Bereichen Berufsbildung, Gesundheitswesen, Wirtschaftsförderung und Landwirtschaft) geholfen. Die Betonung

liegt auf Unterstützung. Die Initiative liegt – anders als in der «Entwicklungshilfeindustrie» – bei den Afrikanern selbst. Hier wird nichts aufgedrängt, weil Mittel abfliessen müssen. Mich hat besonders beeindruckt, dass die erfahrenen Experten sich engagiert mit ihrer Berufserfahrung in Projekte einbrachten – und sich dann nach Weitergabe ihres Fachwissens wieder überflüssig machten.

Es ist erstaunlich, dass diese ehrenamtlichen Helfer in der Öffentlichkeit wenig bekannt sind. Journalisten und sogar Diplomaten in Afrika konnten mir nur in Ausnahmefällen Einschätzungen von Projekten geben. Die waren dann aber alle sehr positiv. Ein ehemaliger Botschafter in Tansania hat mir gerade geschrieben: «Es waren bescheidene und eher zurückhaltende Fachleute, und ich kann mich nicht an einen einzigen Fall erinnern, bei dem es mit dem SES Probleme gegeben hat.»

Volker Seitz war 17 Jahre als deutscher Botschafter in Afrika tätig. Sein Buch «Afrika wird armregiert oder: Wie man Afrika wirklich helfen kann» erschien 2014 bei DTV in 7. überarbeiteter und erweiterter Auflage.

Gegen die Zauderer des Westens

Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei: In diesen Ländern hatten die Sowjets die grössten Probleme. Heute bieten dort beinharte «starke Männer» der EU Paroli. Das ist kein Zufall.

Von Boris Kálnoky

Der jugoslawische Kommunist, Politiker und Schriftsteller Milovan Djilas fragte Stalin einmal, warum die Sowjets gerade in Polen und Ungarn ihre grössten Probleme hätten. «Weil es dort besonders starke aristokratische Traditionen gibt», lautete Stalins überraschende Antwort.

Auch die Tschechoslowakei bereitete den Russen im Prager Frühling 1968 Kopfzerbrechen. Heute bereiten diese Länder der EU die grössten Probleme.

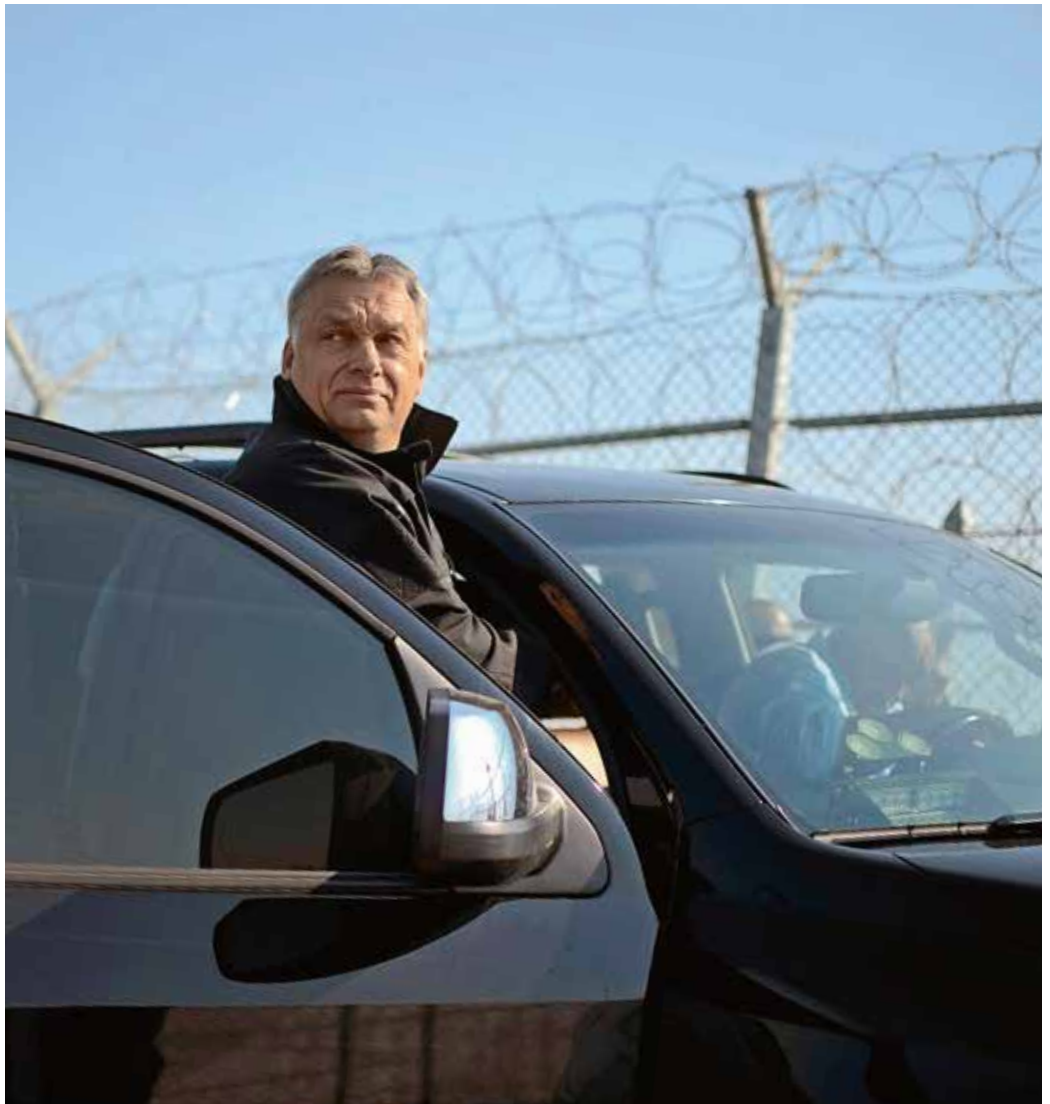
Sie wollen nicht gegängelt werden, nicht von Moskau und nicht von Berlin oder Brüssel. Nirgends in Europa ist das Gespür für drohende Gefahr von aussen schärfer, nirgends der Selbstverteidigungsreflex ausgeprägter. Das ist ein Grund, warum dort «starke Männer» in der Politik gedeihen, die ihren Wählern eines versprechen: Schutz vor radikalen Veränderungen, die aus dem Ausland kommen.

Stalins Bemerkung stimmt insofern, als in diesen Ländern ein waches Geschichtsbewusstsein festzustellen ist, anders als im mental zutiefst ahistorisch gestimmten Westen, und natürlich anders als einst bei den Kommunisten, die sich als Ende der Geschichte verstanden. «Nicht alles, was neu ist, ist auch gut», so denkt man in der Region. Und: Was aus Berlin oder Moskau kommt, sei oft gefährlich.

Jahrzehnte politisch korrekten, kommunistischen Pflichtdenkens haben die Überzeugung hervorgebracht: «Wer konventionell denkt, denkt gar nicht.» Eine weitere Erfahrung der Vergangenheit: Politik kann brutal und gnadenlos sein.

Konfrontation mit den Mächtigen

Und so schätzen die Menschen Politiker, die hart zuschlagen und siegen, die dabei erfrischend gegen den Strom denken und die Dinge beim Namen nennen sowie die Interessen und die Unabhängigkeit des Landes über alles stellen. Die Region hat daher Politikertypen hervorgebracht, wie sie bisher in der EU nicht üblich waren: national gesinnte Vollblut-Alphatiere. Führungspersonlichkeiten, die sich nicht hinter Floskeln und Institutionen verstecken – die bereit sind, rücksichtslos Macht auszuüben, um ihre Überzeugungen durchzusetzen, und die keine Angst haben, auf Konfrontationskurs mit Grösseren und Mächtigeren zu gehen, wenn es um Schicksalsfragen geht. Typen, wie es sie einst auch im Westen gab. Wo sind dort heute die Churchills, Thatchers, de Gaulles?



Selbstverteidigungsreflex: Premierminister Orbán an der bulgarisch-türkischen Grenze, September 2016.

Viktor Orbán in Ungarn ist der Archetyp, der eine ganze Generation von Politikern in Ostmitteleuropa inspiriert: Wie macht er es, was ist sein Geheimnis? Jaroslaw Kaczynski, Chef der

Viktor Orbán ist der Archetyp, der eine ganze Generation von Politikern in Ostmitteleuropa inspiriert.

polnischen Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS), ist die andere herausragende konservative Führungsfigur in der Region. Er nennt Orbán als Vorbild. Es gibt aber zahlreiche andere, links wie rechts. Serbiens nationalkonservativer Präsident Aleksandar Vucic ist nicht viel anders als der sozialdemokratische slowakische Ministerpräsident Robert Fico oder der

konservative bulgarische Premier Bojko Borisow. Sie alle verstehen einander instinktiv. In diese Reihe gehört auch der tschechische Finanzminister Andrej Babis, dessen Anti-Establishment-Bewegung ANO bei den nächsten Wahlen sehr erfolgreich abschneiden dürfte.

Um nachvollziehen zu können, was zum Aufstieg dieser Männer führte, ist es nützlich, Orbáns Werdegang nachzuzeichnen. In einer vom Kommunismus zerstörten Gesellschaft, in der es keine Basis für eine liberale oder bürgerlich-konservative Partei gab, weil die Diktatur diese sozialen Schichten zerstört hatte, schaffte Orbán das Kunststück, zuerst als liberaler und dann als konservativer Politiker die Bühne zu beherrschen. In einer Gesellschaft, in der die Menschen den Staat immer als Feind empfanden und jede Regierung genüsslich

abwählten, ist Orbán seit der Wende der dominante Politiker geblieben.

Er stürmte als Liberaler in die Politik, mit dem Bund Junger Demokraten, der gegenwärtigen Regierungspartei Fidesz – die aber heute durch und durch rechts ist. Ihr Schlachtruf ist und war «Freiheit», aber das bedeutete nach Jahrzehnten sowjetischer Unterdrückung von Anfang an vor allem: Freiheit von Fremdherrschaft. Es ging mehr um die kollektive Freiheit, das Schicksal des Landes selbst zu bestimmen. Deswegen war es gar kein so radikaler Übergang, als er die Partei später auf konservativ umpolte. Er hatte erkannt, dass es keine liberale Mehrheit gab in der Gesellschaft. Es gab auch kaum Rückhalt für bürgerlich-aufgeklärten Konservatismus. Er versuchte es nach 1998 zwar damit als Regierungschef, musste aber Lehrgeld zahlen: 2002 wurde er abgewählt.

Wofür es Rückhalt gab, das war national-konservativer Stolz, gepaart mit einem Erbe der kommunistischen Zeit: dem Verlangen der Menschen nach sozialer Absicherung. Orbán ist sozialpolitisch weiter links stehend, als es die Sozialisten je waren. Kaczynski ebenfalls.

Protektionistischer Merkantilismus

«Nationalstolz und Renten», so könnte man es zusammenfassen. Schutz vor der Profitgier multinationaler Konzerne (die man aber trotzdem braucht und umwirbt). Und vor allem will man keine Migranten, jedenfalls nicht so viele, dass sie die Struktur der Gesellschaft ändern.

Es ist ein Rezept, das alle anwenden, die Orbán nacheifern: mehr Staat, aber genug Markt; traditionelle Werte; harte Interessenpolitik. Und ein Bewusstsein für die eigene Schwäche als kleines Land. Die «grossen Männer» der kleinen Länder Osteuropas suchen Stärke in der Zusammenarbeit. Die Staaten der Visegrad-Gruppe kooperieren immer enger, und die übrigen Ostmitteleuropäer suchen immer mehr deren Nähe. In der Flüchtlingspolitik haben sich die hemdsärmeligen Landesfürsten Mitteleuropas gegen die Zauderer des Westens durchgesetzt, haben die Debatte geprägt und damit ganz Europa geholfen. Auch wirtschaftlich nützt der neue, differenziert protektionistische Merkantilismus den Menschen, mehr Geld bleibt im Land.

Die Kraftmeierei hat aber auch ihre Schattenseiten. Korruption, Seilschaften, Vetternwirtschaft: In der Wendezeit haben es die Postkommunisten vorgemacht, wie wichtig verdeckte Geldreserven sind für die Eroberung und Verteidigung der Macht – und dazu willige Medien und loyale Freunde in allen Schlüsselpositionen des Staates. Osteuropas neue Rechte haben all das studiert, verstanden und perfektioniert. Es sind Dinge, die funktionieren, aber den Menschen weder gefallen noch langfristig nützen. Und das könnte die Mächtigen des Ostens irgendwann dann doch wieder ihre Macht kosten. ○

Politik

Osteuropa freut sich auf Trump

Donald Trump reist zum G-20-Gipfel, aber wichtiger ist für ihn zuvor ein Besuch in Warschau. Dort, nicht in Deutschland, will er Zeichen setzen. *Von Boris Kálnoky*

Ein Tag vor dem G-20-Gipfel in Hamburg macht US-Präsident Donald Trump noch einen Abstecher nach Warschau. Dort, und nicht in Deutschland, will er eine «Schlüsselrede» halten, über deren Inhalt amerikanische Diplomaten im Vorfeld sehr wenig durchblicken liessen. Ort und Zeitpunkt des Auftritts sind aber symbolträchtig genug.

Am selben Tag findet in Warschau ein Treffen der «Drei-Meere-Initiative» (Three Seas Initiative – TSI) statt. In ihr wollen zwölf Länder zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria enger kooperieren. Trumps Besuch wertet das neue Bündnis dieser östlichen EU-Mitglieder auf. Den Kern der Initiative bilden die Visegrad-Staaten Polen, Ungarn, Tschechien und die Slowakei, welche die übrigen EU-Länder der Region um sich scharen. Hinzu kommt Österreich, das bemüht ist, wieder ein mitteleuropäischer Einflussfaktor zu werden wie zu Habsburger Zeiten.

Diese Länder stellen 28 Prozent des Territoriums und 22 Prozent der Bevölkerung der EU und wollen ihr Gewicht bündeln, um innerhalb Europas an Einfluss zu gewinnen: ein östlicher Pol als Gegenmacht zum deutsch-französischen Duo. Man strebt gemeinsame Positionen in den EU-Institutionen an und will Infrastrukturen integrieren, um mehr Nord-Süd-Handel zu ermöglichen. Bisher verlaufen die Verkehrswege in Europa nämlich vor allem von Ost nach West. Die neue Nord-Süd-Achse soll dem wachsenden Osten Europas wirtschaftlich noch mehr Aufschwung geben.

Stärkung europäischer Einheit

Manche Brüsseler Eurokraten sehen darin einen Versuch, innerhalb der EU parallele Strukturen zu schaffen. Trump wolle mit dem Besuch in Warschau, so argwöhnen Brüssel und Berlin, diese Entwicklung fördern, um die EU zu schwächen, ja womöglich zu spalten.

«Trump's Besuch im Rahmen des TSI-Treffens bedeutet eine Stärkung dieses Formats», sagt auch Igor Janke, Chef des konservativen polnischen Think-Tanks Wolnosc. Er sagt, dass Trump den Ausbau der TSI fördern will, damit daraus «ein echtes wirtschaftliches und politisches Instrument wird». Eine Spaltung Europas erblickt Janke darin aber nicht, eher eine Stärkung europäischer Einheit, weil die Osteuropäer ein «Europa der mehreren Geschwindigkeiten» ablehnen,



«Nebulöse» Europastrategie: Präsident Trump.

wie es Bundeskanzlerin Angela Merkel befürwortet. Ein solches Modell, so Janke, würde Europa jedoch wirklich spalten.

«Es geht aber auch darum, zumindest optisch ein Zeichen gegen Russland zu setzen», sagt die konservative polnische Publizistin Aleksandra Rybicka. Trump wird in Hamburg Wladimir Putin treffen, und es wird viel Kritik an Trumps angeblicher Freundlichkeit gegenüber dem Kremlführer geben. «Da ist es zweckmässig, vorher mit dem Polenbesuch zu zeigen, dass die USA russische Einflussversuche in Europa weiter ablehnen», sagt Agoston Mráz vom regierungsnahen ungarischen Think-Tank Nézöpont.

Er sieht die europapolitische Bedeutung des Besuchs übrigens verhaltener als die über den Besuch hocherfreuten Polen: Trumps Europastrategie sei bislang «nebulös». Aber ohne klare Strategie könne es keine Aufwertung Mitteleuropas geben, obwohl ein solcher Schritt sehr zeitgemäss wäre, sagt Mráz.

Trump wird in Polen möglicherweise auch die Nato-Mitglieder aufrufen, sich an Polen ein Beispiel zu nehmen und mehr für die Rüstung auszugeben. Es wird wohl auch um Gas gehen: Um sich unabhängiger zu machen von russischem Erdgas, kaufen die Polen neuerdings amerikanisches Flüssiggas. ○

«Riskantes Spiel»

Der Ökonom und frühere Notenbanker Kurt Schiltknecht hält eine zunehmende Umverteilung in der Euro-Zone für unausweichlich, was die Krise aber nicht lösen wird. Deutschland weicht den entscheidenden Fragen – Schuldenschnitt oder Schulden-Vergemeinschaftung – aus. *Von Beat Gygi*

In der europäischen Politik und an den Finanzmärkten diskutiert man zurzeit leicht nervös die Frage nach möglichen Zinssteigerungen, und viele hoffen, dass das deutsch-französische Gespann Merkel-Macron nun zusätzliche Stabilität in die Währungsunion bringen möge. Erste Andeutungen der deutschen Kanzlerin können als Versprechen einer intensiveren Koordination gedeutet werden. Kurt Schiltknecht, früher im Führungsgremium der Schweizerischen Nationalbank, dann im Finanzsektor und als Professor an der Universität Basel tätig, weist hier darauf hin, dass die Probleme der Euro-Zone viel tiefer gehen, als sie in politischen Debatten erscheinen.

Herr Schiltknecht, die deutsche Kanzlerin Angela Merkel hat als Antwort auf die Appelle des französischen Präsidenten Emmanuel Macron zur Stärkung der EU kürzlich angedeutet, sie könne sich vorstellen, den Posten eines EU-Finanzministers zu schaffen. Was bedeutet das für die Europäische Währungsunion?

Frau Merkel hat ein ausgezeichnetes Sensorium für das Politische, und sie spürt, dass Deutschland innerhalb der Euro-Zone politisch zunehmend unter Druck steht, weil das Land von der gemeinsamen Währung stark profitiert. Aus dieser Sicht muss sie sich überlegen, in welche Richtung sie Zugeständnisse machen will. Die Schaffung eines europäischen Finanzministeriums würde sicher ein gewisses Entgegenkommen bedeuten, aber die konkreten Auswirkungen eines solchen Schritts sind zurzeit schwierig abzuschätzen.

Welche könnten es sein?

Es ist noch völlig offen, welche Kompetenzen ein solcher Finanzminister hätte, unklar ist auch, wie man die Ausgabenentscheide regeln oder europäische Steuern gestalten möchte. Klar ist aus meiner Sicht höchstens, dass die Politik auf diese Weise stärker in Richtung einer Zentralisierung gehen wird. Das ist ja auch die Voraussetzung dafür, dass ein europäisches Währungssystem langfristig funktionieren kann.

Weist das auf ein Zusammenlegen der Staatskassen hin?

Die deutsche Seite steht im Grunde vor der heiklen Frage, ob sie bereit ist, bei hochverschuldeten Ländern auf einen



«Zu Beginn war Deutschland der Verlierer»: Kanzlerin Merkel, Präsident Macron.

Schuldenschnitt hinzuwirken, oder sie lieber die Staatsschulden in Europa vergemeinschaften will, die Last also allen gemeinsam aufbürden. Ich glaube, dass man in Deutschland auf Zeit spielt und die Einsetzung eines europäischen Finanzministers nun als kleineres Übel betrachtet.

Als kleineres Übel im Vergleich womit?

Im Vergleich eben mit einer Vergemeinschaftung der Schulden oder mit einem radikalen Schuldenschnitt, der auf eine massive Abschreibung des Werts von Schulden hinausliefe, bei der Deutschland die grösste Last zu tragen hätte. Wahrscheinlich ist nicht nur bei Griechenland ein Schulden-

schnitt notwendig, sondern auch bei Ländern wie Italien. Von daher befürchten deutsche Politiker, der erste Fall könnte eine Art Kettenreaktion auslösen; deshalb suchen sie nach Auswegen, um einen solchen Prozess nicht in Gang kommen zu lassen.

Mit dem Ja zu einem EU-Finanzminister sucht man also harte Entscheidungen hinauszuzögern?

Die Schaffung eines europäischen Finanzministeriums sehe ich eindeutig als ein Hinausschieben einer klaren Lösung der Euro-Probleme.

Könnte man es nicht als Versuch sehen, die alten Maastricht-Regeln wieder zu stärken

und so eine bessere Überwachung der Schuldenpolitik einzusetzen?

Nach meiner Einschätzung hat man den alten Maastricht-Vertrag mit seinen Verschuldungsgrenzen ad acta gelegt. Man versucht ihn zwar immer wieder ein wenig zu beleben, aber sobald Probleme auftauchen, übertreten die Länder wieder und wieder die Regeln. Bisher hat man die Schuldenprobleme vor allem mit Geld-Drucken entschärft. Das ist kurzfristig immer eine angenehme Lösung, weil auf diese Weise die Wirtschaft weiterlaufen kann und die Regierungen keine Finanzierungsschwierigkeiten spüren. Aber Schuldenprobleme langfristig mit der Notenpresse lösen zu wollen, hat in der Geschichte noch nie zum Erfolg geführt.

Wann wird sich dies zeigen? Wenn die Notenbanken die Zinsen erhöhen müssen?

Bei der hohen Verschuldung der Staaten würden grössere Zinsschritte wie Sprengstoff wirken, weil die Zinszahlungen in die Höhe schnellen würden. Aber zurzeit sind die europäischen Banken noch relativ schwach und in ihren Kreditvergaben eher zurückhaltend, der wirtschaftliche Aufschwung hat wenig Kraft, kurzfristig werden kaum starke Inflationstendenzen aufgenommen. Bis die exzessive Geldpolitik ihre Wirkungen zeitigt, kann es also noch einige Zeit dauern. So lange wird die EZB wohl versuchen, die Zinsen extrem niedrig zu halten und höchstens kleine Zinsschritte zu machen.

Gehört dazu auch, dass die EZB Inflationsanzeichen möglichst kleinredet?

Es ist schwieriger geworden, die Entwicklung der Inflation zu beobachten, weil Verschiebungen in der Wirtschaft die Messung des Preisindex zum Problem machen. Früher war der Anteil der Dienstleistungen am Bruttoinlandprodukt relativ bescheiden, heute ist er grösser als der Anteil der produzierten Güter. Bei Dienstleistungen sind die Produktivitätsfortschritte beträchtlich, aber schwierig messbar, und das reduziert die Aussagekraft des herkömmlichen Preisindex. Die konventionell gemessene Teuerung wird wahrscheinlich unterschätzt. Auf jeden Fall halte ich es für eine unverantwortliche Politik, aufgrund der gegenwärtigen Inflationszahlen die Geldmenge derart stark auszudehnen.

In der Euro-Zone zieht die Konjunktur an. Könnten die Länder durch Wachstum vielleicht doch aus ihren Schuldenproblemen herauskommen?

Theoretisch ist es möglich, Schulden durch höhere Inflationsraten schrumpfen zu lassen, aber das ist ein gefährliches Spiel. Denn wenn die Inflation dann wirk-

lich an Dynamik gewinnt, sind mit der Geldpolitik keine realen Wirkungen mehr auf die Wirtschaft möglich. Aber abgesehen von diesem riskanten Spiel, sehe ich kaum Möglichkeiten, dass die stark verschuldeten Länder ihre Probleme ohne Schuldenschnitt lösen können.

Und was ist mit der Vergemeinschaftung der Schulden in Europa?

Ich erachte es politisch als undenkbar, dass eine deutsche Regierung zum Vergemeinschaften der Schulden Hand bieten wird, das würde im Land einen extrem starken Widerstand auslösen. Meiner Ansicht nach bleibt letztlich praktisch nur der Schuldenschnitt, das ist zwar auch eine Art Vergemeinschaftung von Schulden, aber weniger offensichtlich, als wenn die Länder gemeinsame Anleihen ausgeben würden.

Nochmals zur Idee eines EU-Finanzministers: Würde das deutsche Verfassungsgericht eine derartige Abgabe von Kompetenzen an die EU überhaupt durchgehen lassen?

Es kommen damit natürlich grosse Probleme auf Deutschland zu, aber gleichzeitig muss man sich bewusst sein, dass in einem gemeinsamen Währungsraum grundsätzlich jene Regionen am meisten profitieren, die am besten aufgestellt sind, jene mit Standortvorteilen. In den USA zeigt sich ebenfalls, dass Gebiete mit guten Bedingungen boomen und schlechte Standorte leiden. Die Differenzen im Wirtschaftswachstum innerhalb von Europa werden sich in den nächsten Jahren noch verschärfen. Will man diese mildern, sind finanzpolitische Massnahmen auf EU-Ebene nötig, deshalb wird der Druck auf eine Zentralisierung der Fiskalpolitik nächstens enorm zunehmen.

Das bedeutet Umverteilung auf alle möglichen Arten?

Ja, eine gemeinsame Währung kann ohne Umverteilung zwischen den einzelnen Regionen eigentlich gar nicht funktionieren.

Ist es denn so klar, dass Deutschland vom Euro profitiert?

Bei einer gemeinsamen Währung profitieren die erfolgreichen Standorte meiner Meinung nach stark. Klar, am Anfang lief es in der Euro-Zone anders. Zu Beginn der Währungsunion war Deutschland eigentlich der Verlierer, weil dessen Bonität und Stabilitätspolitik an alle anderen abgegeben wurden. Länder wie Italien, Spanien, Portugal profitierten zuerst von Zinssenkungen, die dann allerdings zu Überhitzungen führten. Sobald sich aber ein System einigermaßen etabliert hat, sind es die gut aufgestellten Regionen, die von der gemeinsamen Währung am meisten Vorteile haben.

Dann wird Deutschland es schwer haben, sich gegen eine EU-weite Umverteilung zu wehren. Es läge ja in seinem Interesse, den Schwächeren unter die Arme zu greifen.

Ich halte das für unausweichlich. Die meisten Länder kennen heute intern eine Umverteilung über das Steuersystem oder andere Mechanismen. Die USA auch, aber eben nicht die EU. Wenn solche Mechanismen im Gebiet einer gemeinsamen Währung fehlen, wird die Entwicklung sehr schwierig.

Welche Leitplanken sind nötig, um die Umverteilung in vernünftigen Grenzen zu halten?

Die Risiken einer übertriebenen Umverteilung sind gross, wenn die Mehrheit der Länder eine schwache Finanzdisziplin hat. Das wussten die Deutschen natürlich damals bei der Einrichtung des Euro. Sie schufen deshalb die Maastricht-Kriterien und glaubten, diese seien hieb- und stichfest. Sie mussten dann die Erfahrung machen, dass dem nicht so war, und sogar sie selber brachen ja den Vertrag. Es ist schwierig, dem Missbrauch in der Umverteilung verlässliche Grenzen zu setzen.

Was heisst das für die Schweiz?

Für die Schweiz ist die Lage insofern schwierig, als Europa ein wichtiger Wirtschaftspartner ist und meiner Ansicht nach noch längere Zeit stark unter seinen Problemen leiden wird. Klar, in den nächsten zwei, drei Jahren erleben wir vielleicht wieder ein anständiges Wirtschaftswachstum, aber langfristig dürfte die Entwicklung in Europa ziemlich gedrückt verlaufen. Die Schweizer Unternehmen sind gut beraten, nicht einfach auf die EU zu fokussieren, sondern sich weltweit zu orientieren.

Erwarten Sie, dass sich die deutsche Regierung nach den Wahlen noch nachgiebiger Umverteilung in der EU zeigen wird?

Ich bin überzeugt, dass man in nächster Zeit viel intensiver

über diese Fragen diskutieren wird, weil von Frankreich her jetzt zunehmend Druck in Richtung Umverteilung gemacht wird. In Deutschland hat man grosses Interesse, Frankreich wieder auf die Beine zu helfen, denn wenn dieses Land weiterhin so schwächelt wie in letzter Zeit, wird das ganze Euro-System mehr und mehr in Frage gestellt. Es besteht weitherum ein grosses Interesse, dass es Frankreich wieder besser geht, und es ist zu erwarten, dass die deutsche Regierung nach den Bundestagswahlen noch mehr Verhandlungsbereitschaft zeigen wird als bisher. ○



Ökonom Schiltknecht.

«Die Schweizer Unternehmen sind gut beraten, nicht auf die EU zu fokussieren.»



Wer sich fortschrittlich fühlen will, stimmt dafür.

Unterwegs zum Regenbogen

Längst gilt Homophobie als eine der schlimmsten Verfehlungen, deren man sich schuldig machen kann. Und wer sich kritisch über die Ehe für alle äussert, gilt gleich als homophob. Dabei gibt es gute Gründe, die Ehe als Verbindung zwischen Mann und Frau zu erhalten. *Von Matthias Matussek*

Dieser Kampf, das wusste die deutsche Kanzlerin Angela Merkel, gehört zu jenen, die heutzutage nicht zu gewinnen sind. Und wenn sie, die sich nun anschickt, ihren dritten Wahlsieg relativ sicher einzufahren, eines hat, dann ist es der Instinkt für den Machterhalt.

Es ist der Kampf um Kernüberzeugungen.

Es ist der Kampf um Ideologie.

Es ist der Kampf um ein Menschenbild.

So ganz nebenbei und doch gezielt, in einem Gespräch mit einer Frauenzeitschrift, räumte sie von sich aus das Schlachtfeld, als sie ihre Widerstände gegen die «Homo-Ehe» oder «Ehe für alle» aufgab, der sich die möglichen künftigen Koalitionspartner schon vor der Wahl verschrieben hatten und die damit das herkömmliche konservative Verständnis von Ehe, als eben einer Verbindung zwischen Mann und Frau mit der Hoffnung auf Kinder, beerdigt hatten.

Das Grundgesetz, so, wie es die Verfassungsväter vor über sechzig Jahren konzipiert hatten,

versprach der Ehe und damit der Familie besonderen Schutz, denn sie wussten, dass diese Familie einer jener elementaren Bausteine ist, auf denen die Gesellschaft gründet.

«Ehe für alle» heisst nun Ehe auch für gleichgeschlechtliche Paare, die sich zwar bisher bereits in eingetragenen Lebenspartnerschaften Treue und Liebe versprechen konnten, diese aber nicht «Ehe» nennen durften. Jetzt dürfen sie.

«Aber ist das die Sache wert gewesen?», frage ich mich als konservativer Katholik? Eine Bastion zu durchlöchern und zu entwerten, die doch vor Gott geschlossen ist und die wir daher als heiliges Sakrament feiern?

Es gibt 38 Millionen Ehen bei uns in Deutschland, rund 0,12 Prozent davon sind eingetragene gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften. In der Schweiz dürfte das Verhältnis ähnlich sein. Wir reden über das Anliegen einer gesellschaftlichen Gruppe im Promille-

bereich – doch über 60 Prozent der Bevölkerung befürworten die Ehe für alle. So gross ist die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Beziehungen. Wer sich fortschrittlich fühlen will – und das tun praktisch alle –, stimmt für die Möglichkeit dieser Beziehungsform. Die Stürmer und Dränger der LGBT-Community rennen offene Türen ein.

Längst ist unsere Gesellschaft unterwegs zum Regenbogen. Schwule Politiker, wie der ehemalige deutsche Aussenminister Guido Westerwelle, nahmen ihre Lebensgefährten wie selbstverständlich auf ihre Auslandstrips mit oder gewannen Wahlen mit nichts anderem als dem Bekenntnis, schwul zu sein – wie der ehemalige Berliner Partybürgermeister Klaus Wowereit.

Aufruf zur Vergewaltigung

Längst gilt Homophobie als eine der schlimmsten Verfehlungen, deren man sich heute schuldig machen kann. Im Europarecht ist sie – un-

ter dem *hate crime*-Paragrafen – strafbar. Demnächst wird auch, so ist zu lesen, die Schweiz diesen Straftatbestand übernehmen.

Ich rezensierte einst eine Talkshow, in der die Teilnehmer nach ihrem bevorzugten Beziehungsmodell befragt wurden. Eine Mutter antwortete: «Vater, Mutter, Kind», und wurde daraufhin von der Moderatorin mahndend gefragt, ob das nicht eine schwulenfeindliche Äusserung sei. Mir war darüber der Kragen geplatzt. Wenn man sich, so empörte ich mich, nicht mal mehr lobend über die Familie äussern kann, sondern ein ausweichendes Sprachspiel

Bisweilen habe ich das Gefühl, als stünde unsere Gattung, besonders bei uns im Westen, im Treibsand.

erfinden muss, um nicht als homophob zu gelten, ist irgendwas kaputt in unserer Gesellschaft. Also schrieb ich polemisch: «Ich bin wohl homophob, und das ist auch gut so!»

Noch nie habe ich einen derartigen Shitstorm erlebt. Merkwürdigerweise haben viele empörte Schwule auf äusserst vulgäre Art den Wunsch geäussert, mit mir Geschlechtsverkehr zu haben, die linke *Taz* rief Männer dazu auf, mich zu vergewaltigen. Ein winziges Randproblem wurde hier zu einem grossen Tabu aufgeblasen, dessen Verletzung die wüstesten Vernichtungsfantasien freisetzte.

Abbrucharbeiten

Ich kann nicht aus meiner Haut. Mir ist das biblische Urbild aus der Genesis, nach dem Gott Mann und Frau schuf, ein Urbild, auf dem Tausende von Generationen ganz selbstverständlich aufbauten, wertvoll. Und ich ärgere mich, wenn ausgerechnet im Lutherjahr eine evangelische Bischöfin ausruft: «Es braucht noch viel theologische Arbeit, um die Bilder auszurotten, dass nach der Bibel Man und Frau füreinander geschaffen sind.» Wer sagt denn, dass wir sie ausrotten müssen?

Luther bestimmt nicht, der baute auf die Schrift, nannte seine Glaubenssäule «sola scriptura». Er dekretierte: «Das Wort aber lasset stahn.» Doch nun gehen seine gendgerechten Nachfolger ans Wort, an die Wurzel, an das den Protestanten bisher so teure Liedgut. In einer bunten «Vielfalt» aufdringlich ausstellender Marktbuden hat sich der Kirchentag unter anderem auf Drängen der Hamburger Gruppe Lesben und Kirche (Luk) an die Abbrucharbeiten gemacht.

Und in unerschütterlicher Verwechslung von biologischem und grammatischem Geschlecht wurde umgedichtet. Zwar lässt die Frau «den lieben Gott» weiterhin walten, aber nur, um im Fortgang «die Allerhöchste» zu preisen. Statt «Lobet den Herrn» heisst es nun «Lobet die Ew'ge». Der Mond geht im Lied von

» Fortsetzung auf Seite 62

Lebensentwürfe

Ehe für wirklich alle

Bald sollen auch in der Schweiz zwei Männer und ebenso zwei Frauen einander heiraten können. Warum nur zwei? Der jetzige Vorschlag geht nicht weit genug. *Von Alan Posener*

Weshalb sollen nicht drei oder vier Männer einander heiraten können? Oder eine Frau und zwei Männer oder zwei Männer und drei Frauen? Für die Monogamie spricht wenig, für die Polygamie viel. Wenn «Familie ist, wo Kinder sind» und «Ehe ist, wo man Verantwortung füreinander übernimmt», dann kann man doch neben Patchwork-Familien auch Patchwork-Ehen haben. Monika schläft nicht mehr mit Sven, weil Aishe besser im Bett ist, Aishe hängt aber noch an Mustafa und findet, dass Sven ein exzellenter Hausmann ist: Warum sollten sie nicht alle heiraten und sich zusammen um die gemeinsamen Kinder kümmern? Diese Woche haben im erzkatholischen Kolumbien drei Männer geheiratet. Ein guter Anfang.

Wischt man christliche Normen als für die staatliche Gesetzgebung irrelevant beiseite, wie es der Deutsche Bundestag diese Woche zu Recht tat, fragt es sich, was denn für die Monogamie spricht. Gut, die Gerechtigkeit: Wenn jeder nur eine oder einen heiraten darf, kriegt – theoretisch – jede einen oder eine ab. In Wirklichkeit ist es anders, wie wir wissen. Die Macht ist ein Aphrodisiakum. Der Reiche bekommt mehr Frauen als der Arme; der Schöne bekommt mehr Männer als der Hässliche, es sei denn, dieser hat Geld und Macht. Das Leben ist unfair. Wir teilen die Güter der Erde im Namen der Freiheit ungleich auf – warum denn nicht die Bett- und Lebenspartner?



Warum sollten sie nicht alle heiraten?

Wie schon Karl Marx und Friedrich Engels im «Kommunistischen Manifest» höhnten: «Übrigens ist nichts lächerlicher als das hochmoralische Entsetzen unserer Bourgeois über die angebliche offizielle Weibergemeinschaft der Kommunisten. Die Kommunisten brauchen die Weibergemeinschaft nicht einzuführen, sie hat fast immer existiert. Unsre Bourgeois, nicht zufrieden damit, dass ihnen die Weiber und Töchter ihrer Proletarier zur Verfügung stehen, von der offiziellen Prostitution gar nicht zu sprechen, finden ein Hauptvergnügen darin, ihre Ehefrauen wechselseitig zu verführen. Die bürgerliche Ehe ist in Wirklichkeit die Gemeinschaft der Ehefrauen. Man könnte höchstens den Kommunisten vorwerfen, dass sie

Lieber offenherzig als heuchlerisch, lieber offen als versteckt, lieber legal als illegal.

anstelle einer heuchlerisch versteckten eine offizielle, offenherzige Weibergemeinschaft einführen wollten.»

An eine offizielle, offenherzige Männergemeinschaft dachten Marx und Engels, die doch etwas prüde waren, zwar nicht, aber der Grundsatz ist richtig: Lieber offenherzig als heuchlerisch, lieber offen als versteckt. Und lieber legal als illegal. Das gilt für Drogen wie für den Sex. Wer das anders sieht, kann ja katholisch oder evangelikalisch oder jüdisch-orthodox oder muslimisch werden; und wer das so sieht, kann trotzdem anders leben, drogenfrei und monogam zum Beispiel, wie der Autor dieser Zeilen.

Wobei, was die Vielweiberei angeht, sind die Muslime schon weiter. Eine der Hauptverlockungen für den Helden in Michel Houellebecqs Roman «Unterwerfung» ist die Aussicht auf mehrere Frauen, wenn er zum Islam konvertiert. Begründet wird das im Roman nicht religiös, sondern darwinistisch: Ein erfolgreicher Mensch – François ist Hochschullehrer – sollte seine überlegenen Gene weitergeben, also möglichst viele Kinder haben. Auch einem Thilo Sarrazin müsste das einleuchten. Der Eugeniker beschwerte sich, dass «die falschen Leute» die

» Fortsetzung auf Seite 62



Das Schlachtfeld geräumt: Kanzlerin Merkel.

sind es. Doch ist das ein Grund, die Natur zu leugnen? Ihre Schaffensprinzipien zu verleugnen? Bei aller politischen Korrektheit: Gleichgeschlechtliche Paare können keine Kinder kriegen. Punkt. Allerdings ist die Medizin so weit fortgeschritten, dass auch das geht, über künstliche Befruchtungen und Leihmutterchaften und andere naturferne Umwege.

Wollen wir das wirklich zur Regel machen? Wollen wir, aus Gründen der Gleichbehandlung der Geschlechter, tatsächlich so tun, als seien Mann und Frau das Gleiche? Und wäre das nicht – im ganz romantischen Sinne – in eine unendliche Retorten-Langeweile führen? Ist unsere Verschiedenheit nicht überhaupt das spannendste Abenteuer, das es geben kann?

Bisweilen habe ich das Gefühl, als stünde unsere Gattung, besonders bei uns im Westen, im Treibsand. In einer Totalauflösung der Kategorien. Wir entfernen uns von uns selber, von unserer *Conditio humana*.

Ehe für alle? Da wir ja neben allen Modernismen auch eine fatale Liebe zu unseren Immigranten aus den arabischen Ländern entwickelt haben – Islamophobie ist nach der Homophobie das zweitgrösste zeitgenössische Tabu –, sollten unsere buntbewegten, regenbogenfarbenen modernen Menschenfreunde nicht vielleicht auch einmal die unter uns lebenden Imame aus dem Nahen Osten fragen, was sie von der gleichgeschlechtlichen Ehe halten?

Oder von der Ehe zwischen drei Männern, wie sie jetzt in Kolumbien legalisiert wurde? Möglicherweise auch, was sie von dem neusten Trend aus Japan halten, der Ehe mit sich selber?

Bei dieser immerhin dürfte sich eine Scheidung als äusserst qualvoll ausnehmen. Da käme dann die verschollene Technik des Harakiri zum Einsatz – wie sonst soll man sich von sich selber trennen? ○

» Fortsetzung von Seite 61
meisten Kinder bekämen: Ausländer und Angehörige des Prekariats nämlich, wodurch sich Deutschland «selbst abschaffe». Würde man jedoch den Besten erlauben, mehrere Frauen zu haben, so wäre es denkbar, dass nicht nur der «türkische Gemüsehändler lauter kleine Kopftuchmädchen produziert», wie Sarrazin klagte, sondern auch – sagen wir – ein Bundesbanker und Bestsellerautor lauter fleissige Intelligenzbestien wie sie selbst.

Darwinistisch dachten auch die Begründer der christlichen Sekte der Mormonen, als sie die Vielweiberei zum Programm erhoben. Man hatte vor, im Wilden Westen ein Paradies zu schaffen; den Strapazen würden viele Frauen erliegen, was, nähme man nur so viele Frauen wie Männer mit, schnell zu einem Männerüberschuss führen würde, mit all seinen negativen Folgen – Alkohol und Gewalt, Eifersucht und Ehrenmord, von einer sinkenden Geburtenrate ganz zu schweigen. Die US-Army machte dem Experiment ein Ende, ohne dessen Sinnhaftigkeit widerlegt zu haben.

Heute sollte nicht nur die Vielweiberei, sondern auch die Vielmännerei erlaubt sein. Viele Frauen heiraten wegen der Sicherheit

Heute sollte nicht nur die Vielweiberei, sondern auch die Vielmännerei erlaubt sein.

und haben wegen des Spasses Affären. Warum sollte man diesen Zustand nicht legalisieren können? Und wenn das nur die eine Folge hätte, dass Mary MacGregors peinlicher Song «Torn Between Two Lovers» nicht mehr im Radio gespielt würde, weil bald niemand mehr begriffe, was denn an einer Frau mit zwei Männern so besonders wäre, hätte sich die Gesetzgebung schon gelohnt.

Aber ernsthaft: Wer glaubt, dass der Staat im Schlaf- und Kinderzimmer nichts zu suchen hat, wie es Liberale tun, muss jenseits von Nützlichkeitsabwägungen eine möglichst freie Ehegesetzgebung befürworten. Für Liberale und echte Konservative ist ja die Familie nicht die «Keimzelle des Staates», wie Totalitäre glauben, sondern die Keimzelle des Widerstands gegen den Staat. Und dieser Widerstand kann viele Formen annehmen. Darum: Ehe für alle.

Alan Posener, 67, wuchs in Kuala Lumpur und Berlin auf und war als Student in kommunistischen Organisationen aktiv. Er ist Kommentator bei der *Welt* und Buchautor. Zuletzt erschien von ihm «Benedikts Kreuzzug: Der Angriff des Vatikans auf die moderne Gesellschaft» (2009).

Matthias Claudius zwar weiterhin auf, doch wenn es dann tröstend heisst: «So legt euch denn, ihr Brüder», wird die Zeile gendergerecht umgebogen zu: «So legt euch Schwestern, Brüder»; und am Ende geht es nicht mehr nur um den «kranken Nachbarn auch», sondern um «alle kranken Menschen auch».

Soeben kehre ich zurück von den Festspielen in Bad Hersfeld, wo Regisseur Dieter Wedel seine beeindruckende «Luther»-Produktion gezeigt hat, ein auf der Open-Air-Bühne vor der Stiftsruine imposantes Zeit-Tableau um den Reformator, das seine glaubensbrennende, aber auch düstere und jüdenverachtende und herrische Prophetenrolle, mit der er donnernd in die Neuzeit eintrat, nicht verschweigt.

Anderntags wurde diskutiert mit Margot Kässmann, der Luther-Botschafterin, über den Glauben und das Luther-Bild. Mich interessierte aber das Menschenbild von heute. «Warum», fragte ich sie, «muss denn daran gerüttelt werden? Warum muss das biblische Bild von Mann und Frau ausgerottet werden?» Leichtthin antwortete sie, dass doch niemand verbiete, dass von Männern und Frauen in der Bibel die Rede sei, womit sie meiner Frage doch allzu behende auswich.

Denn ich wollte wissen, wie sie es mit der Schöpfungsgeschichte hält. Diese bezieht sich auf Mann und Frau, auf dieses Urbild, auf diese Polarität der Schöpfung, ohne die es kein Leben gibt.

Qualvolle Scheidung

Ganz gewiss habe ich keine Vorurteile gegenüber Homosexuellen. Michelangelo, der begnadete Schöpfer der «Pietà», war, wie wir wissen, schwul. Viele Künstler, die ich verehere,

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

San Salvador

Anja Zeidler, Internet-Phänomen

Mein Paradies habe ich vor vier Jahren auf den Bahamas entdeckt: San Salvador! Bei einer Fläche von 94,9 Quadratkilometern hat die Insel nur 930 Einwohner – deshalb liebe ich diesen Ort. Es ist die einsame Insel meiner Träume. Freunde von mir haben dort eine Villa direkt am Wasser.

Wenn ich da bin, liege ich den ganzen Tag nur im Bikini am weissen Strand und lasse mich von den aquamarinfarbenen Wellen umspülen. Ernähren tue ich mich von selbstgefundenen Kokosnüssen und frischen Mangos – viel mehr gibt es da nicht.

Make-up kann man zu Hause lassen, die Delfine interessiert es nicht, wie man aussieht.



Wie flüssig ist das Recht?

Von Thilo Sarrazin — Mit dem Netzwerkdurchsetzungsgesetz sollen soziale Medien verpflichtet werden, Inhalte zu löschen, wenn diese «offensichtlich rechtswidrig» sind. Das weckt unguete Erinnerungen.



Für Gesetzgebung und Justiz im Dritten Reich war neben dem Willen des Führers das «gesunde Volksempfinden» massgebend. Es galt im Strafrecht, im Erbrecht, bei Ansprüchen wegen Schadenersatz. Das Ermessen von Justiz und Verwaltung konnte vorhandenes Recht ergänzen oder auch gültiges Recht obsolet machen. So konnte es geschehen, dass Menschen in «Schutzhaft» genommen wurden (also ins KZ kamen), unmittelbar nachdem sie von einem ordentlichen Gericht freigesprochen worden waren. So konnte es auch geschehen, dass der Staat im November 1938 nach der Reichspogromnacht die Lebensversicherungen der Juden beschlagnahmte und die Versicherungswirtschaft dabei mitwirkte.

Elemente dieses Denkens kehren heute zurück, natürlich aus besten Absichten und getragen vom Drang, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Die Mehrheit der Politiker und Abgeordneten scheint es nicht einmal zu merken. Das wird deutlich an zwei Gesetzen, die der Deutsche Bundestag am 30. Juni in seiner letzten Sitzung vor der Bundestagswahl verabschiedet hat:

— Mit dem Netzwerkdurchsetzungsgesetz sollen soziale Medien wie Facebook oder Twitter verpflichtet werden, Inhalte zu löschen, wenn diese «offensichtlich rechtswidrig» sind. Bundesjustizminister Heiko Maas erklärte dazu, Beleidigungen und «Hass-Posts» seien wahre Eingriffe in die Meinungsfreiheit. Ich fragte mich sogleich, ob dies auch für die Beleidigungen gilt, die ich in den letzten Jahren erfahren hatte und gegen die ich mich, mal erfolgreich und mal erfolglos, presserechtlich zur Wehr setzte. Wenn die *taz*, ein Kommentator im öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder ein Politiker einen Autor beleidigt und mit Hassreden verfolgt, so ist dies offenbar nicht regelungsbedürftig, dazu reicht das Presserecht. Wenn sich aber einer auf Facebook unflätig äussert, sollen andere, schärfere Massstäbe gelten? Wenn jemand künftig erneut Mohammed mit einer Karikatur beleidigt, muss diese dann auch auf Facebook gelöscht werden? Dem Gesetz fehlen alle konkreten Massstäbe, die über das geltende Presse- und Äusserungsrecht hinausgehen. Ohne es so zu nennen, bezieht es sich auf

das «gesunde Volksempfinden», so wie es in der Meinung von Justizminister Maas und seinen Gesinnungsgenossen über die «Grenzen der Meinungsfreiheit» zum Ausdruck kommt.

— Mit dem Gesetz zur Einführung des Rechts auf Eheschliessung für Personen gleichen Geschlechts wurde die «Ehe für alle» eingeführt. Das Problem ist dabei nicht die streitige Ausdehnung der Ehe auf Partner gleichen Geschlechts. Das Problem liegt im eindeutigen Verstoss gegen das Grundgesetz, wonach, so das Bundesverfassungsgericht, die Ehe ein «allein der Verbindung zwischen Mann und Frau vorbehaltenes Institut ist». Eine Klage



Zweifel am Rechtsstaat: Heiko Maas.

beim Verfassungsgericht aus dem Kreis jener 220 Abgeordneten der Union, die gegen das Gesetz stimmten, ist sicher zu erwarten. Auch zur Begründung dieses Gesetzes brachte Justizminister Maas seine Version des «gesunden Volksempfindens» ins Spiel, indem er sagte: «Wir sehen einen Wandel des traditionellen Eheverständnisses, der angesichts der Gestaltungsfreiheit des Gesetzgebers die Einführung der Ehe für alle verfassungsrechtlich zulässt.» Im Klartext: Der Wortlaut der Verfassung und die Absichten des Gesetzgebers bei ihrer Verabschiedung spielen keine Rolle. Wenn wir anders empfinden als früher, so müssen wir die Verfassung nicht ändern. Es reicht, wenn wir sie

anders interpretieren. Dieses Verfahren wurde auch in der DDR ausgeübt: In ihrer Verfassung stand: «Die Freiheit der Meinungsäusserung ist gewährleistet» – diejenigen, die davon Gebrauch machten, sammelten sich im Zuchthaus Bautzen. Das war die Verfassungsinterpretation der DDR-Justizministerin Hilde Benjamin.

Erdoganisierung Deutschlands

Man muss den Gedanken weiterführen, um seinen verderblichen Charakter zu erkennen. Am Ende gilt der Wortlaut von Gesetzen gar nichts mehr. Entscheidend ist vielmehr die wertende Einschätzung dessen, der das Gesetz anwendet oder über seine Anwendung entscheidet. Was der Machthaber oder die Mehrheit für das «gesunde Volksempfinden» hält, ist dann das neue Recht. Das bedeutet praktisch das Ende einer *rule of law*, wie sie sich im westlichen Rechtsstaat herausgebildet hat.

Das Recht wird damit quasi erdoganisiert. In der gegenwärtigen Türkei bestimmt ja der Präsident, was das «gesunde Volksempfinden» ist. Deshalb konnten Hunderttausende von Beamten ohne Rechtsgrund entlassen und das Vermögen angeblicher Gülen-Anhänger konfisziert werden. Der jüngste Fall war die Beschlagnahme zahlreicher Kirchen und Ländereien der syrisch-orthodoxen Kirche durch den türkischen Staat und deren Übereignung an die islamische Religionsbehörde. Hier wurden Eigentumstitel kassiert, die seit dem Untergang des Oströmischen Reichs unangestastet geblieben waren.

Beim Umgang mit dem Recht begeben wir uns in Deutschland seit einigen Jahren auf eine schiefe Ebene, die künftige Erdogans in ihrem Sinn nutzen können. Für die drei zentralen Rechtsbrüche der von Angela Merkel geführten Bundesregierungen musste jedes Mal das «gesunde Volksempfinden» erhalten, auch wenn man den Namen vermied und den Sachverhalt blumig umschrieb. Unentschlossen und schwach blieben die Versuche, den Rechtsbruch zu kaschieren. So geschah es:

— im Mai 2010 beim Bruch des Maastricht-Vertrags anlässlich des ersten Hilfspaketes für Griechenland;

— im März 2011 beim Ausstieg aus der Kernenergie nach der Flutwelle, die das Kernkraftwerk Fukushima zerstörte;

— im September 2015 bei der bedingungslosen Grenzöffnung für Flüchtlinge und illegale Einwanderer.

So gesehen, kann man im heutigen Deutschland durchaus am Rechtsstaat zweifeln. Es ist jedenfalls nicht mehr die *rule of law*, an die ich glaube und mit der ich aufwuchs.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Unvergängliche Jugendliebe: Lionel Messi mit Ehefrau Antonella Rocuzzo, 1. Juli 2017.



Floh unter der Haube

Von Beatrice Schlag

Die Braut sieht blendend aus. Das tun heute fast alle Frauen erfolgreicher Sportler. Ansonsten ist Antonella Rocuzzo als Spielerfrau so untypisch wie Lionel Messi, Spitzname «Der Floh», als Fussballer. Sie gibt keine Interviews, wirft sich auf Instagram nicht in Modelposen und tut, bis auf die spektakuläre Hochzeit mit Messi vom vergangenen Freitag, nichts Erkennbares, um selber prominent zu werden. Ihre Kleider sind etwas eleganter geworden, seit sie in Barcelona lebt. Ansonsten hat sich ihr Aussehen, im Gegensatz zu dem anderer Sportlerfrauen, kaum verändert, seit sie mit dem fünffachen Weltfussballer des Jahres zusammenlebt. Wie lange die 29-Jährige, deren Vater im argentinischen Rosario eine Supermarktkette besitzt, schon mit dem Fussballgenie zusammen ist, weiss niemand so genau. Sicher ist, dass die beiden sich schon in Rosario kennenlernten, als sie acht und er neun Jahre alt war. Antonella ist die Cousine von Lucas Scaglia, Messis engstem Schulfreund. Daraus die Mär von der unvergänglichen Jugendliebe zu spinnen, die pünktlich zur Eheschliessung überall zu lesen war, ist eher kühn. Denn Lionel Messi war dreizehn und aufgrund einer Wachstumsstörung erst knapp 1 Meter 40 gross, als er mit seiner Familie Rosario verliess, weil er in die Jugendmannschaft des FC Barcelona aufgenommen worden war.

Ohne Gottes Segen

Verbürgt ist lediglich, dass Antonella 2007 bei einem Besuch Messis in Rosario ein Blackberry von ihm geschenkt bekam und er erfuhr, dass sie einen Freund hatte. Zwei Jahre später sagte der Fussballer in einem seiner wortkargen Interviews, ja, er habe eine Freundin, sie lebe in Argentinien. Antonella Rocuzzo sagte kein Wort. Sie brach an der Universität von Rosario Studien in Zahnmedizin und Kommunikationswissenschaft ab und zog 2010 zu Messi nach Spanien. 2012 kam der gemeinsame Sohn Thiago auf die Welt, drei Jahre später der heute knapp zweijährige Mateo. Zur Hochzeit schenkten sich Braut und Bräutigam ein diskretes Tattoo an der Innenseite des Ringfingers mit dem Datum der Eheschliessung: XXX-VI-XVII. Die erhoffte kirchliche Trauung wurde verwehrt, weil das Paar in einem Casino-Komplex heiratete und dort einen Saal als Kapelle einrichten wollte. Der Erzbischof weigerte sich, Gottes Segen in die Spielhölle zu tragen. In eine richtige Kirche wiederum wollten die Brautleute wegen des zu befürchtenden Volksauflaufs nicht. Zwei Konten auf Instagram und ein paar Millionen Followers – mehr Fankontakt brauchen die Messis nicht.



Die Bibel

Die Kindheit – eine Lebensphase

Von Peter Ruch

Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht, denn solchen gehört das Reich Gottes. [...] Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen (Markus 10, 14f).

Kinder waren in der Antike nicht beliebt. Neugeborene wurden oft ausgesetzt, sei es aus kulturellen Motiven oder zur Ausmerzung von untauglichem Leben. Als unnützlich galten oft Mädchen, selbst wenn sie gesund waren. Dahinter konnten wirtschaftliche Schwierigkeiten, aber auch blosser Bequemlichkeit stecken. Empfängnisverhütung und Abtreibung waren verbreitet, und am Einfühlungsvermögen für die Kinderseele fehlte es weithin. Die Bevölkerung schrumpfte, was sich im sinkenden Getreidebedarf mancher Städte zeigte. Gegenmassnahmen – Vergünstigungen für Kinderreiche, gesetzlicher Zwang – hatten kaum Erfolg. Im Alten Testament bedeuten Kinder Glück und Gottesgabe. Es berichtet auch von Vater- und Mutterliebe. Im Judentum wurde dann der Aspekt der Nachkommenschaft zeitweise überhöht, so dass die Kinder selbst wiederum in den Schatten gerieten.

Elterliche Liebe gab es wohl immer, aber die Einstellung gegenüber den Kindern war labil. Zur Zeit Jesu waren sie potenzielle Arbeitskräfte. In diesem Milieu war seine Aussage, Erwachsene könnten sich an den Kindern ein Vorbild nehmen, überraschend, ja beleidigend. Für Christus ist die Kindheit eine vollwertige Lebensphase. Kinder sind heiter und vertrauensselig. Herzig finden wir sie wohl auch deshalb, weil wir diese Eigenschaften verlieren.

Die Worte Jesu wurden leider wieder vergessen. Auf den meisten Gemälden des 17. Jahrhunderts erscheinen Kinder als verkleinerte Erwachsene. Erst nach der Französischen Revolution gewann die Kindheit eine neue Aufmerksamkeit, was in der Kunst sichtbar wurde. Angesichts der jetzigen Tendenzen im staatlichen Bildungswesen – immer früher lernen und einschulen, zunehmende Betonung von Nützlichkeitsabwägungen – ist zu befürchten, dass das Sensorium für die Kinderseele und die Kindheit erneut unter die Räder kommt.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Scherzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Linke

Das kubanische Blut in seinen Adern

Jean Zieglers Memoiren lesen sich wie ein Gang durch die Weltgeschichte. Der Soziologe wehrt sich gegen eine angebliche Verleumdungskampagne Israels und bedauert, dass er zu spät mit Gaddafi brach. Vor dem Ruin rettete ihn Nobelpreisträger Elie Wiesel. Von Jürg Altwegg

Seit Monaten tingelt er wieder durch die Lande. In den Talkshows der deutschen TV-Sender, an literarischen Veranstaltungen in Köln, Frankfurt, Leipzig und bis nach Wien stellte Jean Ziegler sein neues Buch vor. Der *Spiegel* interviewte den Schweizer. In «Der schmale Grat der Hoffnung» zieht der 83 Jahre alte Autor Bilanz – Untertitel: «Meine gewonnenen und verlorenen Kämpfe und die, die wir gemeinsam gewinnen werden».

In jüngeren Jahren träumte Jean Ziegler vom bewaffneten Kampf und Widerstand als Guerillero in Südamerika. Doch Che Guevara, den er bei einem Besuch in Genf kennengelernt hatte, wollte ihn nicht mitnehmen: Zu Hause müsse er kämpfen, «das Gehirn des Monsters ist hier». Neunmal hat er in seinem Leben Fidel Castro getroffen. Nach Kuba war er für Nicolas Wadimoffs Film «Jean Ziegler – der Optimismus des Willens» gereist, wo ihn vor den laufenden Kameras seine Gattin Erika und die Einheimischen immer wieder aus dem revolutionären Schwärmen in die Wirklichkeit zurückholten. Seit einer Transfusion «fliesst kubanisches Blut in meinen Adern».

Dank Fussball Kommunist geworden

Der Film war im vergangenen Sommer in Locarno erstmals gezeigt worden. Zu seiner Lancierung in den Kinos hatte ihm sein ehemaliger Student, der zukünftige SRG-Generaldirektor Gilles Marchand, im TV-Studio eine Vorführung ausgerichtet. Wohlwollend und intensiv wie über das Filmporträt, das im Fernsehen zu sehen sein wird, berichteten die Zeitungen der Romandie über die im renommierten Pariser Verlag Le Seuil erschienene Originalausgabe von Zieglers Buch «Chemins d'espérance». In *Le Matin Dimanche* erzählte er, wie er in seiner Jugend in Thun dank dem Fussball zum Kommunisten geworden sei.

In Frankreich, wo seine internationale Karriere als engagierter Intellektueller im Umfeld von Jean-Paul Sartre begonnen hatte, machte er Wahlkampf für Jean-Luc Mélenchon von der Linksfrente (Front de gauche). Mélenchon hat ihm das «rote Dreieck» an den Anzug gesteckt, das Kennzeichen der politischen Deportierten in den Konzentrationslagern der Nazis, das Pendant zum Judentum. Es ist das etwas geschmacklose Emblem von Mélenchon, der im Falle seines Sieges aus der Nato und der Europäischen Union aus-

treten wollte, um sich der antikapitalistischen Bolivarianischen Allianz für Amerika, einem Bündnis von elf Staaten Lateinamerikas und der Karibik, anzuschliessen.

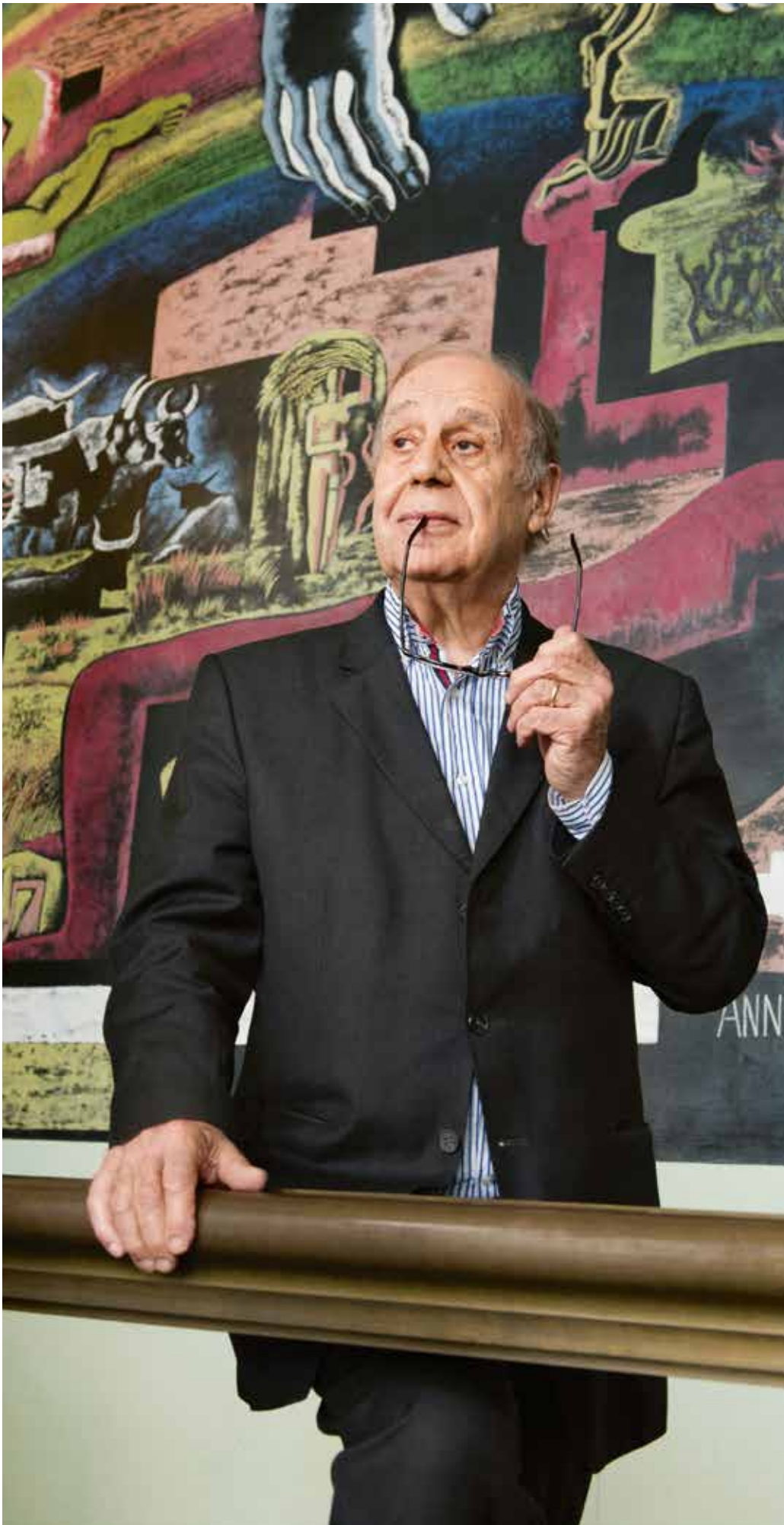
Mélenchon und Ziegler blicken nach Lateinamerika. Ihre Freiheitshelden, die den Kolonialismus bekämpften, hatten sich auf die Französische Revolution berufen. In Zukunft würden die gegenwärtig in Südamerika geprobteten Formen der Revolte und des Widerstands dem Klassenkampf im Westen neue Impulse und Hoffnung verleihen, verkündete Ziegler im grossen Osterinterview mit den Zeitungen des *Tages-Anzeiger*-Konzerns: In Ecuador sei «die neue Menschwerdung im Gang».

Um Weihnachten hatte die NZZ, die einst eine Anzeige für eines seiner Bücher abgelehnt hatte, in ihrem *Folio* «Jean Ziegler, 82, Soziologe und UN-Gesandter», zum «einflussreichsten Schweizer» ausgerufen – die Feier im eigenen Hause wurde dann allerdings abgesagt. Schon beim Lesen ihrer Rezension von Jürg Wegelins Biografie «Das Leben eines Rebellen» rief man

Seit der Finanzkrise gehört es zum guten Ton, so über die Banken zu reden, wie es einst nur Ziegler tat.

sich die Augen: «Hätten sich die Verantwortlichen mit seinen Thesen auseinandergesetzt, statt aus allen Rohren auf ihn zu schießen, hätte die Schweiz heute ein paar Probleme weniger.»

Die Veränderung in der Wahrnehmung des liebsten und berühmtesten Nestbeschmutzers der Schweiz hat phänomenale Züge angenommen. Aber seit der Finanzkrise gehört es bekanntlich zum guten Ton, so über die Banken zu reden, wie es einst nur Jean Ziegler tat. Das Bankgeheimnis ist, wie von ihm gefordert, abgeschafft. Die Auseinandersetzungen um die «nachrichtenlosen Vermögen» aus der Kriegszeit und die «Sammelklagen» aus Amerika erweisen sich im Nachhinein als Probe-galopp. Erstmals beschreibt Ziegler in «Der schmale Grat der Hoffnung», wie er die damaligen Konflikte und Debatten erlebte. Sein Beitrag zu ihnen war das Pamphlet «Die Schweiz, das Gold und die Toten», das einzige Buch, das er in seiner Muttersprache Deutsch schrieb. Er vertrat darin die These, dass unser Land mit seiner «Kollaboration» das Über-



«Neue Menschwerdung»: Autor Ziegler.

leben des Naziregimes und damit den Zweiten Weltkrieg verlängert habe.

In der Schweiz, blickt der Autor zurück, sei das Werk «völlig verrissen», in der ganzen Welt aber, von der *New York Times* bis nach Israel, hoch gelobt worden. Und dies trotz einer vom damaligen Aussenminister Flavio Cotti orchestrierten Kampagne: Die Botschaften und Konsulate hätten den Auftrag bekommen, «befreundete Journalisten» zu negativen Rezensionen zu animieren. Das Gegenteil trat ein: Es hagelte Einladungen aus aller Herren Länder. Sie trösteten Ziegler über die «Flut von Verleumdungen» zu Hause hinweg. Er erwähnt die Klage von «Basler Multimillionären», die wegen der zusammengebrochenen Börsenkurse der Banken viel Geld verloren hatten. Sie lautete auf «Hochverrat».

«Sie sind ein mutiger Mann»

Jean Ziegler hatte sich damals entschlossen, mit dem Jüdischen Weltkongress zusammenzuarbeiten und vor dem amerikanischen Kongress auszusagen. Auch diese Reise beschreibt er in seiner Bilanz der gewonnenen und verlorenen Kämpfe. Vor der Anhörung besucht er die Elendsquartiere in Washington, «die Not der Welt reicht bis an die Schwelle des Weissen Hauses». Wohl ist ihm nicht bei seinem Auftritt. Er erinnert sich an das «Unbehagen», das ihm die ganze Situation einflösst, und an die «Abneigung», die er gegenüber Senator Alfonse D'Amato empfindet: «Schmale Brille, schwächliche Statur, laut tönende Stimme. Ein Mann, der gestikuliert, brüllte, seinen Zorn übertrieb und den schweizerischen Bankiers während der Anhörung tiefe Empörung über ihre vermeintlichen Schandtaten vorgaukelte. Es fehlte wenig, und er hätte ihnen vorgeworfen, selbst die schrecklichen Morde an sechs Millionen jüdischen Menschen organisiert zu haben.»

Ziegler kommt gleich nach dem stellvertretenden Aussenminister Stuart Eizenstat an die Reihe: «Ich wurde vereidigt.» D'Amato gratuliert ihm: ««Sie sind ein mutiger Mann. Ich bewundere Sie: Es ist schwierig, gegen sein Land auszusagen.» Nicht gegen die Schweiz, ««sie ist meine Heimat», werde er aussagen, entgegnet Ziegler: ««Ich bin hier, um auf Ihre Fragen zu den Missetaten der Schweizerischen Bankiersvereinigung zu antworten.» Kaum war das Hearing zu Ende, «nahm ich das Flugzeug und kehrte nach Russin zurück» – in das kleine Dorf in den Genfer Weinbergen über der Rhone, in dem Erika und Jean Ziegler leben.

Im August 1998 kam es zum Vergleich zwischen dem Jüdischen Weltkongress und den Schweizer Banken, die 1,25 Milliarden Dollar zahlten. «Natürlich entsprach die Summe nicht im mindesten den Vermögenswerten, um die die Schweizer Bankiers die Opfer der Schoah gebracht hatten.» Er verbucht den Vergleich unter

den gewonnenen Kämpfen: «Beinahe wäre mich dieser Sieg teuer zu stehen gekommen.» Die SVP, die er als «rechtsextreme Partei» einstuft, und «die nationale Presse» hätten den Kompromiss als «Sieg der jüdischen Erpresser» eingestuft: «Ich war der Komplize der Erpresser. Dafür sollte ich zahlen.»

Doch zum Prozess wegen Hochverrats, den Carla Del Ponte hätte führen müssen, kam es nicht. Der Bundesrat verweigerte seine Einwilligung: aus Angst vor der Publizität, glaubt Ziegler. Schon 1991, als ihm die Immunität als Nationalrat abgesprochen wurde, sei das Echo in der Öffentlichkeit gewaltig gewesen.

Es geht dem Autor in «Der schmale Grat der Hoffnung» überhaupt nicht darum, eine offene Rechnung mit seinem Heimatland zu begleichen. Das Buch handelt von den Vereinten Nationen, in deren Dienst Ziegler seit seiner Pensionierung als Soziologieprofessor der Universität Genf steht. In der Einleitung schildert er das Treffen von Roosevelt und Churchill auf dem Kreuzer «USS Augusta» der amerikanischen Kriegsmarine im August 1941, «der Wind heulte», «ein Sturm wühlte das Meer auf», «Regen peitschte die Wasseroberfläche». Der amerikanische Präsident und der britische Premier glaubten «visionär» an den Sieg der Alliierten und skizzierten «durchgeschüttelt und durchnässt» die neue Weltordnung. Erstmals tauchte im Protokoll des Gipfeltreffens auf stürmischer See «das schöne Wort von den «Vereinten Nationen» auf».

Bilanz seines Tuns und Lassens

Dass Ziegler 2000 zum Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung ernannt wurde, verdankt er in seiner eigenen Darstellung nicht zuletzt seinem Auftritt vor dem amerikanischen Senat. Auch als Bericht aus dem Innern der Organisation ist sein Buch lesenswert. Er beschreibt die Machtverhältnisse und Hierarchien, auch das Funktionieren der Uno-Bürokratie. Und genauso die Ohnmacht und die Verzweiflung vieler Beamter, mit denen er nach den tagelangen Sitzungen am Abend in einem Restaurant zusammensitzt und gegen deren Pessimismus er ankämpfen will. Der Hunger ist zum grossen – und glaubwürdigsten – Engagement seines Lebens geworden, und Jean Ziegler ist auf dem langen Marsch in der Uno angekommen: «Ich will an diesem Kampf teilnehmen. Im Interesse der Wiedergeburt einer dahinsiechenden Uno soll mein Buch dazu beitragen, die Männer und Frauen guten Willens für die bevorstehenden Kämpfe zu rüsten.»



«Das bedaure ich»: Ziegler (l.) mit Diktator Gaddafi (r.), 1985 in Tripolis.

Sogar seine Unterstützung von Jean-Luc Mélenchon begründet er damit, dass dieser als einziger Kandidat ein Konzept für die Neulancierung der Vereinten Nationen habe. Auch seine Besuche bei Gaddafi, der seine Bücher gelesen habe, beschreibt Ziegler mit vielen Details und räumt ein, dass er zu spät mit ihm gebrochen habe: «Das bedaure ich.» Die Bilanz seines Tuns und Lassens ist auch ein keineswegs nur politisches Glaubensbekenntnis: «Ich glaube an die Auferstehung» – und er argumentiert genauso engagiert und überzeugend, warum er das tut. «Marx + Dieu [Gott] = Jean», hatte *Le Temps* ihre Besprechung betitelt.

Jean Zieglers Rückblick auf die Auseinandersetzungen um unsere Kriegsvorgeschichte erfolgt gegen den Schluss, in Kapitel neun. Es trägt den Titel «Palästina». Auch Arafat hatte er auf seiner offiziellen Reise durch Israel besucht. Fast überall sei er bestens empfangen worden. Nur ins Verteidigungsministerium würde er sich nie mehr begeben. Auf seiner Inspektion kam der Uno-Beauftragte zum Schluss, dass die Unterernährung und der Hunger in den besetzten Gebieten von der Besatzungsmacht nicht nur in Kauf genommen, sondern bewirkt, ja herbeigeführt würden. Die Empörung, die er damit auslöste, war gewaltig. In der «Schlangenbar» – «Bar du Serpent» – im Genfer Uno-Gebäude erfuhr Ziegler aus der Zeitung, dass Tel Aviv seine Absetzung verlangt habe.

Mit «hasserfüllten Äusserungen gegenüber Israel» begründete die Regierung ihre Forderungen: Der Bericht müsse zurückgezogen werden, Ziegler dürfe überhaupt nie mehr ein Amt bei den Vereinten Nationen ausfüllen. Er habe sein Mandat «missbraucht» und seine Pflichten «verletzt». Ziegler bezeichnet die Reaktion Israels als Versuch, «meine Glaubwürdigkeit und, wenn möglich, auch meine psychische Stabilität zu zerstören», ihn «zu beschmutzen». Ohne dass das tödliche Wort ausgesprochen wurde, ging es bei der Kampa-

gne systematisch um den Vorwurf des Antisemitismus.

Sie löste eine Kettenreaktion aus. Zieglers Eröffnungsrede bei den Salzburger Festspielen wurde abgesagt. Ein österreichischer Verleger druckte sie unter dem Titel «Der Aufstand des Gewissens» – mehrere zehntausend Exemplare wurden verkauft. In Kanada wurden Universitätsrektoren angehalten, geplante Veranstaltungen zu verbieten. Nach einer Rede zum 1. August in Saas-Fee bekamen Ziegler und mehrere offizielle Stellen Post von der Fondation France–Israël: Des «Judenhasses» und des «Negationismus» wurde er bezichtigt. Obamas Uno-Botschafterin Samantha Power schimpfte ihn «eine Schande» für die Vereinten Nationen.

Klage in astronomischer Höhe

So verbittert wie über die Verleumdungskampagne der Likud-Regierung Israels hat sich Jean Ziegler über die Schweiz und ihren Umgang mit ihm nie geäussert. Die Rekapitulation seiner Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Weltkongress und des Auftritts vor dem Senat erfolgt ausschliesslich unter dem Aspekt seiner Verteidigung und moralischen Rehabilitierung. Zum Kronzeugen seines Plädoyers macht er Elie Wiesel. Ziegler war während eines Studienaufenthalts in New York sein Untermieter und Elie Wiesel, der die Shoah überlebt hatte, noch kein bekannter Schriftsteller, sondern Uno-Korrespondent einer israelischen Zeitung.

Über die Politik Israels waren sie nie gleicher Meinung, befreundet aber blieben sie bis zu Wiesels Tod vor einem Jahr. Der Schriftsteller war nach Genf gekommen, als Ziegler vom Banker Edmond Safra nach dem Verlust seiner parlamentarischen Immunität mit einer Schadenersatzklage in astronomischer Höhe eingedeckt wurde. Safra hatte die besten Anwälte, «auch von Antisemitismus war vor dem Gericht die Rede», schreibt Ziegler: Dank Wiesel «entging ich dem Ruin» – der Literaturnobelpreisträger hatte den aus dem Libanon stammenden Multimilliardär, der später beim Brand seiner Wohnung in Monaco ums Leben kam, zum Rückzug seiner Klage bewegen können.



Jean Ziegler: Der schmale Grat der Hoffnung, C. Bertelsmann, 320 S., Fr. 29.90



© -dj-, © -vv- und © Rovos Rail (3x)

Südafrika mit «Rovos Rail»

Kap der Sehnsucht

Eine Fahrt mit dem historischen Luxuszug durch die Naturlandschaften Afrikas ist eine der schönsten Arten des Reisens. Erkunden Sie die Höhepunkte unserer 15-tägigen Südafrika-Exkursion.

Auf dieser exklusiven Fernreise erleben Sie die atemberaubende Vielfalt der «Rainbow Nation». Bis zu 147 Säugetierarten – inklusive der «Big Five» – können Ihnen im weltberühmten Krüger-Nationalpark begegnen. Im Tsitsikamma-Nationalpark werden Sie von der üppigen Vegetation überwältigt. Sie entdecken das Kap der Guten Hoffnung und die Cango Caves, die zu den schönsten Naturhöhlen der Welt gehören, sowie Kapstadt, das im Süden Südafrikas gelegene kulturelle «Herz» des Landes – eine der schönsten Städte der Welt.

Die 800 Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach Pretoria – über Worcester, Matjiesfontein und Kimberley – ist ein Abenteuer aus einer vergangenen Ära. «Pride of Africa» (Stolz Afrikas) werden die Nostalgiezüge von Rovos Rail genannt. Im Salon-Waggon oder auf der Terrasse des Aussichtswagens geniessen Sie in entspannter Atmosphäre die Schönheiten Afrikas. Für das Wohlergehen an Bord sorgen die erstklassige Küche im Belle-Epoque-Speisewagen und die luxuriösen Suiten.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Nachtflug Zürich–Johannesburg
- 2. Tag: Ausflug Hauptstadt Pretoria Stadtrundfahrt; Abendessen in der Lodge

3. Tag: Krüger-Nationalpark Sightseeing durch die Provinzen Limpopo und Mpumalanga; Abendessen im Restcamp

4. Tag: Safari und White River Pirschfahrt zu den «Big Five»; Dinner im Hotel bei White River

5. Tag: Blyde River Canyon Ausflug zu God's Window, Bourke's Luck Potholes, Three Rondavels

6./7. Tag: Garden Route, Tsitsikamma Stadtrundfahrt in Port Elizabeth; Bootsfahrt in der Lagune von Knysna

8. Tag: Tropfsteine und Riesenvogel Fahrt über den Outeniqua-Pass und durch die Kleine Karoo zu den Cango-Höhlen; Straussenfarm in Oudtshoorn; Barbecue

9./10. Tag: Kapstadt und Tafelberg Weindegustation und Lunch in Paarl; Rundfahrt in Stellenbosch; Tafelberg und Signal Hill

11. Tag: Kap der Guten Hoffnung, Pinguine Fahrt nach Hout Bay; via Chapman's Peak Drive zum Kap der Guten Hoffnung; Besuch des Botanischen Gartens von Kirstenbosch

12./13. Tag: Rovos Rail Rundgang in Matjiesfontein; Besichtigung der Diamantenmine Big Hole in Kimberley

14./15. Tag: Pretoria und Rückreise Lunch in Sandton bei Johannesburg

Platin-Club-Spezialangebot

15-tägige Südafrika-Reise und Rovos Rail

Reisedatum:

26. Oktober bis 9. November 2017

Leistungen:

- Flug Zürich–Johannesburg–Zürich
- Inlandflug Johannesburg–Port Elizabeth
- Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
- Rovos Rail Kapstadt–Pretoria inkl. 2 Übernachtungen (Deluxe-Suite bzw. Pullmann-Suite)
- 9 Übernachtungen in Hotels oder Lodges
- Frühstücke, Mittagessen, Lunchpakete, Barbecues, Dinners gemäss Programm
- Afrikanischer Abend mit Unterhaltung
- Degustation von Kapweinen
- Rundreise mit Ausflugsprogramm
- Safari im Krüger-Nationalpark
- Qualifizierte Reiseleitungen

Spezialpreis:

Fr. 6950.– pro Person im Doppelzimmer
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche
Telefon 091 752 35 20
info@mondial-tours.com

www.weltwoche.ch/platinclub



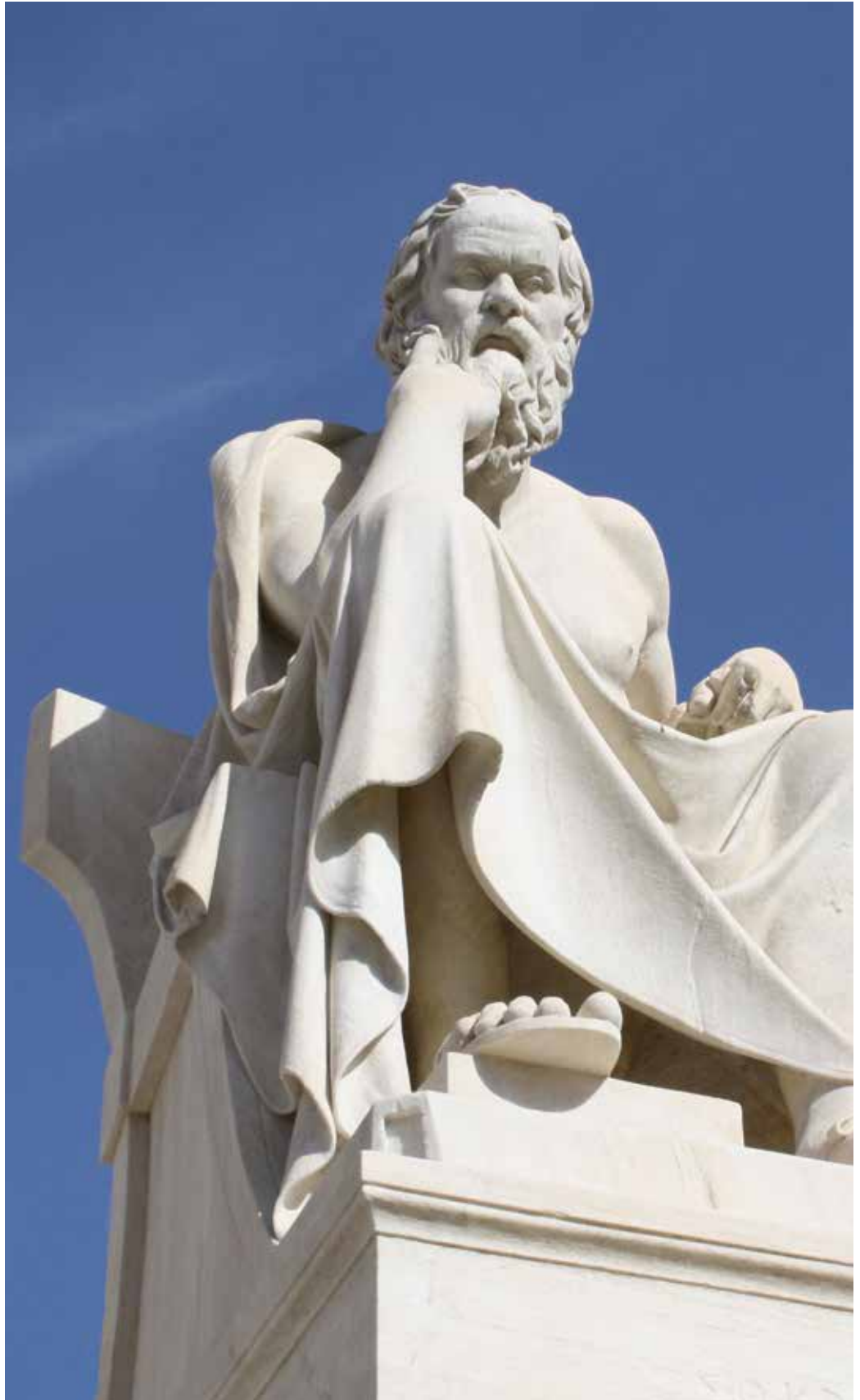
Würde ich noch einmal Geisteswissenschaften studieren?

Ich verdanke der Beschäftigung mit Geschichte, Literatur und Philosophie ein intensives Leben. Aber würde ich diese Fächer nochmals studieren? Oder dies meinen Enkeln empfehlen? Folgende Ratschläge wären zu beachten. *Von Hans Ulrich Gumbrecht*

Zufällig war ich an jenem Tag in Cambridge und sass sogar dabei, als der Dekan für Klassische Philologie in seinem Büro den knappgehaltenen Fragebogen ausfüllte, mit dem seit einiger Zeit alle Institute an britischen Universitäten jährlich ihre «Relevanz für die nationale Wirtschaft und Politik» (auch in Zahlen) dokumentieren müssen. Keine unbillige Forderung, könnte ein Aussenstehender kommentieren, angesichts der dem Steuerzahler durch Hochschulen entstehenden Kosten – während unter Geisteswissenschaftlern mit einiger Berufserfahrung als ausgemacht gilt, dass in ihrer Welt immer schon verloren hat, wer sich auf diese Prozedur im Ernst einlässt. Trotzdem unterschrieb mein international angesehener Altphilologen-Kollege einen kurzen Text, der ausführte, dass der geschätzte Beitrag seiner Abteilung zur britischen Wirtschaft während der vergangenen zwölf Monate bei «etwa 45 Milliarden Pfund» gelegen habe.

Humboldts Idee

Das war eine in ihrer astronomischen Höhe und bizarren Präzision natürlich ironisch gemeinte Antwort, und ausserdem erfuhr ich, wie ein schweigendes Übereinkommen zwischen den zuständigen Londoner Bürokraten und den beiden Ausnahmeuniversitäten des Landes diese Art von Auskünften aus Oxbridge deckt. Doch mittlerweile sind in anderen Städten eine Reihe geisteswissenschaftlicher Institute wirklich geschlossen worden, die ohne Erfolg versucht hatten, ihre Existenzberechtigung zu belegen. Selbst wenn man die Legitimität des Verfahrens grundsätzlich akzeptiert, bleibt die Frage nach den Gründen für die gegenüber den Geisteswissenschaften geltende besondere Skepsis und Strenge erst einmal offen. Sie hat, meine ich, zwei ganz verschiedene Gründe. Auf Seiten der Politiker oder Bürokraten (und wohl auch der gesellschaftlichen Mehrheit) besteht ein grundlegendes Missverständnis im Hinblick auf die Funktion der vor allem durch Wilhelm von Humboldt konzipierten modernen Universität, das Missverständnis einer ausschliesslich der praktischen Berufsausbildung auf gehobener Ebene dienenden Institution, dem die Geisteswissenschaften nie und nimmer entsprechen können. Auf deren eigener Seite hingegen sind seit Jahrzehnten Abermillionen von Gehältern in den nicht einlösbaren Anspruch investiert worden, sich vor allem durch



Beneidenswert intensives Leben: Sokrates in Athen.

«politische» Stellungnahmen und Analysen zu bewähren, die aus der Sicht von Spezialisten nur selten über ein sprachlich höher gestuftes Stammtischniveau hinauskommen.

Aber was hat es eigentlich mit dem ebenso gerne zitierten wie selten gelesenen Wilhelm von Humboldt auf sich? Er skizzierte in seinen Gedankenspielen über die «Gründung einer Universität zu Berlin» um 1810 eine Idealbeschreibung der gesellschaftlichen Rolle der Universität, innerhalb deren den von ihm noch gar nicht eigens erwähnten Geisteswissenschaften tatsächlich ein spezifischer und übergreifend bedeutsamer Beitrag zukommt. Die Aufgabe der Universität insgesamt soll nach Humboldt ausschliesslich in der Wissenserneuerung liegen, Wissensvermittlung wollte er er allein den Gymnasien überlassen. Und als Medium und Ursprung solcher Innovationskraft identifizierte er das lebendige Zusammenwirken zwischen dem konzentriert-erfahrenen Enthusiasmus der Professoren und der zentrifugalen, aber auch frischeren Begeisterung ihrer Studenten.

Wenn man sich nun klarmacht, dass diese Art von innovationsfördernder Begegnung zwar aus Diskussionen über jegliche Themen entstehen kann, aber in den Geisteswissenschaften eine besonders zentrale Funktion einnimmt, dann ergibt sich daraus ein Verständnis jener Funktionsbeschreibung, die ihnen John Hennessy, ein herausragender

Das wirtschaftliche Lebensrisiko eines geisteswissenschaftlichen Studiums scheint gewachsen zu sein.

Computerwissenschaftler und ehemaliger Rektor der Stanford University, vor wenigen Jahren gegeben hat: «Erst die Geisteswissenschaften machen die Universität zu einem intellektuellen Ort» – und genau von diesem Status als intellektueller Ort soll die institutionelle Innovationskraft der Universitäten überhaupt abhängen.

Die Gretchenfrage

«Sehr schön ausgelegt», will ich (mir selbst gratulierend) sagen, «und sicher auch zutreffend für Harvard, Stanford, Oxbridge oder die ETH.» Aber würde ich mich wirklich noch einmal für die Geisteswissenschaften als Studienrichtung entscheiden, wenn ich morgen die Wahl hätte? Würde ich dies meinen Enkeln in zehn Jahren empfehlen? Denn keines meiner vier Kinder hat mir je die entsprechende Frage gestellt. Und trifft eigentlich meine über lange Jahre beibehaltene Standardbemerkung noch zu, ich würde «im nächsten Leben Jura belegen»? Wenn einmal die wohl allzu selbstsichere Annahme eingeklammert ist, dass ich mit demselben Gehirn in den meisten anderen Berufen um ein Vielfaches wohlhabender geworden wäre, dann kann ich mich tatsächlich

als beneidenswert ansehen aufgrund der existenziellen Intensität, die mir die Geisteswissenschaften – spezifischer: die Literaturwissenschaft, die Philosophie und auch die Geschichte – geschenkt haben. Oder zutreffender und noch etwas blumiger formuliert: Ich habe mir von den Regalen der Geisteswissenschaft die Zutaten für ein beneidenswert intensives Leben geholt.

Der Weg dorthin hatte über zwei Um- und Abwege geführt: über den Maturawunsch, Psychiater zu werden, dem die Erfahrung in einer «Schlangengrube» (so sagten Pfleger und Ärzte im Sommer 1967) mit 45 akut psychisch Kranken ein für mich schmerzliches Ende setzte; und über die masslose Enttäuschung meiner ersten Universitätssemester angesichts einer verknöcherten Universitätswelt, in der die Erhaltung bröckelnder Hierarchie das intellektuelle Atmen erstickte. Dann hörte ich – eher zufällig – die Vorlesung über mittelalterliche Tristan-Romane eines Professors, in dessen Rede ästhetische Leidenschaft zu begrifflicher Klarheit wurde, der gerade die Fremdheit jener Epoche zum Kern ihrer Faszination machte und in dessen Hörsaal wir unsere altklugen Fragen nach der «Relevanz» der Lehrinhalte vergassen. Ich war – wie ich heute weiss: für immer – gepackt vom Versprechen «säkularer Kontemplation», von der Fähigkeit, immer mehr Formen des Lebens und auch immer neue Sichtweisen auf meine Gegenwart kennenzulernen. Ich hatte die Chance einer existenziellen Intensität erkannt, in der die Leidenschaft des Geistes brannte.

Worauf man achten sollte

Deshalb wäre mein erster Ratschlag an eine Studentin der Geisteswissenschaften heute, sich

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

La Serenissima

Gerhard Pfister, Nationalrat

Es gibt keinen anderen Ort im Zeitalter des Massentourismus, der so stark zum Opfer seiner Pracht geworden ist wie Venedig. Die Serenissima erträgt es gelassen wie eine Diva, die sich ihrer Schönheit so sicher ist, dass sie keine Schminke braucht. Verlassen Sie die Trampelpfade der Massen! Sie werden in jeder Gasse belohnt mit Schönheit, Italianità, europäischer Geschichte und Kultur! Am Lido gibt's ein Strandleben, gegen dessen europäische Grandezza exotischste Strände nur langweilige Robinsonaden bieten. Where to stay?

Meine persönliche venezianische Dreifaltigkeit: Gritti, Danieli, Cipriani.



nicht mit Grundkursen abpeisen zu lassen und nicht an Abschlussdiplome zu denken, die als Beleg für spezifische Qualifikationen ohnehin kaum etwas wert sind auf dem Stellenmarkt. Selbst auf dem akademischen Stellenmarkt führen sie nicht notwendigerweise zum Erfolg. Wählen Sie stattdessen die anspruchsvollsten Themen bei den berühmtesten Dozenten – so wie Hannah Arendt als Erstsemestrikerin in Marburg um 1925 den verwirrten Koryphäen Martin Heidegger und Rudolf Bultmann mitteilte, sie werde ausschliesslich ihr für «Herren» reserviertes Oberseminar über die vorsozialistischen Philosophen belegen. Nehmen Sie

Fatal ist die Sucht nach «politischer Relevanz» und der Versuch, den Naturwissenschaften nachzueifern.

sich zweitens Zeit für die Leidenschaft eines Shakespeare-Dramas oder die minimalistische Eleganz eines japanischen Haikus, für die verstörende Exotik assyrischer Palastrituale und die menschenverachtende Selbstgewissheit der sowjetischen Oktoberrevolutionäre, für die grandiose Unnachgiebigkeit der Argumente von Immanuel Kant und für die Geistesblitze in Nietzsches rätselhaften Intuitionen. Drittens sollten Sie die Qualität der eigenen Gedanken allein im Vergleich mit den inspiriertesten Kommilitonen, den brilliantesten Professoren und ihren liebsten Klassikern schärfen und messen, denn nur dann wird das Studium zu einer Zeit permanent sich steigernder geistiger Wachheit.

So gesehen, erscheint das Studium in den Geisteswissenschaften als ein Eigenwert von hoher, ja manchmal ekstatischer Bezauberungskraft. Als ich vor einem halben Jahrhundert die Fächer Romanistik und Germanistik belegte, galt die Voraussetzung, dass dieser Eigenwert sich entweder in einigen wenigen Fällen zur Berufung einer Karriere in der akademischen Forschung und Lehre entwickeln könne oder für die Mehrzahl der Studenten über ein Regelstudium zum Beruf als Gymnasiallehrer führe. Mittlerweile ist die damals als solid geltende zweite Erwartung aus demografischen Gründen (abnehmende Schülerzahlen, weniger Unterricht in den Kulturfächern) prekär geworden. Das vor allem wirtschaftliche Lebensrisiko eines Studiums in den Geisteswissenschaften scheint gewachsen zu sein, so dass die klassische Empfehlung des Philosophen Karl Jaspers plausibler wirkt, dieses Risiko solle nur auf sich nehmen, wer seine Qualifikation für einen sogenannten Brotberuf bereits erworben habe.

Erfreuliche Trendnachrichten

Gerade die betrübliche Einsicht haben nun jüngst erstaunliche Trendmeldungen aufgehellt, die Grund zu der Hoffnung geben, dass

ausgerechnet ein Leidenschafts-motiviertes Studium in den Geisteswissenschaften auf dem Arbeitsmarkt wieder Auftrieb erhält im Sinne Humboldts, der in diesen Fächern die Voraussetzung aller Innovation erblickte. Während des vergangenen Jahrzehnts haben die Hightech-Firmen von Silicon Valley eine Zahl von Collegestudenten der Stanford University mit Schwerpunkten in Kunst und Literatur, Musik und Philosophie eingestellt, die die Zahl der Absolventen mit ingenieurwissenschaftlichen Schwerpunkten fast erreicht hat. In Gesprächen über die Gründe verwiesen die Personalchefs auf ihr Interesse an intellektueller Flexibilität und Selbstmotivationskraft, wie sie offenbar in den Geisteswissenschaften entwickelt würden. Deutlicher spezifische Fähigkeiten – vor allem das Programmieren – seien dann am Arbeitsplatz zu entwickeln.

Noch mag diese Öffnung wie eine jener rosigen Utopien aussehen, die geerdete und skeptische Europäer wohl für Illusionen der amerikanischen Pazifikküste halten, für ein Produkt jener spezifischen Nähe zwischen Silicon Valley und Stanford. Doch zugleich kommen die Geisteswissenschaften hier als Medium einer neuen Elite in den Blick, in einer Rolle und Funktion tatsächlich, die selbst der britischen Frage nach einem konkreten wirtschaftlichen und politischen Nutzen ihren Stachel nimmt.

Ein Leidenschafts-motiviertes Studium erhält im Sinne Humboldts wieder Auftrieb.

Dies ist die eine Zukunftsvision, die noch viele Risiken und Ungewissheiten birgt, aber zumindest als Ermutigung ernst genommen werden sollte.

Für wahrscheinlicher halte ich allerdings, dass die Geisteswissenschaften heute im Alter von gut 200 Jahren am Beginn eines Endes stehen, nach dessen Eintreten sie kaum jemand vermissen wird. Als Todesursache könnte eine erstaunliche Toleranz gegenüber intellektueller Mittelmässigkeit identifiziert werden. Fatal wirken sich aber auch die beiden Grossirrtümer aus, denen die Geisteswissenschaften im Zuge ihrer Reformen während des 20. Jahrhunderts verfielen: die Sucht nach «politischer Relevanz» und der Versuch, den Naturwissenschaften nachzueifern. Das eine verengt das Denken, das andere verstellt den Blick auf die eigenen Faszinationen und Stärken.



Hans Ulrich Gumbrecht ist Literaturwissenschaftler und Albert Professor in Literature an der Stanford University.

Kino

Mit unbrembarem Karacho

Jessica Chastain brilliert in «Miss Sloane» in einer furiosen Performance als rabiante Gegnerin der amerikanischen Waffenlobby.

Von Wolfram Knorr



Alle Register: Elizabeth Sloane (Jessica Chastain).

Herrscherlich klackt die Lobbyistin Elizabeth Sloane durch die Edelbüros. Kräftiger, eleganter, entschlossener, durchtriebener als die starren Edelzwirn-Böcke, die sie umgeben und an die Front schicken, wenn skrupelloses Verhalten verlangt wird. Eine durch und durch emanzipierte Frau – oder das Produkt einer Macho-Männerwelt, die sie nur zur Erfolgsdurchsetzung benutzt? Es geht um die Waffenlobby, die ein Gesetz zur schärferen Kontrolle verhindern will, und Elizabeth Sloane ist das richtige Triebwerk mit vollem verbalem Schub. Doch nach einem Konflikt mit ihrem Boss wechselt sie Knall auf

Fall die Seiten und dient sich den Gegnern an, die das Gesetz auf jeden Fall durchsetzen wollen. Sloane, rotblond, Pfefferschoten-Lippen, Augen, die in Wimperntusche-Näpfe getaucht wurden, fast immer in Schwarz, muss sich gegen Graumelierte mit dem Gebaren süffisanter Herablassung behaupten. Deshalb zieht sie alle Register, auch illegale. Lässt heimlich abhören, setzt Schwächen von Vertrauenspersonen für ihre Kampagne ein, holt sich anonymen Sex bei Escort-Kerlen und muss sich schliesslich einem Untersuchungsausschuss stellen, einer weiteren Phalanx von Männern.

«Miss Sloane», lapidar und profan, wurde der Polit-Thriller von Jonathan Perera (Buch) und Regisseur John Madden («Shakespeare in Love») betitelt, und das trifft den Nagel auf den Kopf. Denn nur sie, die Lobbyistin Elizabeth Sloane, verkörpert von Jessica Chastain, beherrscht in einer fulminanten Performance das Geschehen. Die Männer um sie herum schrumpfen zu einer Gesichtslandschaft, die Frauen zur Vasallenschar, nur sie, Jessica Chastain, bekommt beklemmende Kontur, wird zur Alles-Niederrednerin mit unbrennbarem Karacho. Dem Autor Perera, dessen Buch zunächst auf der *black list* unverfilmter Drehbücher gelandet war, gelang das atemberaubende Porträt einer gnadenlosen Business-Lady, kalt wie eine Frostmumie und von flamboyanter Intelligenz. Die moderne Version einer antiken Rachegöttin, einer Klytämnestra, legt mit der Kraft eines voll aufgedrehten Flammenwerfers die Dominanz der Männer in Schutt und Asche, auch wenn die am Ende dann doch die Oberhand behalten.

Charakter-Gipfelstürmerinnen

Diese Wendung, leider, trübt den Genuss des femininen Gipfelsturms. Hollywood knickte ein und griff auf die konventionelle Dramaturgie der Einsicht und Reue zurück, eine wenig glaubwürdige Kehrtwende. Sloane sieht ein, zu weit gegangen zu sein. Dabei ist die entscheidende Frage, die sie auf ihrem rabiaten Durchmarsch stellt, von hoher Brisanz: Wie weit darf man im Kampf gegen die Waffenlobby gehen? Sind nur ihre Waffen, die sie dabei einsetzt, verwerflich? Vor dem Untersuchungsausschuss, inmitten der Männerriege, stellt sie noch einmal die Frage. Aber unabhängig von der Wende zum Happy End ist Maddens «Miss Sloane» ein verstörendes, höchst spannendes Mimen-Kraftwerk, das jeden Zuschauer unter Strom setzt. Jessica Chastain («Zero Dark Thirty») gehört zu den virtuosen Charakter-Gipfelstürmerinnen. In den USA jedoch schätzt man offenbar solch intelligente Furien wie auch das Thema nicht. Der Film spielte, bei einem bescheidenen Budget von 13 Millionen gerade mal 1,8 Millionen Dollar ein. Hoffentlich stösst er hier auf Interesse. Er hätte es verdient. ★★★★★

Weitere Premieren

The House — Amerikanische Trash-Klamotten werden immer kreischiger und debiler, und der Komiker Will Ferrell befindet sich hier auf einem neuen Tiefpunkt. ★☆☆☆☆

Despicable Me 3 — Der Schurke Gru mit seinen gelben Helferlein, den Minions, war ein Hit. Klar folgte ein Sequel, in dem dem Bösewicht eine Frau zur Seite gestellt wurde; und jetzt, in der neuen Fortsetzung, findet Gru heraus, dass er einen Zwilling hat. Was wird wohl im nächsten Sequel folgen? Denn schon dieses hat Mühe, der Story einen Sinn zu ge-



Laut, schnell, grell: «Despicable Me 3».

ben. Aber wurscht. Es ist laut, schnell und grell, und den Fans wird's gefallen. ★★★☆☆

Paris pieds nus — Die spirrlige Kanadierin Fiona (Fiona Gordon) kommt nach Paris, um sich um ihre alte Tante Martha (Emmanuelle Riva) zu kümmern. Daraus wird erst mal eine Odyssee durch die Stadt – mit skurrilen Bekanntschaften wie dem Clochard Dom (Dominique Abel). Eine pantomimisch-tänzerische Etüde, leicht und sanft wie eine durch die Luft schwebende Flaumfeder. Abel und Gordon, beide Tänzer, haben das Ironie-Tänzchen durch Paris auch inszeniert. ★★★☆☆



Skurrile Bekanntschaften: «Paris pieds nus».

Knorrs Liste

| | | |
|----|---|-------|
| 1 | The Beguiled Regie: Sofia Coppola | ★★★★★ |
| 2 | Wonder Woman Regie: Patty Jenkins | ★★★★★ |
| 3 | Une vie Regie: Stéphane Brizé | ★★★★★ |
| 4 | Sage femme Regie: Martin Provost | ★★★★★ |
| 5 | Everything, Everything Regie: Stella Meghie | ★★★★★ |
| 6 | Churchill Regie: Jonathan Teplitzky | ★★★★☆ |
| 7 | Alien: Covenant Regie: Ridley Scott | ★★★★☆ |
| 8 | Transformers 5 Regie: Michael Bay | ★★★★☆ |
| 9 | Mummy Regie: Alex Kurtzman | ★★★★☆ |
| 10 | Baywatch Regie: Seth Gordon | ★★★☆☆ |

Jazz

The Old Master of Groove Is Back

Von Peter Rüedi

Es stimmt nicht mal für Rotwein, dass er je älter, desto besser wird. Geschweige denn für einen Musiker. Es sei denn, der heisse Ahmad Jamal, geboren 1930 (!) als Fritz Jones und mit seinem Trio in den fünfziger, sechziger Jahren so erfolgreich, dass ihn viele Hardcore-Jazzfans als eine Art sublimierten Barpianisten belächelten. Nicht so Miles Davis, der die Sparsamkeit und die Dynamik bewunderte, mit der Jamal und sein Trio fast das gesamte «Great American Songbook» neu interpretierten, die Standards in einen ganz eigenen Groove einbanden. Dabei überliess der Pianist oft weitgehend seinen Partnern die Führung, um diese mit unverhofft eingeworfenen Blocks und aufrauschenden Arpeggios ebenso zu überraschen wie sein Publikum.

Jamal liebte Live-Aufnahmen in kleineren Klubs. In der Zeit von Fusion und Jazzrock wurde es ruhiger um ihn, seine Versuche mit dem E-Piano waren seiner pianistischen Anschlagkultur auch nicht eben angemessen. Aber in den Achtzigern erfindet er sich mit seiner spannenden Kunst zwischen Fragmentarik und Opulenz neu, hauptsächlich in Konzerten vor grösserem Publikum. Und Jamal ist immer noch *on the move*, mit viel pianistischer Brillanz und nach wie vor viel Understatement und Witz. Seine jüngste CD heisst «Marseille» und ist eine Liebeserklärung an die Stadt und an Frankreich, wo seine Alterskarriere besonders gefördert wurde (bis zu offiziellen Auszeichnungen, etwa der Verleihung des Chevalier de l'Ordre des Arts et des Lettres). Von drei Versionen der Hymne an die provenzalische Kapitale ist die rein instrumentale die schönste, die finale mit der Sängerin Mina Agossi eine passable Ballade und die mit dem Rapper Abd al-Malik schwer erträglich, weil zu pathetisch. Sonst aber hält sich Jamal mit einem vorzüglichen Herlin Riley am Schlagzeug, dem singenden Bass von James Cammack und der (manchmal etwas penetranten) Perkussion von Manolo Badrena an das, was er am besten kann: überraschende, groovende neue Lesarten von Standards wie «Sometimes I Feel Like a Motherless Child» oder «Autumn Leaves». Superb.



Ahmad Jamal: Marseille.
Jazz Village 6548817



Thiel

Polygamie für alle

Von Andreas Thiel

Nachrichtensprecher: Die islamische Welt überwirft sich mit dem Westen. Weltanschauliche Wellen klatschen aufeinander und lösen einen Tsunami der Gewalt aus. Unser Nahostkorrespondent fasst die Ereignisse zusammen.

Korrespondent: Nachdem die USA gescheitert sind mit ihrem Versuch, über der arabischen Welt die Demokratie mit der Bombe abzuwerfen, versuchen es die Europäer nun auf die sanfte Tour.

Nachrichtensprecher: Und die wäre?
Korrespondent: Die EU greift tief in die Tasche, um der islamischen Welt eine Runde Demokratie zu spendieren.

Nachrichtensprecher: Aber die Araber haben doch genügend Geld.

Korrespondent: Genau deshalb wird das auch nicht funktionieren.

Nachrichtensprecher: Welche Sicht des Konflikts haben denn die Araber?

Korrespondent: Die Araber versuchten mit ihren Selbstmordattentätern, den Islam in die westliche Zivilisation reinzusprengen.

Nachrichtensprecher: Was aber ebenso wenig funktionierte wie der Abwurf der Demokratie aus dem Bomber.

Korrespondent: Genau. Deshalb versuchen die Araber nun, mit ihrem grosszügigen Moscheenbau, dem Westen eine Runde Islam zu spendieren.

Nachrichtensprecher: Und nimmt Europa dieses Geschenk an?

Korrespondent: Ja, die Moscheen werden als kulturelle Bereicherung wahrgenommen. Bloss die Schweiz zeigt sich diesbezüglich noch etwas undankbar.

Nachrichtensprecher: Was versucht der Westen denn überhaupt in die islamische Welt hinauszutragen?

Korrespondent: Freiheit, Demokratie, Gleichberechtigung und so weiter.

Nachrichtensprecher: Und was bringen die Araber von ihrer Kultur in den Westen?

Korrespondent: Nach der Ehe für alle vielleicht die Polygamie für alle?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Die Wogen sind geglättet

Leichte Verwirrung um die «Zürcher Ballade», Jonathan-Swift-Preis, Neues aus der Opern- und Theaterszene. Von Hildegard Schwaninger

Thomas Wollenberger schäumte. Der Sohn des Autors und Kabarett-Texters Werner Wollenberger, der dessen Nachlass betreut, hatte die Idee, die Kabarett-Show «Zürcher Ballade» aus den 1960er Jahren zu revitalisieren, und erzählte das Christian Jott Jenny. Jenny ist mittlerweile bekannt wie ein bunter Hund. Der Gründer des Festival da Jazz in St. Moritz stellt – mit seinem «Amt für Ideen» – diverse Veranstaltungen auf die Beine, bei denen er oft – als Entertainer Leo Wundergut oder als Sänger – selber auf der Bühne steht. Christian Jott Jenny ist umtriebiger und schnell, die Idee der «Zürcher Ballade» gefiel ihm. Er handelte – den Spiritus Rector Thomas Wollenberger hat er dabei ganz vergessen. Dieser erfuhr aus der Zeitung, dass die Premiere von «Trittligass – Zürcher Ballade» am 30. August stattfindet. Jetzt hat sich Thomas Wollenberger beruhigt, ein Rechtsberater glättete die Wogen. Wollenberger wurde in die Produktion miteinbezogen.

Die Wollenberger-Stiftung, um die sich Thomas Wollenberger kümmert (im Stiftungsrat sind unter anderem die Werbefrau Irène Hiltbold und Verlegerin Annette Ringier), verwaltet den Nachlass von Werner Wollenberger. Bewundernswert, wie unverwüstlich und zeitlos-aktuell die Texte des 1982 verstorbenen Autors sind!

Die Witwe des Juristen und Kunstsammlers Werner Dessauer, die Psychologin

Lotti Höner Dessauer, scheut keinen Aufwand, damit ihr Mann nicht in Vergessenheit gerät – und vor allem nicht der Jonathan-Swift-Preis, den er 2015 ins Leben rief. Der Jonathan-Swift-Preis war eine Herzensangelegenheit von Dessauer, dem Liebhaber von Witz, Ironie und Satire in der Literatur. Das Preisgeld von 20 000 Franken ging 2015 an Eva Manesse, ein Jahr später an Wolf Haas.

Nun, zum ersten Todestag von Werner Dessauer, gab Lotti Dessauer einen kleinen Empfang auf ihrem Anwesen in Zollikon. Das Team von Franzoli, angeführt von Daniel Dätwyler, bewirtete die Gäste mit Champagner und Fingerfood. Höhepunkt des Abends war eine Lesung von Charles Lewinsky und Gerd Haffmans. Beide sind in der Jury des Swift-Preises. Sie lasen aus «Gullivers Reisen», aus Lewinskys Roman «Mattscheibe», dann Szenen von Lorient. Da kennt sich Haffmans gut aus, war doch Lorient einst sein Schwiegervater. Bis 2012 war der Verleger, der früher in Zürich lebte, mit Lorient's Tochter Susanne von Bülow verheiratet.

Unter den Gästen: Tierschutz-Aktivistin Katharina Büttiker (der nächste grosse Animal-Trust-Event findet am 26. August im «Lakeside» statt) mit Ehemann Gero und Sohn Max Büttiker, Ex-Chirurg Thomi Preiss mit seiner Frau, der Malerin Silva Preiss, Nina Früh, Chefin des Bontempo-Caterings, und ihre Schwester Barbla Früh, die Geigerin und



Fast verliebt

Perfekte Männer

Von Claudia Schumacher

Meine Freundin Larissa hat einen Neuen, offenbar seit Wochen, ich wusste nichts davon, und als wir telefonieren, schwebt sie nicht nur auf Wolke sieben, es ist auch alles schon sehr fest, er und sie

gegen die Welt, beinahe höre ich den Herzschlag des künftigen Babys durch ihr Blut und das Telefon rauschen, als Larissa den Satz sagt, den ich befürchtet habe: «Er ist perfekt!»

Larissa und ich teilen uns ein fatales Laster: den Hang zu narzisstischen Männern. Was haben wir nicht alles erlebt! Was haben wir geweint. Larissas erster Narzisst war Tim, ihre grosse Pausenhof-Liebe – für drei Wochen im August. Er wollte, dass sie ihre langen Beine stets in Hotpants ausstellte. Als sie nach einem Radunfall ein Bein eingegipst hatte und das andere verschrammt war, ging er über zu Maja, deren Beine ebenso lang und zudem unversehrt waren. Bei mir war da zuerst Andrew, der als Student all sein Ersparnis drangab, ein Boot zu kaufen und mit mir von den Keys nach Kuba und so weiter zu segeln. Nicht nur wurden wir von der Küstenwache an Land gezogen, weil er gar nicht segeln konnte, er wurde



«Zürcher Ballade»: Texter Wollenberger.



Neue Leitung: Theater-Frau Greuel.



Handelte schnell: Unternehmer Jenny.

Aikido-Trainerin ist, Modeschöpferin **Rosmarie Amacher**, **Elmar Gaydoul**, der Vater von **Philippe Gaydoul**, **Annemarie Forrer**, Golferin (Golfklub Zumikon) und Inhaberin «Bürkli Beiz & Kiosk» (ihr Kiosk am Bürkliplatz ist an Markttagen Eins-a-Treffpunkt der Goldküsten-Ladys).

Das Sogar-Theater, das sich als «Literarisches Theater in Zürich» einen Namen gemacht hat (die Stars dort heissen **Graziella Rossi**, **Helmut Vogel**, **Mona Petri** und **Klaus-Henner Russius**), wird seit 1998 von **Peter Brunner** geleitet. Nächstes Jahr, zum 20-Jahrjubiläum, gibt es einen Wechsel. 2018 übernimmt **Ursina Greuel**. Seit Jahren gibt es vor der Saisonöffnung ein Pre-Opening – um Freunden und Gönnern für die grosszügige Unterstützung zu danken. Diesmal am 7. September, mit einem literarischen Konzert von Gourrama, das auf Texten von **Friedrich Glauser** basiert, und einem Apéro riche vom «Santa Lucia Limmatplatz». Peter Brunner wird bei der Gelegenheit seine Nachfolgerin vorstellen.

Mutation bei der Besetzung der Pressesprecherin am Opernhaus Zürich. **Julika Weinecker** hat nach mehreren Jahren in Theaterbetrieben und fünf Jahren am Opernhaus Zürich «Lust auf Veränderung und neue Herausforderungen». Ihre Nachfolgerin wird **Bettina Auge**, bisher Pressesprecherin der Oper Leipzig. **Pjotr Tschaikowskys** «Eugen Onegin», die erste Premiere der nächsten Spielzeit, wird noch von **Julika Weinecker** betreut.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

auch aggressiv, als ich seine Kompetenz in Frage stellte. Der nächste perfekte Gentleman machte mir pausenlos Geschenke, verschwieg aber mit trügerischem Geschick, dass er strenggenommen noch bei seiner Mutter wohnte. Und dann war da der Typ, der Larissa ein Pony kaufte. Das war der Gipfel. Ein Pony, wie es sich kleine Mädchen von ihrem Papa wünschen. Womit wir wohl beim Thema wären.

Liebe Leserinnen, rennen Sie so schnell Sie können, wenn am Anfang einer Beziehung alles zu schön ist, um wahr zu sein! Wenn Sie an Ihrem Liebsten nicht die leiseste Schwäche entdecken, dann hat er mit grosser Wahrscheinlichkeit so viele, dass er sie krampfhaft geheim hält – doch sie werden ans Licht treten wie alles Verdrängte: mit grosser, zerstörerischer Kraft. Woran Sie einen Narzissten erkennen? Nicht nur an der Perfektion – hypergepflegtes Äusseres, steile Karriere, sterile

Wohnung im Minimal Chic, ein scheinbares Herz für Hundewelpen –, sondern auch an seinen Grosstaten. Er hat Ihnen einen Ring für 20 000 Franken gekauft? Ja, Wahnsinn! Vielleicht tat er es, weil sein Kollege seiner Freundin ebenfalls einen gekauft hat, für 18 000 Franken – er musste ihn überbieten. Mit Liebe hat das wenig zu tun. Sie sind nur da, um ihn zu bewundern. Nach einer Phase, in der er Sie wie eine Prinzessin behandelt hat, kommt eine, in der Sie merken, wie abhängig er sie macht. «Schatz, lass mich die Finanzen regeln.» «Schatz, ich kümmere mich schon um die China-Reise.» Er nimmt Ihnen die Zügel aus der Hand – und verschafft sich selbst dabei vor allem: Macht. Über Sie. Plötzlich sind Sie das kleine Mädchen und er der grosse Daddy. Und gnade Ihnen Gott, sollten Sie daran etwas auszusetzen haben.



Unten durch

Allerwelts-Sonne

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du liest in der Zeitung, dass Paare im Durchschnitt neunzehn Minuten lang Sex haben. Das erschüttert dich. Denn genau so lange haben du und deine Freundin im Durchschnitt Sex. Letztes Jahr hast du ein paar Mal die iPhone-Stoppuhr laufen lassen, natürlich heimlich, deine Freundin muss ja nicht wissen, was du beim Sex so alles treibst, wenn sie dir den Rücken zudreht. Es waren einmal 23 Minuten (Samstagabend), einmal 5 (Montagsmorgen), einmal 10 (vor dem «Tatort») und einmal sagenhafte 38 (weil zwischen durch der Amazon-Bote deine neue Jogginghose brachte und du sie kurz ausprobieren wolltest). Jetzt bereust du, über euer Liebesleben statistische Daten gesammelt zu haben, denn diese Daten belegen nur wieder einmal deine Durchschnittlichkeit. Ja, deine, denn an deiner Freundin kann es ja nicht liegen: Sie möchte länger. Sie hat schon mehr als einmal gesagt: «Mit meinem Ex Rolf kam ich am Wochenende gar nicht aus dem Bett, und wenn wir nach Ibiza in die Ferien fahren, sahen wir das Meer nur, wenn wir auf dem Balkon vögelten.» So was sagt sie, wenn du nach neunzehn Minuten erschöpft in den Laken liegst und dir die Stirn mit dem Handtuch abtrocknest, das du im Fitnessklub hast mitlaufen lassen, nachdem du dein Abo gekündigt hast. «Mit Muskeln hast du mir besser gefallen» – das ist auch so einer ihrer Sprüche. Sie ist schon wirklich sehr direkt.

Früher hat dir das gefallen, aber mittlerweile wär's dir lieber, wenn sie weniger leistungsorientiert wäre. Aber vielleicht liegt das Problem ja woanders. Vielleicht solltest du deine Einstellung zur Durchschnittlichkeit ändern. Die Erde zum Beispiel ist im Grunde genommen ein spiessiger, völlig durchschnittlicher Planet, der sich um eine langweilige Allerwelts-Sonne dreht, die sich in einer provinziellen Ecke einer 08/15-Galaxie befindet, von deren Sorte es im Universum Milliarden gibt. Die Erde ist praktisch ein Gartenzwerg auf dem Rasen eines Reiheneinfamilienhauses im Speckgürtel von Zürich. Alle Lebewesen, die auf ihr leben, sind von Natur aus durchschnittlich, und die paar wenigen, die es nicht sind, existie-

» Fortsetzung auf Seite 76

»» Fortsetzung von Seite 75

ren eigentlich nur, damit der Durchschnitt ermittelt werden kann. Das kann man ja auch mal so sehen: Überdurchschnittlich «langatmige» Typen wie Rolf sind nur statistische Bezugsgrössen. Aber am Schluss zählt der Durchschnitt und nicht die Abweichung davon. Niemand stellt Beutelsuppen für die paar wenigen Leute her, die über extrem viele Geschmacksknospen verfügen oder über nur zwei davon (eine für Cheeseburger und eine für Double-Cheeseburger). Nein, Beutelsuppen werden für Leute hergestellt, die so viele Geschmacksknospen besitzen (10 000) wie der Durchschnitt der Schweizer Bevölkerung. Die Sitze in der S-Bahn sind weder für ehemalige Schwingerkönige konzipiert worden, die nach dem Ende ihrer Karriere und nach einer schmerzvollen Scheidung ihr Gewicht verdoppelt haben, noch für Topmodels, die sich von getrockneten Apfelschnitzen ernähren. Sondern diese Sitze sind auf dich zugeschnitten! Auf den durchschnittlichen Schweizer Mann, der 1,75 Meter gross und 75,6 Kilogramm schwer ist. Und richtet sich das Fernsehprogramm etwa an Nobelpreisträger? Wieso ist deine Badewanne nicht drei Meter lang und dein Klo nicht zwei Meter breit? Weil in unserer Welt der Durchschnitt das Mass aller Dinge ist. Ist das nicht grossartig?

«Vielleicht sollte ich dir das nicht sagen», sagt deine Freundin, «aber Rolf konnte keine Jeans von der Stange kaufen, die waren ihm im Schritt alle zu eng.» Du sagst: «Na und? Mir sind die Jeans am Bauch zu eng.» Das ist die richtige Einstellung. Du lässt dich nicht länger von statistischen Ausreissern einschüchtern. Du bist Durchschnitt, und du willst es jetzt auch sein. Du lässt dir im Copy-Shop ein T-Shirt bedrucken: «Proud to be a 19-minute man».

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Je leerer die Flasche...

Von Peter Rüedi

Andreas März, Kleinstwinzer und Olivenbauer im toskanischen Lemporecchio, im allerdings zur Hauptsache ausgewachsenen Nebenberuf Chefredaktor der Zeitschrift *Merrum* und Inhaber von deren Verlag («Agentur für italienische Lebensfreuden»), ist ein Ritter wider alles Brimborium, das den Genuss der einfachen Finessen beim Wein vernebelt. Ein Apologet des Wahren, Guten und Schönen, wenn wir so wollen. Der vermeintlich einfachen Freuden. Folgerichtig, dass er in seinem Nischenprodukt (italienische Weine und Öle für ein deutschsprachiges Publikum!) etwas erfunden hat, was er den «JLF-Test» nennt: «Je leerer die Flasche...», desto besser der Wein. Bei grösseren Tavolatas tischt er eine Anzahl verwandter Weine auf. Sieger ist derjenige, von dem am Ende am meisten getrunken wurde (selten ist es der teuerste oder «renommierteste»). Wie März die jungen piemontesischen Produzenten Trediberri beurteilt (*i tre di Berri*, nach einer Lokalität im Westen von La Morra), einen 2007 gegründeten relativ kleinen Betrieb (acht Hektaren) von Nicola Oberto, seinem Vater Federico und deren Freund Vladimiro Ram-

baldi, entzieht sich meiner Kenntnis. Sicher unterschreibt er ihre Philosophie: «Uns gefällt, den Wein zu trinken, und so gilt unsere grösste Wertschätzung der Flasche, die am schnellsten getrunken ist. Indes meint unsere Vorstellung von Trinkbarkeit nicht einfach Schlichtheit, sondern vielmehr Gleichgewicht. Es gibt extrem alkoholreiche, aber strukturierte und gleichzeitig erfreuliche Weine, oder solche mit tiefem Alkoholgehalt, die wenig bekömmlich sind. Die Flasche, die zuerst ausgetrunken ist, enthält immer den ausbalanciertesten Wein.» Deshalb würden sich die drei aus Berri vor dem Dogma hüten, sie seien immer auf der Suche nach den trinkbarsten und möglichst ausgeglichenen Weinen.

Solche programmatischen Verlautbarungen sind eines, die Resultate möglicherweise ein anderes. Nicht im Fall dieser zwei Weine, einem erstaunlich preiswerten und trinkfesten Barolo aus dem nicht ganz einfachen Jahr 2013 und einem superben Barbera 2016. Der erste zeigt eine berückende Nase mit viel süssen Beeren, etwas Feigen und einem Hauch von Schwarztee und Lakritze. Sowie Nebbiolo-typische florale Noten (Rosen). Ganz diskretes Holz, weiche Tannine am Gaumen, eine Spur Tabak. Sehr süffig, auch im Abgang keineswegs erschlagend. Ein humaner Barolo, der uns keine Achtungstellung abverlangt. Der Barbera bringt erst recht viel Wein fürs Geld. Tolle Frucht (Pflaumen, Brombeeren, Kirschen), schmeichelhafte Tannine, gute Säure – ein vollmundiger, aber trotz hohem Alkoholgehalt präziser Genuss. Ein Wein für alle Tage? Vielleicht. Aber nur dann, wenn wir bedenken, dass jeder Tag der letzte sein kann.

Trediberri Barolo DOCG 2013, 14%.

Gerstl, Spreitenbach, Fr. 33.–, www.gerstl.ch

Trediberri Barbera d'Alba DOC 2016, 14,5%.

Ebenda, Fr. 19.–

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–





Auto

E wie elegant

Für den Reisenden mit Stilbewusstsein lohnt es sich, hinter dem Steuer des neuen E-Klasse-Coupés von Mercedes Platz zu nehmen. *Von David Schnapp*

Schon der Schlüssel, der kühl und formvollendet in der Hand liegt, signalisiert, wozu es beim E-Klasse-Coupé geht: Eleganz in jedem Detail. Die «reduzierte Formensprache» repräsentiert «Schönheit und Eleganz», schreiben die Kommunikationsleute von Mercedes-Benz, und schon nach den ersten Kilometern ist man geneigt, dem ohne Einschränkung zuzustimmen. Äusserlich wirkt der zweitürige Gran Turismo durch seine re-

duzierte Linienführung zeitlos ästhetisch. Einmal eingestiegen, stösst man auf eine Leder-, Metall- und Holz-Inneneinrichtung, die in Materialisierung und Verarbeitung schon sehr nahe an Manufakturqualität ist.

Vom kühlen, glänzenden Aluminium, das die Lautsprecher der hervorragenden Burmester-Musikanlage einfasst, über die leicht raue, dunkle Holzabdeckung auf dem Mitteltunnel bis zu den Nähten, die das weiche Leder mit Sitzen, Armauflagen oder Armaturenräger verbinden, wird hier fühl- und sichtbar auf höchstem Niveau gearbeitet. Diese Art von Luxus ist ja nicht nur ein Statusbeweis, sondern steigert auch die Lebensqualität. Ich bin mit dem Mercedes-Coupé lange Autobahnstunden ins Rheingau gefahren, wo ich auf der Burg Schwarzenstein bei Nils Henkel zu Mittag gegessen habe. Das gleichnamige Restaurant ist empfehlenswert, die Fahrt aber wäre in manch anderem Auto nur halb so lustig gewesen. Viel Verkehr, Baustellen und so weiter.

Die E-Klasse nimmt einem auf solchen Fahrten ziemlich viel ab: Dank diversen Assistenz-

systemen fährt das Auto teilautonom, das heisst, auf der Autobahn hält es sowohl die Spur als auch den Abstand zum vorausfahrenden Fahrzeug. Die Verkehrszeichenerkennung ist mit dem Tempomaten vernetzt; ändert sich die Höchstgeschwindigkeit, wird das auf Wunsch automatisch übernommen.

Die so gewonnenen geistigen Kapazitäten kann ich als Fahrer nun in Gedanken investieren oder auch mal in zwei, drei Sekunden Landschaftsbetrachtung. Gebettet auf weiches Leder, das je nach Bedürfnis auch noch gekühlt oder erwärmt werden kann, um mich herum angenehm parfümierte Luft, gibt es dann für den Rücken, der sich nach drei, vier Stunden Bewegungsarmut etwas müde anfühlt, natürlich diverse Massageprogramme. Das ist eine wirklich schöne Art, individuell zu reisen.

Auf Knopfdruck Sportwagen

Und der Mercedes kann natürlich noch viel mehr, als gut zu riechen und hübsch auszusehen: Das Coupé fährt sich hervorragend. Auf Knopfdruck wird aus dem komfortablen Langstreckengleiter ein Sportwagen, der mit einer gewissen Grundaggressivität agiert, aber einen nie ganz die Haltung verlieren lässt. Die diesem Auto zugrunde liegende Eleganz wird auch bei weit über 200 km/h bewahrt – dies ist gut zu wissen, falls die Reise etwas kürzer oder schneller sein soll.

Mercedes E 400 4Matic Coupé

Leistung: 333 PS/245 kW,
Hubraum: 2996 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 78 400.–, Testwagen:
Fr. 126 766.–





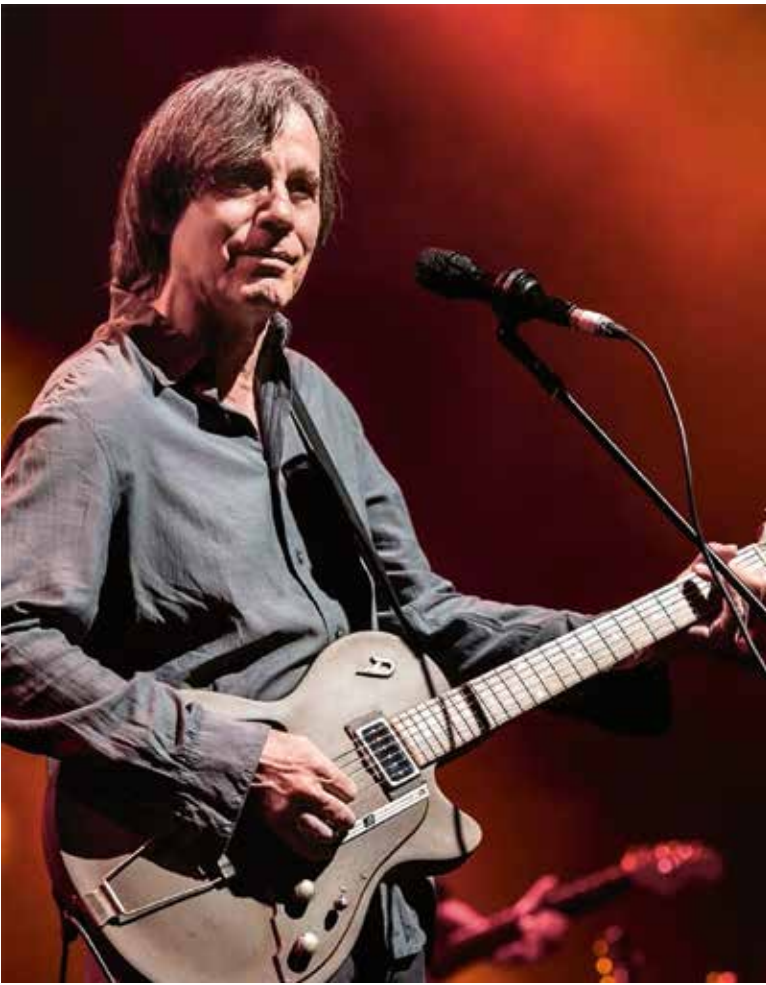
Musik

Rolls-Royce unter den Festivals

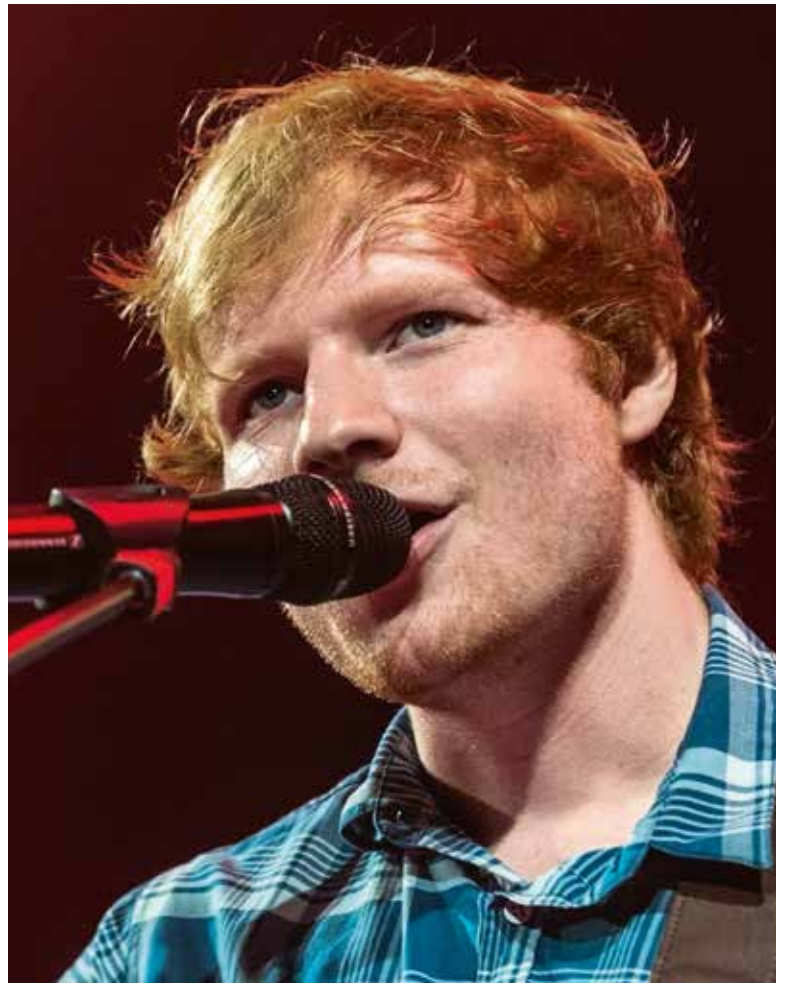
Der Nimbus von Montreux ist ungebrochen. Alljährlich treffen sich die Weltstars aus Rock und Jazz im mondänen Städtchen am Genfersee. *Ueli Frey* begleitet das legendäre Jazzfestival seit 40 Jahren mit seiner Kamera. Hier zeigt er seine besten Bilder.

«Es ragt noch immer heraus»: ZZ Top in Montreux, 2016.





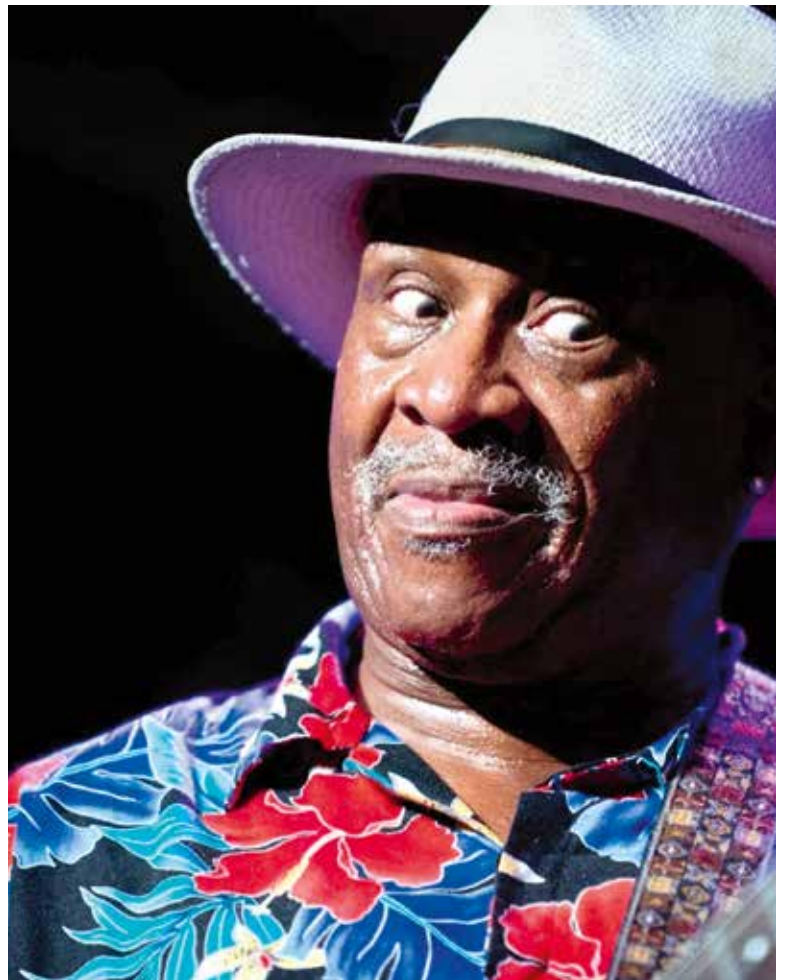
Jackson Browne, 2015.



Popstar Ed Sheeran, 2014.



Chick Corea von Return to Forever, 2011.



Blueser Taj Mahal, 2012.



«Ein Sehnsuchtsort»: Etta James und Ben E. King, 1977.

Stars

«Dann sass ich mit Jane Birkin im Auto»

Fotograf Ueli Frey erinnert sich an sein erstes Festival vor vierzig Jahren und erzählt von den prägendsten Erlebnissen in Montreux.

Herr Frey, gerade eben sind Sie wieder in Montreux aktiv. Können Sie sich an Ihr allererstes Jazzfestival erinnern?

Sehr gut sogar. Das war 1977, das Jahr meiner Matura. Ich fuhr mit ein paar Freunden hin. Montreux war ein Sehnsuchtsort, auch wegen der Konzerte ausserhalb des Festivals. Frank Zappa, Deep Purple oder Led Zeppelin hatten da schon legendäre Auftritte gehabt. Der Nimbus von Montreux war enorm.

Wie haben Sie das Festival erlebt?

Ich war hin und weg! Die Konzerte waren völlig anders als die, die ich bislang gekannt hatte. Im Zürcher Volkshaus spielten die Bands neunzig Minuten lang, dann kam die Zugabe, danach war Schluss. In Montreux sah ich 1977 im Casino die Average White Band und eine von Claude Nobs zusammengestellte Band mit Superstars. Die Musiker haben eine ganze Nacht lang in unterschiedlichen Formationen



«Das völlige Chaos»: Fotograf Frey.

gespielt, improvisiert, gejammt. Es war fantastisch. Um vier Uhr morgens haben sie dann die Türen zum See hin aufgemacht, und man konnte den Sonnenaufgang sehen. Heute ist die Seepromenade während des Festivals vollgestellt mit Ständen, es herrscht ein Riesenjahrmarkt.

Sie gingen in der Folge jedes Jahr nach Montreux. Was waren die Höhepunkte?

Da gab es so vieles – Ray Charles, James Brown, Gilberto Gil – ich weiss gar nicht, was ich hervorheben soll. In den achtziger Jahren gab es einen Auftritt von The Specials, der total ausartete. Das Publikum stürmte die Bühne, zerstörte die Kamera des Fernsehens. Beim Song «Monkey Man» kletterte der Sänger ein Gerüst hoch. Es herrschte das völlige Chaos, aber es war grossartig! Sehr berührt hat mich auch Ex-Beatle Ringo Starr mit seiner All-Starr Band. Als Zugabe dirigierte er «Yellow Submarine», dem Publikum zugewandt, mit Dirigierstock. Alle sangen, das Publikum war in gelbes Licht gehüllt, sehr schön.

Anfangs haben Sie aus dem Publikum heraus fotografiert.

Bei vielen Konzerten hatte ich die grosse Spiegelreflexkamera um den Hals. Das wurde damals noch toleriert. Später habe ich dann sogar geblitzt, das ist heute alles undenkbar.

Irgendwann wurden Sie zum akkreditierten Fotografen.

Das war vor etwa fünfzehn Jahren. Anfänglich war ich nur an wenigen Abenden zugelassen, dann an immer mehr. Heute darf man aber in der Regel nur noch bei den ersten drei Liedern fotografieren.

Sie kannten Festivalgründer Claude Nobs sehr gut, waren eingeladen an die legendären Partys in seinem Chalet. >>>

Das war immer etwas Besonderes. Das Chalet war ja ziemlich abgelegen, deshalb gab es nachts einen Fahrdienst zurück in die Stadt. Einmal sass ich mit Jane Birkin hinten im Auto. Sie erzählte mir die ganze Fahrt von Bäckereien und Patisserien in Paris. Sie wusste in jedem Quartier, wo es die besten Clafoutis gibt. Ich wusste gar nicht recht, was das ist. Ich war völlig überfordert. Heute ist das Chalet eigentlich nur noch für die Sponsoren da, ich meide es.

Wie haben Sie den charismatischen Festivalgründer Claude Nobs erlebt?

An gewissen Tagen war er der liebste und grosszügigste Mensch der Welt, an anderen hat man ihn lieber gemieden. Ich habe ihn einmal bei einem Wutanfall erlebt. Er hat herumgeschrien und seinen Schreibtisch mit einem Wisch leergefegt. Er hasste den bürokratischen Kram. Der Bürgermeister von Montreux erzählte mir, einmal sei Nobs in sein Büro gekommen und habe gesagt, dass in drei Tagen auf der Kantonsstrasse am See eine grosse Samba-Parade mit Carlos Santana stattfinden soll. Er solle die Strasse sperren. Ein solches Gesuch hätte Monate vorher eingebracht werden müssen. Nobs hat die Sache trotzdem einfach durchgezogen. Für die Behörden war er ein Albtraum. Aber seine extravagante und chaotische Art hat das Festival ausgemacht. Sein Geist ist verlorengegangen.

Heute ist es ein Festival wie jedes andere auch?

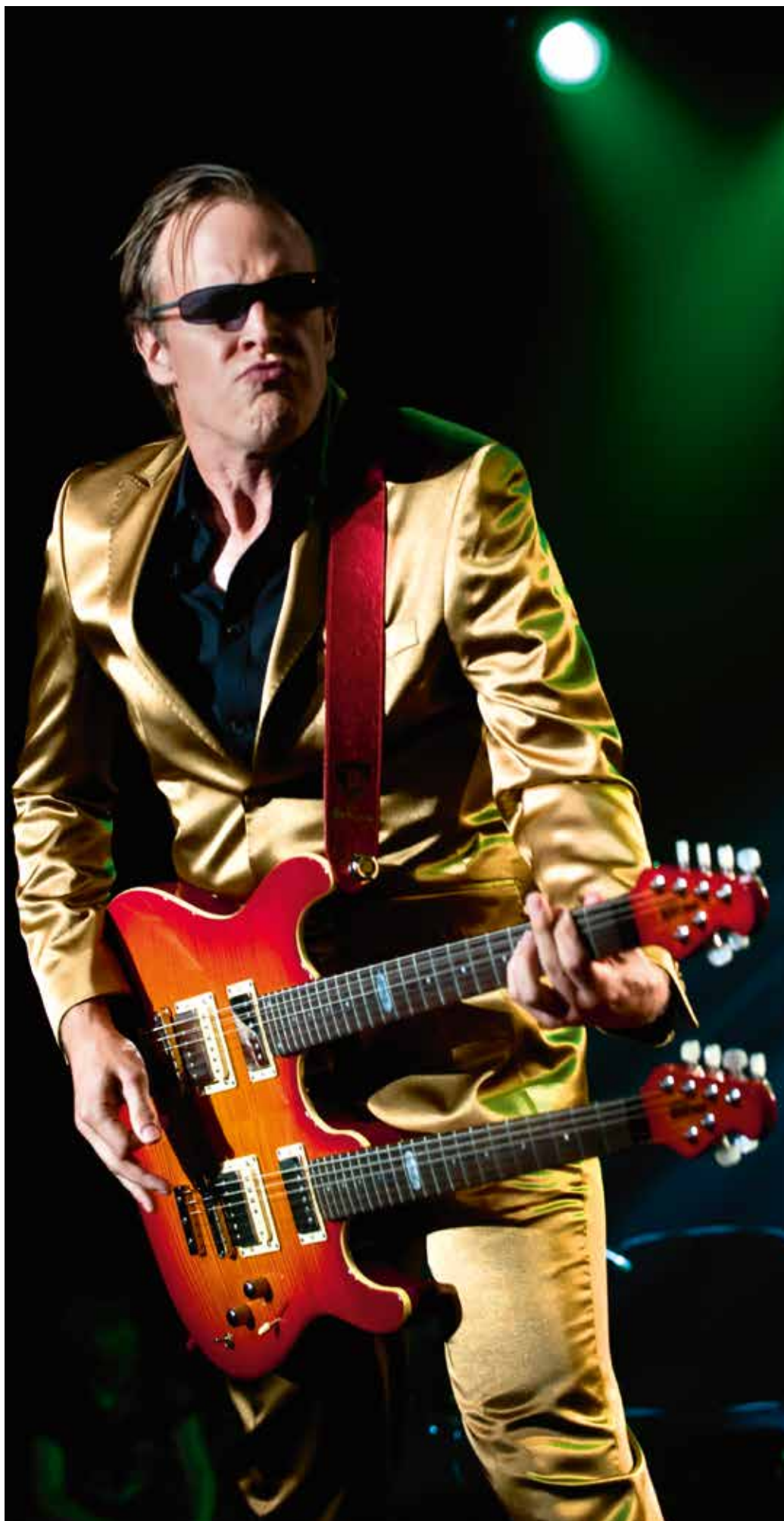
Nein, es ragt noch immer heraus. Nicht zuletzt wegen der Landschaft – und auch wegen der akustischen Qualität der Säle. Wie Quincy [Jones] sagte: «Montreux is the Rolls-Royce of Festivals!» Aber Claude hinterlässt natürlich eine grosse Lücke. Von der 50. Ausgabe zum Beispiel war ich enttäuscht. Es war ein braves Festival, eines wie jedes andere. Mit Claude wäre das anders gewesen. Er hätte sich etwas Spezielles einfallen lassen. Womöglich hätte er als Höhepunkt den ganzen Genfersee anzünden wollen! Seine verrückten Ideen und seinen Enthusiasmus vermisst man schon.

Da steckt wohl auch einiges an nostalgischer Verklärung dahinter.

Klar. Früher musste man zum Teil stundenlang auf den Start eines Konzerts warten. Ich habe mich oft furchtbar geärgert. Heute beginnen die Shows auf die Minute pünktlich. Wie die SBB. Und sie enden auch so. Da sehnt man sich plötzlich nach dem Unvorhersehbaren, dem Improvisierten von früher zurück.

Ueli Frey arbeitet als Fotograf und Journalist. Zudem ist er Zahnarzt mit eigener Praxis in Männedorf.

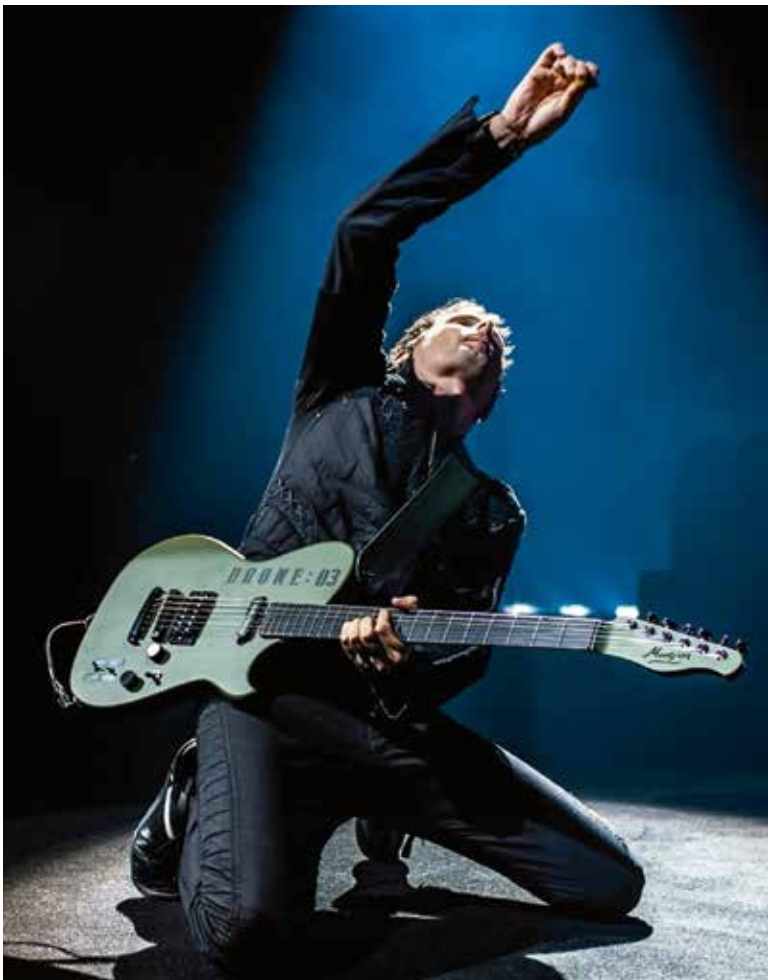
Die Fragen stellte Rico Bandle.



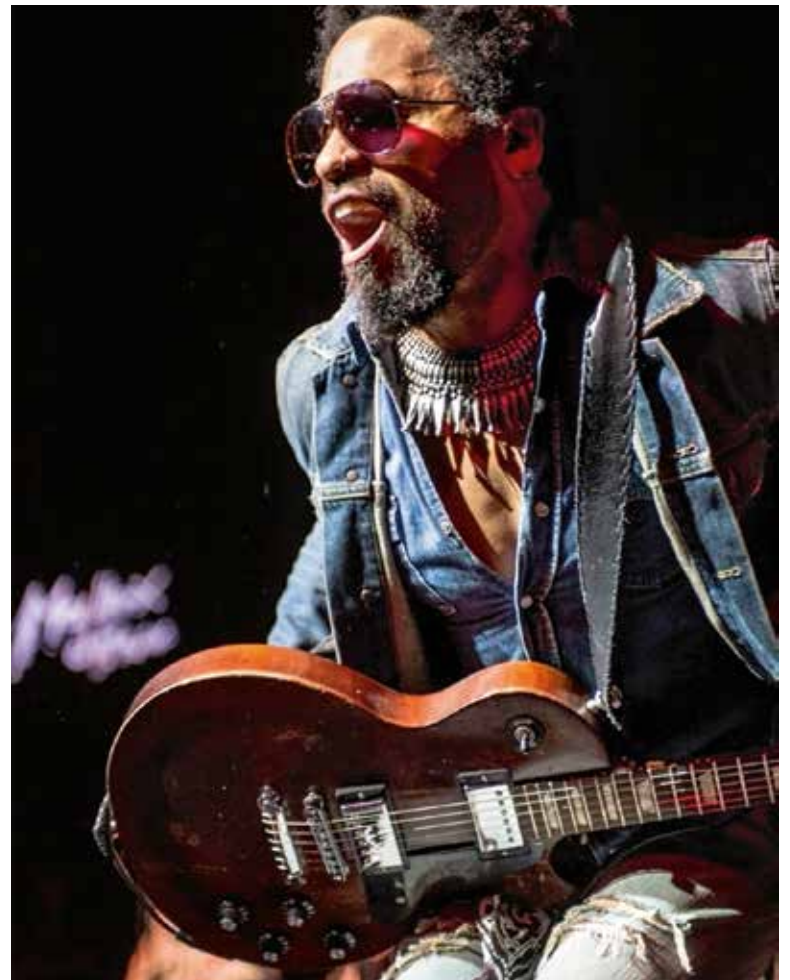
Joe Bonamassa, 2010.



George Benson, 2015.



Matthew Bellamy von der Rockband Muse, 2015.



Lenny Kravitz, 2015.



Marcus Miller, 2016.



Van Morrison, 2012.



Trip-Hop-Band Portishead im Auditorium Stravinski, 2015.



B. B. King, 2009.



Stevie Wonder, 2014.





African Women All-Stars mit Angélique Kidjo (M.), 2016.



Juliette Gréco, 2012.



Stephan Eicher, 2014.



Foxygen, 2015.



Bryan Ferry von Roxy Music, 2010.



Produzentenlegende Quincy Jones, Festivaldirektor Mathieu Jaton, 2017.



Chilly Gonzales, 2017.



Herbie Hancock, 2017.



Als wir jung waren

Erinnerungen an ein grosses Festival. Von Peter Rüedi

Bei der Betrachtung von Anfängen merken wir, wie alt wir sind. Das ist bei der Durchsicht von Familienalben nicht anders als bei der frühen Programme des Montreux Jazz Festival. Der Glanz der frühen Jahre, oder andersrum: die Tendenz von Jazzliebhabern, im Montreux Jazz Festival zunehmend ein «Monstrueux Festival» zu sehen und einen Verrat an der Musik, die da einmal im Zentrum stand, hat zum einen mit diesem verklärten Blick auf alles zu tun, was uns in einem anderen Leben, das heisst in einer früheren Phase unseres eigenen, begegnete.

Zum andern ist das Musiktreffen, das Claude Nobs 1967 mit einem genialen Riecher für produktive Kontraste erfunden hatte, in unglaublichem Tempo gewachsen. Der Jazz war damals nicht tot, aber er erreichte auch in den USA seit den Jahren des Swing in den Dreissigern immer vor allem Minderheiten. Nun war er kommerziell vollends in einer Schrumpffphase. Schon im zweiten Jahr seines Events verkündete Nobs sein Credo: «Der Jazz muss seine ursprüngliche Bestimmung als eine populäre Kunst wiederfinden.» Der Fokus verlagerte sich in den Sechzigern aus den USA nach Europa und vom Jazz auf den Rock. Für beides hatte Nobs eine feine Nase.

Plattenfirmen bestimmen den Kurs

Mehr und mehr bestimmten andere Musiken (Rock eben, Salsa, Bossa nova, aber auch Blues und Gospel) das Programm oder zumindest dessen Schwerpunkte. Montreux wurde eine Marke für die globale Musikindustrie, Plattenfirmen bestimmten die Marschrichtung (nach dem Motto: «Erfülle ich dir einen Wunsch, erfüllst du mir einen anderen»). Montreux ist bis heute immer auch, aber zwischenzeitlich mit jedem Jahr ein bisschen weniger, ein Jazzfestival geblieben. (Immerhin: 2017 treten hier unter anderem auf: Herbie Hancock, Trombone Shorty, Bill Frisell, Kurt Rosenwinkel, John Scofield, Wolfgang Muthspiel, Mike Stern / Randy Brecker, Till Brönner, George Benson, Donny McCaslin et cetera).

Hardcore-Jazzfans goutierten in Montreux das immer weniger, was sie «als Wendung zum Kommerz» beklagten. Als während eines Konzerts von Frank Zappa im Dezember 1971 das alte Casino abbrannte (nicht während des Festivals also, aber immerhin dessen Hauptbühne bis dahin), sahen sie das als ein Fanal. Noch immer fährt man nach Montreux. Aber zu einzelnen ausgewählten Konzerten. Nicht mehr zum Festival insgesamt, das in den Anfängen als solches ein Ereignis war. Jazz in Montreux, das war einmal fast ein Lebensgefühl, ein Gesamtereignis, zu dem die prominenten Acts – ganz zu Beginn waren es wenige: 1967 Charles Lloyds mit

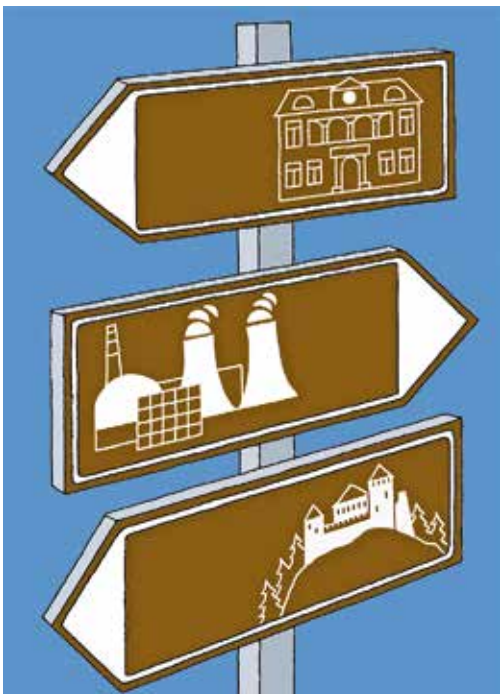
Keith Jarrett, Ron McClure, Jack DeJohnette, 1968 Bill Evans, 1969 dann bereits Kenny Burrell, Ella Fitzgerald, Eddie Harris, Les McCann, Lucky Thompson, Phil Woods – ebenso gehörten wie Überraschungen. Das waren zumal die Bands, welche europäische Radiostationen zu einem Wettbewerb nach Montreux schickten (dem verdanke ich meine ersten Begegnungen mit Jan Garbarek, Ernst-Ludwig Petrowsky, Roman Dylag, Palle Mikkelborg, Mike Westbrook, John Surman, Mike Osborne, Alan Skidmore, John Taylor, Tony Oxley, Kenny Wheeler). Nicht weniger überraschend war allerdings das Resultat eines Treffens, das wie eine Art Jam-Session improvisiert wurde und das einen Knüller zeitigte: die Begegnung zwischen Les McCann, Eddie Harris und Benny Bailey, deren grosser Wurf «Compared to What» dem Label Atlantic, dem Nobs besonders eng verbunden war, auf der LP «Swiss Movement» einen Welthit bescherte (zumal beim schwarzen Publikum).

Jene frühen Jahre in Montreux erinnere ich besonders nachhaltig wegen dieses besonderen Lebensgefühls, zu dem nächtelange Gespräche unter Freunden und mit Musikern ebenso gehörten wie Ausflüge in die Weinberge. Dass ich auf der Treppe des DRS-Übertragungswagens mit Thad Jones (meinerseits) halbwegs unisono Parker-Tunes sang. Und natürlich wegen unvergesslicher musikalischer Momente: Bill Evans (zu wiederholten Malen), Yusef Lateef mit Barry Harris, Tommy Flanagan (mit und ohne Ella Fitzgerald), Gato Barbieri, Roland Kirk, Mongo Santamaría, Tony Williams mit seiner Gruppe Lifetime, John McLaughlin mit dem Mahavishnu Orchestra (das lauteste Konzert meines Lebens) und Stan Getz mit der All-Star-Rhythmusgruppe Chick Corea, Stanley Clarke, Tony Williams (eines der feinsten). 1973 beeindruckten mich die Veteranen Stéphane Grappelli und Bill Coleman (beide mit der Rhythmusgruppe Marc Hemmeler, Jack Sewing, Daniel Humair) mehr als der erste Montreux-Auftritt von Miles Davis. 1975 war das Jahr von Norman Granz respektive Pablo Records, aus dem mir eine unvergessliche Version von «I Surrender Dear» von Roy Eldridge mit Oscar Peterson in Erinnerung ist, ferner ein Auftritt von Archie Shepp.

Schluss mit dem Namedropping. Noch lange nach dem Brand war Montreux so etwas wie eine «Encyclopedia of Jazz». Einer bestimmten Art von Jazz allerdings, derjenigen, die eben auf der Suche nach «seiner ursprünglichen Bestimmung als populäre Kunst» war. Die andere, in mehrfacher Hinsicht riskantere (sozusagen) eine andere Konfession, war ab den siebziger Jahren in Willisau zu hören.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als engagierter Heimatschützer die Heimatschutzbehörde auffordern, alle Schweizer AKW ins Inventar der schützenswerten Objekte aufzunehmen?

Thomas Brand, Ursenbach

Kernkraftwerke gehören ja heute bereits zu den bestgeschützten Objekten in der Schweiz. Aber Sie befassen sich mutmasslich mit der Frage, ob die AKW nach ihrer Stilllegung unter Denkmalschutz gestellt, also entweder in ein kantonales «Inventar für schützenswerte Bauten» oder ins nationale «Bundesinventar für schützenswerte Ortsbilder» aufgenommen werden sollten. Dies wäre sowohl aus der Sicht von Atomfreunden wie von Atomgegnern auf jeden Fall zu befürworten. Für die einen sind Kernkraftwerke Monumente einer vernünftigen Energie- und Umweltpolitik, für die anderen einer unvernünftigen. Also: Ja, völlig unbesehen davon, auf welcher Seite Sie stehen.

Alex Baur (Gründer von «Naturfreunde für Atomstrom»)

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wo sind die wilden Jahre geblieben?» *Beatrix Kruger*

In Gedanken verschleiert

Nr. 26 – «Der Mann, das Triebwesen»; Harald Martenstein über Sexismus

Ich wundere mich ja schon sehr, dass sich die moderne Frau bereits über ein Kompliment oder Avancen entrüstet und sich belästigt und diskriminiert fühlt, nur weil ein Typ hinter ihr herpfeift. Wo sind wir da, im Huscheli-Verein? Ist uns unsere Schlagfertigkeit völlig abhandengekommen? Frauen, seid versichert: Es wird eine Zeit kommen, da dreht sich keiner mehr nach euch um! Dann könnt ihr euch wieder mal beklagen, dass ihr unsichtbar seid. Oder wie Anaïs Nin treffend schrieb: dass die Frau nicht nur im Orient verschleiert ist, sondern auch bei uns, und zwar in Gedanken, die nichts von sich preisgeben. Diese heutige gezähmte und unfreie Gesellschaft, voller Zensuren und neuen Zwängen. Wo sind die wilden Jahre geblieben? Danke für Ihren gelungenen Beitrag!

Beatrix Kruger, Zürich

Noch nicht langweilig?

Nr. 25 – «Die falsche Empfehlung»; Pirmin Meier über Rolf Peter Sieferle

Endlich hat man wieder einen «neuen Sarrazin». Nur, dass sich der bis dato völlig unbescholtene Rolf Peter Sieferle nicht mehr wehren kann. Rechtfertigen müsste er sich schon mal gar nicht. Dass es der linksliberalen Mainstream-Presse da nie langweilig wird? Positiv bleibt zu vermerken, dass dieses Verhalten immer mehr Menschen nur noch nervt und sie ihre richtigen Schlüsse daraus ziehen. Insofern hat der «Fall Sieferle» auch etwas Gutes.

Chris Dasch, Saulgrub (D)

Geheimdienst geht anders!

Nr. 26 – «Die Luxusfeiern unserer Spione»; Hubert Mooser über den Chef des Schweizer Nachrichtendienstes, Markus Seiler

Die Fehlleistungen der Führungsspitze bei der Mitarbeiterauswahl unseres Geheimdienstes sind unakzeptabel, weil unprofessionell. Der Datenklau eines Mitarbeiters kürzlich und frühere unsägliche Personalien wie der ungeeignete und eine wirre Gemengelage von Dichtung und Wahrheit herbeiführende Daniel M. lassen grüssen. Dieser hat nun ein Geständnis abgelegt. Die Bundesanwaltschaft ermittelt gegenwärtig gegen zwei korrupte NDB-Mitarbeiter. Dazu kommt: Es gibt keinen europäischen Geheimdienstchef, der sich wie Markus Seiler exponiert. Bundesrätliches Durchgreifen und Ausmisten dieses Augias-

stalles mit diesen Fehlbesetzungen lässt leider auf sich warten.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Ein anderes Verhältnis zur Zukunft

Nr. 26 – «Kriege der Kinderkriegenden»; Christoph Mörgeli über kinderlose Bundesräte

Der allmählich in die Kinderlosigkeit abrutschende Bundesrat ist in bester Gesellschaft: Weder Merkel noch Macron haben eigene Kinder. Und auch der Durchschnittseuropäer zeigt wenig Interesse an Kindern. Michel Houellebecq spricht vom «Selbstmord europäischer Gesellschaften». In der Tat: Geht es so weiter, wird um 2050 die muslimische Bevölkerung in Europa die 50-Prozent-Marke überschreiten. Merkel, Macron, Sommaruga und Super-Doris braucht dies dannzumal nicht mehr gross zu kümmern; Nachkommen haben sie keine. Wer meint, kinderlose Regenten hätten kein anderes Verhältnis zur Zukunft als Eltern und Grosseltern, könnte sich täuschen. Der Mensch ist unteilbar, auch sein Privatleben beeinflusst die Politentscheide für das Land.

Dr. Armin Sierszyn, Bäretswil

Die wirklich wichtigen Probleme

Na endlich kommt sie wohl, die Ehe für alle. Das war ja auch nicht mehr zum Aushalten. Jetzt können wir wieder optimistisch in die Zukunft blicken. Die Politik packt also doch noch die wirklich wichtigen Probleme an. Dachte man doch schon, sie würde diese totschiweigen und von ihnen ablenken wollen. Tapfer, ihr Kämpfer für das Menschenrecht. Ihr habt Mutti mal so richtig gezeigt, wo der Löffel hängt.

Werner Arning, Mörfelden-Walldorf (D)

Exemplarische EU-Strafe

Was uns mit den fremden Richtern droht, sieht man heute exemplarisch an der 2,4-Milliarden-Euro-Strafe der EU für Google. Alles, was diesen «Richtern» nicht gerade in den Kram passen wird, wird getadelt und bestraft werden. Nein danke!

Paul Engel, Büetigen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 1 | | 2 | | 3 | 4 | | 5 | 6 | | 7 | | 8 | 9 | 10 |
| | | | | 11 | | | | | | | | | 12 | |
| 13 | 14 | | 15 | | | | 16 | | 17 | | 18 | | | |
| 19 | | | | | | 20 | | | | | | | | |
| | | | 21 | | | | | | | | 22 | | | |
| 23 | | 24 | | | | | | 25 | | | | | | |
| 26 | | | | | 27 | | | | | 28 | | 29 | | |
| 30 | | | | 31 | | | | 32 | | 33 | | | | |
| 34 | | | | 35 | | | 36 | | | | | 37 | | 38 |
| 39 | | | | | | | 40 | | | | | 41 | | |
| | | | | 42 | | | | | | 43 | | | | |
| | 44 | | | | | | | 45 | | | | | 46 | |

| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|
| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|

Lösungswort — Je voller desto wertvoller

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Beliebt, der schwanzlose lange Meeressäuger. 5 Eine Art Wegweiser unter den Gleisen. 11 Buena Vista Social Club machte den Gitarristen Eliades berühmt. 12 Sie spielte in Rosemaries Baby und heisst in Wirklichkeit getauft so. 13 Karl May war ein berühmter. 16 Er mordete Frauen, doch zum Glück nur im Märchen. 19 Sauer kommt es auf den Tisch, oft wächst es wild. 20 Ein Affe, und also nichts von Wasser oder Miauen. 21 Die Hafenstadt gibt teils die Sicht auf die Küsten Ägyptens frei. 22 Legendärer englischer König. 23 Keine Männerbünde, solche Verbindungen sind reine Chemie. 25 Papuasprache, leider schwer verständlich. 26 Mann ist einer, man denke nur an Thomas. 27 Für das fertige Werk braucht es noch ein bisschen etwas. 28 Man sieht ihn oft in den Wäldern der USA. 30 Sieht so aus, als sei sie einem böse gesinnt. 32 Oliver Ress, Rapper, und wie er sich versteckt. 34 Linearer Energietransfer, gestrafft. 35 Geist oder Vision? Bei ihr schwer zu sagen. 39 Muss ja nicht gerade Adam sein, doch in die Richtung. 40 Dänisches Pendant unseres Rappens. 41 Wohl eine Grossmutter. 42 Im Jahre, irgendwann. 43 Zwei Schweden, der eine war Filmregisseur, der andere Skirennfahrer. 44 Monsieur fragt nach der Uhrzeit. 45 Rechtwinklig gebogenes Stück und typisch amerikanisch. 46 Genügsamer Oliver begnügt sich mit der Hälfte.

Senkrecht — 1 Resolute: so der Schreibtisch im Oval Office des Weissen Hauses. 2 Bei Lukas sind sich Italiener und Kroaten einig. 3 Nicht Bäckers sondern Priesters Brot. 4 Holiday on ... – eine ziemlich coole Show. 5 Fahrrad-Geschichte: Er gewann die Tour de France dreimal hintereinander. 6 Ihnen fehlen die Bauchflossen, dafür haben sie unzählige Wirbel. 7 Hauptstadt, der Polarkreis ist nicht weit. 8 Für ihn ist Arbeit liebgewonnene Tätigkeit. 9 Der persische Titel dient auch als Familienname. 10 Das Schicksal der Seele ist laut Schiller in sie geschrieben. 14 Erfolgreiches Volk in Vorderasien, 4000 Jahre ist es her. 15 Bei ihnen fühlt man sich schnell als Zwerg. 17 Eine Gattung, die schwere Geschütze auffährt. 18 Geografie: in Ungarn liegt der grösste Binnensee Mitteleuropas. 20 Schweizer stehen auf Rösti, Bündner eher darauf. 23 Bei ihm geht's ganz bestimmt hinunter. 24 Nein, keine Klone, sondern Rekonstruktionen. 25 Deutsche nennen unser Pfandleihhaus auch so. 27 Sie ist fabelhaft oder schlicht grauenhaft. 29 Vor langer Zeit oder dann einfach: irgendwann. 31 Römern und Rittern bekanntes Zahlungsmittel. 33 Eilen – hier nicht mit Weile, sondern chaotisch. 36 James, jener legendäre Captain. 37 Welch ein Mann, das lässt sich von Celentano sicher sagen. 38 Vierwaldstättersee: jener Berg, aber richtig.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 524

| | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | D | A | H | E | I | M | B | | | L | S | A | A | C |
| K | A | N | A | L | | A | M | O | S | | I | N | R | O |
| F | J | K | N | E | | K | O | M | P | A | G | N | O | N |
| O | | A | S | C | H | E | N | B | A | H | N | | M | G |
| R | E | N | E | | A | | T | E | E | N | A | G | E | R |
| U | | | | B | I | M | S | | H | E | L | E | N | E |
| U | K | R | A | | I | N | E | | M | E | N | E | M | S |
| | L | E | G | O | | I | S | A | R | | M | A | A | S |
| B | J | L | A | | T | E | R | A | L | | W | E | H | R |
| E | D | I | S | O | N | | B | A | E | I | N | I | E | R |
| B | | E | S | P | A | N | A | | S | A | T | I | N | |
| E | F | F | I | | K | | C | H | A | T | | N | A | H |

Waagrecht — 1 DAHEIM 7 ISAAC 12 KANAL
13 AMOS (Soma) 16 INRO (noir, franz. f. schwarz) 17 FINNE 18 KOMPAGNON
20 ASCHENBAHN 22 MG (Top-Level-Domain von Madagaskar) 23 RENE 25 TEENAGER
27 BIMS 29 HELENE (berühmte Birne, Sketch v. Lorient) 30 UKRAINE 33 MENEM 34 LEGO
35 ISAR 37 MAAS (heiko, dt. Bundesminister d. Justiz) 39 BILATERAL 41 WEHR 42 EDISON
43 BAEHNLER 45 ESPANA (span. f. Spanien)
46 SATIN 47 EFFI 48 CHAT 49 NAH

Senkrecht — 1 DAI 2 ANNAN 3 HANSE 4 ELEC (-tion, engl. f. Wahl) 5 MAKE (-up, Schminke, allg. auch Verschönerung) 6 (Sex-) BOMBE 8 SIGNALEMENT 9 ANN (Mondkrater) 10 AROMEN 11 CONGRESS (engl. f. Zusammenkunft etc.) 12 KFOR 14 MONTS (franz. f. Berge) 15 SPAEHER 19 AHNEN 21 HAIN 24 EUKLID 26 GEMAHLIN 27 BIOTOP 28 MEIR (Golda) 31 RELIEF 32 AGASSI 33 MALA (port. f. Koffer) 36 SABAC 38 ARENA 39 BEBE 40 ENAK 41 WHAT (engl. f. was) 44 ESA

Lösungswort — **MENTALITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

UPC für Geschäftsleute

Ultraschnelles
Internet für
jedes Business

- ✓ 7 x 24 Business Support
- ✓ Installation vor Ort (optional)
- ✓ Modem kostenlos



BUSINESS INTERNET 500
FIBER POWER

- ✓ Ultraschnelles Internet
mit bis zu 500 Mbit/s

CHF 47.60/Mt.
Nach 3 Monaten CHF 119.-/Mt.*



BUSINESS INTERNET 200
FIBER POWER

- ✓ Schnelles Internet
mit bis zu 200 Mbit/s

CHF 39.60/Mt.
Nach 3 Monaten CHF 99.-/Mt.*



BUSINESS KOMBI 50

- ✓ Bis zu 50 Mbit/s Internet
- ✓ 1 Rufnummer inklusive
- ✓ CHF 69.-/Mt.*

Jetzt anrufen:
0800 678 105 | upc.ch/business

